This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

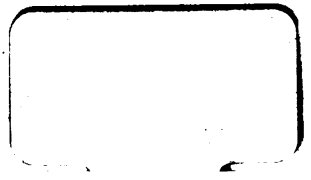
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Die

Symbolik der Bienen

und ihrer Produkte

in

Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen

der Völker

für

wissenschaftlich gebildete Imker sowie alle Freunde des klassischen Altertums und einer ästhetischen Naturbetrachtung

nach

den Quellen bearbeitet

von

Joh. Ph. Glock.

Motto: Parva licet componere magnis.
(Virg. Georgic. IV, 276.)

Heidelberg.
Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung
Theodor Groos.
1891.

17

Die

Symbolik der Bienen

und ihrer Produkte

in

Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen

der Völker

für

wissenschaftlich gebildete Imker sowie alle Freunde des klassischen Altertums und einer ästhetischen Naturbetrachtung

nach

den Quellen bearbeitet

von

Joh. Ph. Glock.

Motto: Parva licet componere magnis.
(Virg. Georgic. IV, 276.)

Heidelberg.
Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung
Theodor Groos.
1891.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.

Von dem

unter dem allerhöchſten Protektorate

Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und Königin

Eliſabeth von Öſterreich

ſtehenden

Wiener Bienenzüchter-Verein

mit dem I. Preiſe gekrönt.

„Einſt ward Eros, der Dieb, von den zornigen Bienen geſtochen,
Als er Honig dem Korb entwendete. Vorn an den Händen
Hatten ſie all' ihm die Finger durchbohrt; er blies ſich die Hände,
Schmerzvoll, ſprang auf den Boden und ſtampfte. Jetzo der Kypris
Zeigt' er das ſchwellende Weh' und jammerte, daß ſo ein kleines
Tierchen die Biene nur ſei und wie mächtige Wunden ſie mache."
Lächelnd die Mutter darauf: „„Biſt du nicht ähnlich dem Bienlein?
Schau, wie klein du biſt und wie mächtige Wunden du macheſt!""
(Theokrit, überſ. von J. H. Voß.)

Das Original des nebenſtehenden Lichtdrucks befindet ſich in dem königlichen Muſeum in Berlin (Nr. 1190) und iſt bis jetzt für die Kunſtwelt noch nicht vervielfältigt worden, alſo hier erſtmals reproduziert.

„Einſt ward Eros, der Dieb, von den zornigen Bienen geſtochen,
Als er Honig dem Korb entwendete. Vorn an den Händen
Hatten ſie all' ihm die Finger durchbohrt; er blies ſich die Hände,
Schmerzvoll, ſprang auf den Boden und ſtampfte. Jetzo der Kypris
Zeigt' er das ſchwellende Weh' und jammerte, daß ſo ein kleines
Tierchen die Biene nur ſei und wie mächtige Wunden ſie mache."
Lächelnd die Mutter darauf: „„Biſt du nicht ähnlich dem Bienlein?
Schau, wie klein du biſt und wie mächtige Wunden du macheſt!""
(Theokrit, überſ. von J. H. Voß.)

Das Original des nebenſtehenden Lichtdrucks befindet ſich in dem königlichen Muſeum in Berlin (Nr. 1190) und iſt bis jetzt für die Kunſtwelt noch nicht vervielfältigt worden, alſo hier erſtmals reproduziert.

Amor, der Honigdieb, und Venus von Lukas Cranach dem Älteren.

Die

Symbolik der Bienen

und ihrer Produkte

in

Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen

der Völker

für

wissenschaftlich gebildete Imker sowie alle Freunde des klassischen Altertums und einer ästhetischen Naturbetrachtung

nach

den Quellen bearbeitet

von

Joh. Ph. Glock.

Motto: Parva licet componere magnis.
(Virg. Georgic. IV, 276.)

Heidelberg.
Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung
Theodor Groos.
1891.

1

Die Symbolik der Bienen

und ihrer Produkte

in

Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen

der Völker

für

wissenschaftlich gebildete Imker sowie alle Freunde des klassischen Altertums und einer ästhetischen Naturbetrachtung

nach

den Quellen bearbeitet

von

Joh. Ph. Glock.

Motto: Parva licet componere magnis.
(Virg. Georgic. IV, 276.)

Heidelberg.
Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung
Theodor Groos.
1891.

„Einſt ward Eros, der Dieb, von den zornigen Bienen geſtochen,
Als er Honig dem Korb entwendete. Vorn an den Händen
Hatten ſie all' ihm die Finger durchbohrt; er blies ſich die Hände,
Schmerzvoll, ſprang auf den Boden und ſtampfte. Jetzo der Kypris
Zeigt' er das ſchwellende Weh' und jammerte, daß ſo ein kleines
Tierchen die Biene nur ſei und wie mächtige Wunden ſie mache."
Lächelnd die Mutter darauf: „„Biſt du nicht ähnlich dem Bienlein?
Schau, wie klein du biſt und wie mächtige Wunden du macheſt!""
(Theokrit, überſ. von J. H. Voß.)

Das Original des nebenſtehenden Lichtdrucks befindet ſich in dem königlichen Muſeum in Berlin (Nr. 1190) und iſt bis jetzt für die Kunſtwelt noch nicht vervielfältigt worden, alſo hier erſtmals reproduziert.

Amor, der Honigdieb, und **Venus** von Lukas Cranach dem Älteren.

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung: Die mythologische und ästhetische Bedeutung der Symbolik 1

Erster Teil.

Die symbolische Natur der Bienen.

Erstes Kapitel: Zeugen aus allerlei Volk 9
Zweites „ Die Wunder der Bienenstadt 20
Drittes „ Die Haupt-Grundgesetze des Bienenstaates . . 33
Viertes „ Der Bienen Blumenfahrt 51
Fünftes „ Viel Feind' — viel Ehr' 60
Sechstes „ „Das Schwärmen" ist des Imkers Lust . . 69
Siebentes „ Wie die Bienen Hochzeit halten 77
Achtes „ Unsere Bienen in Australien 82
Neuntes „ Eine steierische Bienenmutter oder wie die Bienen ein Haussegen werden 89

Zweiter Teil.

Die Symbolik der Bienen bei den vornehmsten Kulturvölkern.

Erstes Kapitel: Bei den Indern 105
Zweites „ „ „ Egyptern 119
Drittes „ „ Hebräern und Mohammedanern . . . 145
Viertes „ „ Griechen und Römern 157

Seite

Die Bienen ein Symbol des verlorenen Paradieses, des goldenen Zeitalters 182
Die Bienen ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung 184
Die Bienen ein Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit 187
„ „ „ „ der Wehrhaftigkeit und Tapferkeit 193
„ „ „ „ der Reinheit und Jungfräulichkeit 196
„ „ „ „ der Dichtkunst und Redekunst . 199
„ „ „ „ der Liebe 202
Die Bienen ein auguriſches Symbol 212
Fünftes Kapitel: Bei Germanen und Slawen 217

Dritter Teil.

Klaſſiſche Beilagen zur Symbolik der Bienen aus dem Buche der Weltlitteratur.

Beilage I.

Virgils Landbau-Gedicht, IV. Buch.

Vorbemerkungen 278
Urtext und metriſche Überſetzung 283
Sachliche Erläuterungen 312

Beilage II.

Bernard de Mandeville's „Bienenfabel".

Vorbemerkungen 338
Urtext und metriſche Überſetzung 358

Beilage III.

Der Ämſen-Immenkrieg
von Ferdinand Bereslas.

Erſter Geſang. Süßliebs Tod 386
Zweiter Geſang. Die Rüſtung 392
Dritter Geſang. Der Götterrat 398
Vierter Geſang. Die Ämſen-Immenſchlacht 402
Fünfter Geſang. Des Krieges wunderſame Endſchaft . . . 408

Vorwort.

Unter den Bienenzüchtern gilt mit Recht das Sprichwort: „Wer Bienen halten will, muß die Bienen lieb haben.“ Vielleicht gilt dieſes Wort auch von denen, welche über die Bienen ſchreiben. Es ſollte wenigſtens alſo ſein. Da nun beides bei dem Verfaſſer dieſer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zutrifft — denn bei demſelben iſt die Bienenzucht von des ſeligen Großvaters Zeiten her ein Stück Familientradition — ſo wäre derſelbe a priori zur Abfaſſung einer Bienenſchrift berechtigt. Ob er dazu befähigt war, iſt freilich eine andere Sache. Darüber wolle der geneigte Leſer entſcheiden.

Nicht wollte der Verfaſſer mit der Veröffentlichung dieſer Studie, der Frucht langjähriger Bienenarbeit des Suchens und Sammelns, die Zahl der naturwiſſenſchaftlichen und techniſchen Bienenbücher vermehren. In dieſem Gebiete, welches allerdings für die Praxis der Bienenzucht das Hauptgebiet der apiſtiſchen Litteratur bleiben wird, haben die Großmeiſter und Kleinmeiſter das Ihre gethan, jeder nach dem Maß ſeiner Erkenntnis und Erfahrung, ſo daß es nachgerade für die Proſa der Bienenkunde und Bienenzucht der Lehrbücher faſt mehr als genug geben dürfte.

Dagegen ist die Poesie der Bienen und ihrer Produkte — und eine solche hat es bei allen bienenzuchttreibenden Völkern aller Zeiten und Zonen gegeben — viel zu wenig beachtet worden. Und doch ist es eine ganze Fülle des Guten, Wahren und Schönen, was der in das Leben und Weben der Bienen sich versenkende Menschengeist entdeckt, woran Herz und Gemüt sich erwärmt, begeistert und erbaut haben. Ja, es liegen in dieser poetischen Bienenlitteratur wahre Schätze und echte Kleinodien und Perlen verborgen, wie solche kein anderes Gebiet der Naturdichtung im gleichen Umfang aufzuweisen hat. Nur ergeht es diesen poetischen Schätzen in der Litteratur der Bienen wie allen Schätzen: sie sind nicht leicht zu heben. Einmal liegen diese Schätze nicht auf der Oberfläche des Tages, sondern müssen zumeist tief unten gesucht werden im Schoße der Geschichte und Litteratur der Völker, ja in dem allertiefsten Schacht des Volkslebens, über welchem das Dunkel der Sage geheimnisvoll gelagert ist; sodann werden sie nicht immer als eitel Gold und Silber am Fundort zu Tage gefördert, oft sind Schlacken und viel taubes Geröll dabei, welche dann erst säuberlich ausgeschieden werden müssen; endlich sollte man, um über die Bienen, diese „Lieblinge der Musen", zu schreiben, selber ein Liebhaber der Werke der Musen sein. Das alles leistet dem wissenschaftlichen Forscher die Symbolik. Aus diesem Grunde haben wir unserer Schrift, welche wir auch eine Anthologie der Bienenpoesie aller Zeiten hätten nennen können, den Namen Symbolik gegeben, um damit von vornherein die wissenschaftlichen Prinzipien, welche maßgebend waren, zu bezeichnen.

Die außerordentliche symbolische Natur unseres Insektes ist selbstredend für den, der sich mit ihm beschäftigt, auch unbestritten anerkannt. Uns liegt ob, auf Grund dieser symbolischen Natur, wie sich solche jedem Volke nach einer besonders wichtigen Seite offenbarte, die symbolische Bedeutung der Bienen für das religiöse, künstlerische und dichterische Leben jedes Volkes nach den Quellen zu untersuchen, im Zusammenhang mit dem jeweiligen Volkscharakter zu begreifen und die Hauptmomente, die Resultate unserer symbolischen Darstellung, in vergleichender Darstellung vorzuführen. Einzelne Bemerkungen, wie sie in dieser Richtung da und dort in apistischen Büchern und Zeitschriften, in Gestalt von gelegentlichen Citaten philologischer Kommentatoren auftauchen, können der Symbolik eines klassischen Kulturtieres nicht genügen. Auch handelt es sich auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaften nicht mehr bloß um Griechen und Römer, wenn das große Reich des Symbolischen betreten wird. Die großen Kulturvölker des fernen Ostens, die uns geistig näher stehen als unseren Vätern, wollen beachtet sein.*) Es ist Pflicht und Bedürfnis zu wissen, wie sich derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee in den verschiedenen Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt hat. Die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller einschlagenden Sagen, Dichtungen, kultischen Einrich-

---

Vgl. Lenz: „Zoologie der alten Griechen und Römer" S. 562 f.
Keller: „Die Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung." (Gerade die Biene fehlt!)
Angelo de Gubernatis: „Die Tiere in der indogerman. Mythologie" (übers. von Hartmann), Kap. IV, S. 506 f.

tungen und künſtleriſchen Darſtellungen eröffnet zum Schluß eine intereſſante Perſpektive auf das trotz der lokal und hiſtoriſch motivierten, individuellen Beſonderheit der einzelnen Völker immerhin vorhandene Gemeinſame des Anſchauens und Empfindens der Menſchheit als ſolcher. Die Bienenſymbolik dürfte ſomit in ihrem beſcheidenen Teile dazu beitragen, das intereſſante kulturhiſtoriſche Prinzip, welches anerkanntermaßen die Tier-Mythologie und -Symbolik beherrſcht, mitaufzuhellen und bereichern zu helfen. Hier gilt in Wahrheit: „maxima in minimis.“

Zuzenhauſen, im Juni 1891.
bei Heidelberg (Baden.)

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Die mythologiſche und äſthetiſche Bedeutung der Symbolik.

„Viel ſind der Wunder fürwahr,
Und feſſelnd mehr als der Wahrheit Wort
Täuſcht der Sterblichen Seele die Dichtung
Mit vielfach verſchlungenen bunten Sagen.
Der Anmut Zauber, der alles den Sterblichen
Süßer macht und mit Würde bekleidet,
Verlockt zum Glauben oft an Unglaubliches."
(Pindar.)

Die Mythologie, in deren weites Gebiet unſere ſymboliſche Studie über die Biene und ihre Produkte einſchlägt, iſt mit Recht die Kinderſprache des menſchlichen Geſchlechtes genannt worden. Die Phantaſie des Kindes glaubt an die Beſeelung der einzelnen Naturgegenſtände. Alles Sichtbare, Gegenſtändliche, Objektive iſt der Ausdruck und das Werk unſichtbarer Kraft und Wahrheit. Das iſt die große Idee, welche auch im Glauben jedes Kindes ſchlummert, welche auch im Gemüte der kindlichen Menſchheit, der Völker aller Zeiten und Zonen vorhanden war und noch iſt.

Groß, unermeßlich wie die Erſcheinungen der ſinnlichen Welt ſelbſt, iſt das Reich, in dem die menſchliche Phantaſie dieſe ihre Objekte ſucht. Himmel und Erde, Tag und Nacht, Blitz und Donner, Regen und Sonnenſchein, das Größte wie das Kleinſte in Tier- und Pflanzenwelt und nicht zuletzt der Menſch, der zur Herrſchaft berufene König der ſichtbaren Schöpfung, wird in dieſes dichteriſche Schaffen der Phantaſie hineingewoben. So unerſchöpflich nun einerſeits das Leben iſt, das die Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Bildungen und

Erscheinungen entwickelt, so groß ist andererseits die Verschiedenheit, in welcher die jedesmalige Individualität eines Menschen und Volkes einen und denselben Naturgegenstand auffaßt. Daher die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Natursymbole untereinander und jedes einzelnen wieder für sich. Wie eigentümlich lokal ist z. B. für den Inder der Elefant, dieses heiligste Tier seiner Symbolik, für den Ägypter der Scarabäus, als Symbol der Zeugung und des Weltganzen, für den Araber das Kamel, das Schiff seiner Wüste, für den Germanen die Esche oder Eiche, diese Urbäume seiner Wälder! Wie verschieden gestaltet sich ein und dieselbe Naturerscheinung, wenn z. B. der Mond in seinem ersten zunehmenden Stadium dem Orientalen als ein silbernes Hufeisen erscheint, das der Rappe der Nacht auf dem Galoppe durch die gestirnten Räume des Himmels verloren hat, dem Ägypter als ein silberner Nachen, in welchem die Göttin des Mondes auf den dunkeln Wogen der Nacht sanft und still dahingleitet, dem Hellenen als die leuchtende Sichel, die den Uranos verstümmelt und der aus dem Schaume des Meeres auftauchenden Göttin der Schönheit und Liebe das Dasein gegeben. Anders symbolisiert ein Ackerbau treibendes Volk, anders ein Nomaden- und Jägergeschlecht, anders eine vorzugsweise kriegerische Nation: dem ersteren sind z. B. die weißen Wölkchen am Himmel ebensoviele Rinder und Kühe, die mit ihrer Milch die Erde tränken, dem zweiten eine Lämmerschar, die dahinflieht „wie wenn der Wolf die Herde scheucht", dem dritten ein Kriegszug schneller Rosse, deren Hufschlag am Firmament das Donnergetöse hervorbringt.

Daneben giebt es aber auch eine ganze Reihe Symbole — und das sind eben vorzugsweise Tiersymbole — welche bei allen Völkern eine fast gleichlautende Deutung erfahren. So symbolisiert der Löwe durchweg den heroischen Mut, der Adler die himmelanstrebende Kraft, der Fuchs oder die Schlange die verschlagene List, der Schmetterling die sich selbst erneuernde Lebenskraft — die Biene vorzugsweise das gesellige und gesetz-

mäßige Leben der ſtaatlichen Ordnung, den raſtloſen Fleiß, die männliche Wehrhaftigkeit und Treue des Volkes u. ſ. f.

Für die jugendliche Menſchheit war dieſe Symbolik von unendlichem Wert. Ein glücklich gefundenes Symbol war für ſie die im Geiſte aufkeimende Idee ſelbſt eine lebendige augenſcheinliche Offenbarung, eine Inſpiration des von der Phantaſie erleuchteten Verſtandes, welche auf das nachmals Begriffene hindeutet, es im voraus zur Ahnung und Anſchauung bringt. Je genauer die jeweilige Naturerſcheinung und die Vorſtellung der Idee im Menſchengemüt zuſammentreffen, deſtomehr wird das Symbol naturwahr und dient mit Recht zum Pfande der Wahrheit und Gewißheit. Wir können in dieſer Richtung nicht genug den wunderbaren, ich möchte ſagen, inſtinktiven Takt des ſymboliſierenden Menſchengeſchlechtes bewundern.

Dieſe Symbolik war aber für die Völker in ihren Kindheitsjahren kein müßiges Spiel der Phantaſie, ſondern pſychologiſche Notwendigkeit und feierlicher Ernſt; ſie allein konnte mit ihren dem Naturleben mit Kindesaugen abgeſehenen Bildern und Gleichniſſen die erwachenden religiöſen Gefühle feſthalten und zur Darſtellung bringen. So iſt die Symbolik der ſubſtantielle Kern aller Naturreligion und jeglichen Kultus; die Symbolik hat immer einen mythologiſchen Charakter; ihre Bilder und Zeichen haben eine hieratiſche Bedeutung im Kultus.

Nicht minder groß iſt die äſthetiſche Bedeutung der Symbolik. Die mythologiſierende Symbolik iſt, auf ihre pſychologiſche Entſtehung angeſehen, als ein unmittelbares Produkt der dichtenden Phantaſie, Poeſie. In der Mythologie konnte, wie Schelling (Einleitung zur Philoſophie der Mythologie S. 54 f.) überzeugend nachgewieſen hat, nicht irgend eine Philoſophie wirken, welche die Geſtalten erſt bei der Poeſie zu ſuchen hat, ſondern dieſe Philoſophie war ſelbſt weſentlich zugleich Poeſie, ebenſo umgekehrt: die Poeſie, welche die Geſtalten der Mythologie ſchuf, ſtand nicht im Dienſte einer von ihr verſchiedenen Philoſophie, ſondern ſie ſelbſt und weſentlich war

auch Wissen erzeugende Thätigkeit, Philosophie. Dies letzte bewirkt, daß in den mythologischen Vorstellungen Wahrheit, doch nicht bloß zufällig, sondern mit einer Art von Notwendigkeit sein wird; das erstere, daß das Poetische in der Mythologie nicht ein äußerlich Hinzugekommenes, sondern ein Innerliches, Wesentliches und mit dem Gedanken selbst Gegebenes ist. Muß man doch erkennen, daß von wahrhaft poetischen Gestalten nicht weniger Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit gefordert wird, als von philosophischen Begriffen. Freilich hat man die neuere Zeit vor Augen, so ist es nur wenigen und seltenen Meistern gelungen, den Gestalten, deren Stoff sie nur aus dem zufälligen und vorübergehenden Leben nehmen konnten, eine allgemeine und ewige Bedeutung einzuhauchen, sie mit einer Art von mythologischer Gewalt zu bekleiden; aber diese wenigen sind auch die wahren Dichter von Gottes Gnaden, die anderen werden doch eigentlich nur so genannt. Wo immer der Dichtergenius diesen Mutterboden der kindlichen, volkstümlichen Phantasie berührt, da wachsen ihm die besten Kräfte zu; wo die Sprache des Dichters über diese natürliche Symbolik verfügt, da haben seine Gedanken jedesmal zündende Gewalt. So ist die Poesie die berufene Begleiterin, der untrügliche Interpret des echten Volksgemütes; Mythus und Sage sind die heiligen Lieder des ursprünglichen Volksglaubens „im höheren Chor".

Ja, bis in die Gegenwart herein ist der symbolisierende Trieb eine Macht im Volksleben geblieben; mag die Oberfläche des Volkslebens auch noch so prosaisch nüchtern und verstandesmäßig kalt geworden sein, in der Tiefe jedes gesunden Volkes sprudeln noch warme Quellen poetischer Schaffenskraft genug; es bedarf nur der Zauberrute wahrer Sympathie, um diese Quellen zu entdecken. Wir meinen das dem Volke und Kinde so in das Herz hineingewachsene Märchen, welches zu den Trümmern und Motiven der uralten Sagen und Legenden sich gesellt, als letztes verhallendes Echo des alten Volksglaubens. Der Reiz des Märchens beruht darin, daß es uns in die

Wunderwelt der Kindheit zurückversetzt und zur Frühjugend der Menschheit hingeleitet.

Endlich gehört auch das Sprichwort und der oft dunkle, mit dem Namen Aberglaube, Zauber u. dgl. verpönte Volksgebrauch als letztes Glied in der langen Kette symbolisch-mythologischer Bildungen hierher. Das Sprichwort, welches eine breite Gedankenreihe in eine scharfe, prägnante Gedankenspitze zuschleift, damit das Edelmetall der Wahrheit und Weisheit desto schärfer in Ohren und Herzen der Hörer eindringe und haften bleibe, sieht im besonderen Fall das Ideale oder Allgemeine verwirklicht. Es wird nicht gemacht, sondern thatsächlich erfunden; nur so wird es ein wahrhaftes Nationalgut. Selbst der lichtscheue Aberglaube mit seinen mancherlei groben und feinen Abstufungen, mit seinen absonderlichen Gebräuchen und Gewohnheiten erhält in diesem großen Zusammenhang eine historische und psychologische Berechtigung; er erscheint als der letzte unverstandene Niederschlag einer uralten Symbolik und Mythologie auf der taghellen Fläche des gegenwärtigen Lebens. „Nomen est mutatum, numen retentum."

Aus dem Gesagten erhellt das Recht, kraft dessen wir die Symbolik eines einzelnen symbolischen Tieres durch alle Stadien der mythologischen, kultischen und poetischen Entwicklung bei den einzelnen Kulturvölkern verfolgen und in zusammenhängender Darstellung vorführen zu dürfen glauben.

Vgl. Schelling: „Einleitung zur Philosophie der Mythologie."
Böttiger: „Ideen zur Kunstmythologie."
Baur: „Symbolik und Mythologie."
Nork: „Mythologie der Kunstsagen."
Creuzer: „Symbolik und Mythologie."
Friedreich: „Symbolik und Mythologie der Natur."
Menzel, Wolfgang: „Symbolik."
Carrière, Moritz: „Kunst und Ideale."

Erſter Teil.

Die ſymboliſche Natur der Bienen.

„Maxima in minimis.“

Erſtes Kapitel.

Zeugen aus allerlei Volk.

„Mancher von ſolchem Beweiſe geführt und ſolcherlei Beiſpiel
Lehrte, daß in den Bienen ein Teil des göttlichen Geiſtes
Wohn' und ätherischer Hauch."
(Virgil, Georg. IV., 219 f.)

Aber, ſo hören wir einwenden, hat denn das ſtille, unſcheinbare und weltverborgene Bienenleben, haben Honig und Wachs, dieſe auf dem heutigen Weltmarkte ſo ſehr entwerteten Bienenprodukte, überhaupt einen ſymboliſchen Wert, wenigſtens in dem ganzen Umfang, den wir im vorausgehenden Kapitel hierfür in Anſpruch genommen haben? Was will denn dieſes kleine Inſekt, dieſer winzige Hautflügler als Symbol bedeuten gegenüber den koloſſalen Rieſen der Tier- und Pflanzenwelt, vor deren majeſtätiſcher Kraft ſich der Menſch gerne beugt? Gewiß die rieſigen Dimenſionen eines Walfiſches und Elefanten oder eines foſſilen Reptiles, etwa eines Ichthyoſaurus oder Pleſioſaurus aus der geologiſchen Vorzeit ziehen die allgemeine Aufmerkſamkeit viel mehr auf ſich. Den Löwen, den König der Tiere, und den Adler, den Herrſcher der Lüfte, laſſen wir bis auf den heutigen Tag als Symboltiere gelten. Fürſten und Völker führen beide mit berechtigtem Stolze auf Wappenſchildern, Münzen und Standarten. Beide, ausgezeichnet durch heroiſche Kraft und dieſe wieder geadelt durch edlen Stolz und königliche Würde, ſind die Lieblinge unſerer Symbolik geworden. Eine Löwen- oder Adler-Symbolik ließe ſich jeder gefallen und beide Tiere haben auch in der That ſchon ihre Spezial-Symboliker

gefunden. Aber kann man denn auch eine Bienensymbolik schreiben?

Es ist wahr, für die Nichtkenner — und deren sind mehr als der Kenner und Liebhaber — haben die Bienen durchaus nichts Wunderbares und Symbolisches an sich, überhaupt nichts Anziehendes und Sympathisches. Im Gegenteil, der Unverstand thörichter Menschen wirft unsere Honigbiene, diesen ältesten und wohlverdienten Adel der ganzen Insektenwelt immer noch gerne zusammen mit dem Geschmeiß der lästigen Fliegen oder gar mit dem schnöden Räubervolk der Hornisse und Wespen, dieser offenbaren Schädlinge für Tiere und Pflanzen. Die Unschuldigen müssen auch hier, wie so oft in der Welt, mit den Schuldigen leiden. Darum kommt es immer noch leider vor, daß man aus Unverstand, Bosheit oder übertriebener Furcht die lieben Bienen in Acht erklärt, verfolgt und gar tötet, oder in thörichter Verblendung, wie es noch jüngst in einem deutschen Staate vorgekommen sein soll, den Schutz des Gesetzes gegen sie verlangt, als ob sie die Blumen schädigen und die Früchte der Gärten fressen könnten, während unsere tüchtigsten Naturforscher einstimmig nachgewiesen haben, wie unter allen Insekten gerade die Bienen für eine erfolgreiche Befruchtung einer zahllosen Menge von Pflanzen, speziell auch Kulturpflanzen, die unentbehrlichsten Dienste leisten. Der schrecklichste der Schrecken ist eben der Mensch in seinem Wahn. Es gilt heute noch und zwar nicht nur den Theologen, sondern den Gelehrten wie den Ungelehrten, den Philosophen nicht minder als den Naturforschern, was der alte Friedrich Christian Lesser, weiland Pfarrherr in Nordhausen, in der Vorrede zu seiner im vorigen Jahrhundert Epoche machenden Insekto-Theologie*) zu klagen hatte:

*) D. i. vernunft- und schriftmäßiger Versuch, wie ein Mensch durch aufmerksame Betrachtung der sonst wenig geachteten Insekten zu lebendiger Erkenntnis und Bewunderung der Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des großen Gottes gelangen könne. II. Auflage. Leipzig 1740. Lesser scheint in der ersten Hälfte des vorigen Jahr-

„Es ist bedauernswert, daß auch Theologi
— Denn Viele nehm' ich aus und spreche nicht von Allen —
Sich um des Schöpfers Werk' nicht die geringste Müh'
Zu nehmen angewöhnt. Wie kann dies Gott gefallen,
Daß seine Diener so von seinen Wundern schweigen,
Wenn sie von aller Herrlichkeit,
Macht, Majestät, Vollkommenheit
Des Schöpfers in den Kreaturen
Uns fast nicht die geringsten Spuren,
Weil sie sie selbst nicht kennen,
Auch nicht zeigen!"

Das ist's eben, „weil sie sie selbst nicht kennen!" Wer die lieben Bienen nicht kennt, nicht mit ihnen umgeht, und durch den vertrauten Umgang sie lieb gewonnen hat, der kann sie auch nicht bewundern; dem ist es unverständlich, wie sich an das wunderbare Leben dieser Insekten eine geradezu klassische Symbolik bei fast sämtlichen bekannten Kulturvölkern anschließen konnte. Darum müssen wir gewissermaßen zur empirischen Konstatierung der in dem Bienenleben implicite ruhenden symbolischen Hauptmomente die symbolische Natur der Bienen zunächst einer Würdigung unterziehen. Eine wirkliche Wunderwelt

---

hunderts überhaupt viele Nachfolger gefunden zu haben. Der Kuriosität halber erwähnen wir, daß Lesser selber noch eine Testuccav-Theologie (Leipzig 1744) herausgab. Ihm folgten Allwen mit einer Bronto-Theologie (1745), Rohr mit einer Pluto-Theologie (1740), Fabricius mit einer Pyro-Theologie (1732) und Hydro-Theologie (1734), Darham mit einer Physiko-Theologie und Astro-Theologie (1752). Lessers Insekto-Theologie erlebte mehrere Auflagen und wurde nach 1792 ins Französische übersetzt unter dem Titel: „Théologie des insectes ou demonstration des parfections de Dieu par W. Lesser" von P. Lyonnet (Le Haye).

Die von uns benutzte II. Ausgabe der heute sehr selten gewordenen aber um ihres urwüchsigen, gesunden Humors willen immer noch interessanten Lesserschen Insekto-Theologie befindet sich auf der Großh. Hofbibliothek in Darmstadt, deren hoher Verwaltung wir bei dieser Gelegenheit nicht versäumen unseren geziemenden Dank für die uns persönlich erwiesene Handreichung aus den seltenen Bücherschätzen gen. Bibliothek hochachtungsvoll auszusprechen.

wird ſich vor unſeren Augen aufthun. Wir werden ſtaunend anerkennen, wie hier im ſcheinbar Kleinſten das Große und Größte, deſſen wir Menſchen uns rühmen, zu finden iſt. Hier gilt: Maxima in minimis. Schon das iſt ein Wunder und verdient aus der Wunderwelt der Bienen als erſtes ausſchlaggebendes Hauptmoment hervorgehoben zu werden, daß unſere Honigbiene (apis mellifica) bis auf dieſe Stunde der einzige Repräſentant aus dem großen Reiche der Inſektenwelt iſt, welcher ſeit den älteſten Zeiten der Menſchheit domeſtiziert wurde und zwar nicht bei einem Volke der Menſchheit allein, ſondern bei allen Völkern und in allen Zonen, wo immer die Mutter Natur dieſem Liebhaber der Blumen und Blüten die nektariſchen Quellen freundlich erſchloſſen hat. Die Biene iſt das einzige Inſekt, welches den Kreislauf der Civiliſation mitgemacht hat, ſo gut wie das edle Pferd, das nahrungſpendende Rind, die genügſame Ziege, das geduldige Schaf und der treue Hund. Von der heißen Zone der Äquatorialländer mit ihrer paradieſiſchen Urwaldsflora bis an die Grenze des Polarkreiſes, in den noch mit Baumwuchs und Blumen geſchmückten Fjorden Norwegens, oder auf unſeren alpinen Hochgebirgen bis an die Grenze des ewigen Schnees und an die Ränder der Gletſcher dehnt ſich das Heimatland der Bienen. Wo immer Völker aus dem Urzuſtande der Roheit und Wildheit auch nur auf die unterſte Stufe einer geordneten häuslichen, wirtſchaftlichen und geſelligen Lebensgeſtaltung ſich erhoben, da geſellte ſich zu den anderen bekannten Haustieren als guter Genius des Hauſes die kleine Biene dazu. Sie folgte gerne dem Menſchen, der auch ihr Herr und Gebieter iſt, aus Bergesklüften und Waldesdunkel in den umfriedeten Garten und zum friedlichen, ſicheren Hof und Heim. Sie überſteigt mit ihm die höchſten Gebirge und wandert mit ihm über die weiteſten Meere. Sie hat den Auswanderer aus der alten Welt in die neuentdeckten Erdteile, nach dem amerikaniſchen Kontinent, der ſie vorher noch nicht autochthoniſch beſaß, ſowie nach der auſtraliſchen

Inselwelt im großen Ozean begleitet, um dort, zumal in Amerika, unter der rationellen Pflege wirklicher Großzüchter in den Blumenparadiesen von Cuba, Kalifornien, Texas und Brasilien, wo früher nur das in tausend Farben schillernde Geschlecht der zierlichen aber nutzlosen Kolibris auf die Blumenweide auszog, Wunder zu thun und Hunderttausenden von Menschen einen von Jahr zu Jahr lukrativer werdenden Erwerb zu verschaffen. Der amerikanische Honig, man mag bei uns daran mäkeln soviel man will, beherrscht so gut wie der amerikanische Weizen und Mais bereits thatsächlich den Weltmarkt und die amerikanischen Großbienenzüchter, die sämtlich Berufsimker sind, haben in der Schule ihres Reverend Langstroth, dieses Dzierzon Amerikas, etwas gelernt, so daß sie den besten Meistern der europäischen Bienenzucht nicht nur ebenbürtig geworden sind, sondern in der Technik des Betriebes kraft des praktischen Erfindungsgeistes, der dem Amerikaner angeboren ist, uns längst überholt haben. Die Honigbiene ist in Amerika ein Kulturtier im eminentesten Sinne des Wortes geworden*). Nicht ohne

*) Nach einer uns vorliegenden statistischen Zusammenstellung eines für den Weltmarkt zuverlässigen Stockholmer Tageblattes (Dagens Nyheter) beschäftigte die Bienenzucht in den Vereinigten Staaten im Jahre 1890 ungefähr 300 000 Personen. Die jährliche Honigproduktion beläuft sich auf 100 Millionen Pfund im Durchschnittswerte von 15 Millionen Dollars (1 Dollar = 4 Mark). Die jährliche Wachsproduktion wird in runder Zahl auf 500 000 Pfund geschätzt, was einem Geldwerte von 100 000 Dollars entspricht. In County Noalde (Texas) hat die Bienenzucht neuerdings eine solche Ausdehnung erlangt, daß man diesen Distrikt das „Honigland" von Texas nennt. Zwei dortige Farmer haben im letzten Jahre (1890) allein über 20 000 Pfund versandt. Ein dritter verkaufte 11 000 Pfund und ist noch im Besitze einer gleich großen Menge.

Dagegen schätzte ein Fachmann in der Luxemburger Zeitung den Honigertrag von Frankreich im Jahre 1887 nur auf 7086 Kilogramm im Werte von 9818 Frcs. (das Kilo zu Fr. 1,39) und den Wachsertrag zu 2,064 Kilogramm im Werte von 4574 Frcs. Wenn auch unsere deutsche Bienenzucht und die mit ihr auf gleicher Stufe der Ent-

Grund betrachten die Indianerstämme Nordamerikas die Bienen als Vorboten des weißen, den Büffel der Prärien als Begleiter des roten Mannes und behaupten nicht unzutreffend, daß in demselben Verhältnisse, wie die Bienen vorrücken, der Büffel und der Indianer zurückweichen müssen (Washington Irving, tour of the prairies c. 9).

Weiter ist die Honigbiene so gut wie unsere übrigen Haustiere durch eine jahrhunderte-, ja jahrtausendelange Zucht thatsächlich veredelt worden. Es bestehen für gewisse Gegenden und Länder ganz eigenartige, durch Farbe und Behaarung, noch mehr durch Vermehrungskraft und Leistungsfähigkeit sehr variierende Bienenrassen wie die Italienerbiene, die Krainerbiene und die Lüneburger Heidebiene, deren jede ihre besonderen Vorzüge besitzt. Inwieweit die von manchem unserer Bienengroßmeister empfohlene planmäßige Reinzucht die Qualität des Insektes vermehren wird, kann erst die Zukunft zeigen. Jedenfalls ist die Honigbiene als Kulturtier veredelungsfähig.

Auch insoferne ist die Biene im Kontakt mit der fortschreitenden Kultur der Menschheit geblieben, als ihre Zucht und Pflege Hand in Hand mit den Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Naturwissenschaften gegangen ist. Kein Zweig der Landwirtschaft, in deren Rahmen sie schon die Römer gestellt haben, hat in den letzten Jahrzehnten eine solche Umwälzung der gesamten Betriebsweise erfahren, als die Bienenzucht. Physik und Chemie wurden als Berater herbeigezogen, Männer der Wissenschaft mit Namen von erstem Rang, wie die Professoren Leuckart und Taschenberg, haben neben geborenen Bienengenies, wie Dr. Dzierzon, v. Berlepsch und vielen andern, deren Namen weithin bekannt sind, die Geheimnisse des Bienenlebens entschleiert und wissenschaftlich beschrieben. Über kein

---

wicklung stehende in Österreich-Ungarn bedeutendere Resultate aufweisen kann als diejenige Frankreichs, so können wir mit Amerika eben doch nicht konkurrieren.

Haustier giebt es eine ſolche Maſſenlitteratur wie über die Bienen. Bei uns Bienenzüchtern will nachgerade im buchſtäblichen Sinne des Wortes alles „mobil“ machen. Und dennoch — trotz aller dieſer offenkundigen Fortſchritte der Bienenwiſſenſchaft und trotz dieſer bedeutenden Leiſtungen der Bienenzucht, wovon das nächſte beſte Bienenzucht-Lehrbuch Zeugnis giebt, iſt das letzte große biologiſche Geheimnis der Bienen, das eigentliche Zentrum aller vom Bienenvolk vollbrachten Funktionen, die über das Durchſchnittsmaß der gewöhnlichen tieriſchen Leiſtungen ſo unendlich weit hinausgehen, noch nicht enthüllt. Es giebt zur Stunde noch in Anſehung des Bienenlebens mehr als einen dunklen Punkt, über den wohl Mutmaßungen und Meinungen genug, aber noch lange keine wiſſenſchaftlich geſicherten Beobachtungen vorhanden ſind.

So iſt die Biene für unſer Geſchlecht immer noch ein Wunder, an dem wir zu lernen haben. Gerade die Frage nach der Tierſeele und den geiſtigen Fähigkeiten der Tiere im Vergleiche mit dem Seelenvermögen und der Geiſteskraft des Menſchen, die ſo nahe liegt und ſo alt iſt als das menſchliche Denken ſelbſt, hat — das wolle wohl bemerkt werden — bei allen Völkern gerade durch die liebevolle Beobachtung der phänomenalen Lebensfunktionen unſerer Bienen eine höchſt intereſſante Beleuchtung erfahren, an der wir hier nicht vorübergehen können. „Den Vorzug vor allen Inſekten“, ſchreibt ſchon Plinius (hist. nat. XI, 5, 4), „müſſen wir den Bienen zugeſtehen. Wir müſſen ihnen die meiſte Bewunderung zollen; ſie ſind die einzigen bloß um der Menſchen willen geſchaffenen Inſekten. Sie ſammeln den ſüßen, feinen, der Geſundheit ſo zuträglichen Saft, welchen wir Honig nennen; ſie ſammeln das uns zu tauſendfältigem Gebrauche ſo wichtige Wachs; ſie arbeiten mit Ausdauer, führen Gebäude auf, bilden einen Staat, halten Ratsverſammlungen ab, wählen Anführer, und haben, was das Merkwürdigſte iſt, beſtimmte Sitten. Sie ſind nur ein winziges Schattenbild der Tiere und dennoch ſind ſie unvergleichliche Meiſterſtücke der

Natur. Welche menſchliche Kraft kann ſich mit ihrer Wirkſamkeit und ihrem Kunſtſinn meſſen? Welcher Mann thut es ihnen an Klugheit gleich? Darin wenigſtens übertreffen ſie uns Menſchen gewiß, daß ſie alles und jedes nicht für ſich, ſondern nur für das allgemeine Beſte thun.“ Und Celſus bemerkt mit berechtigter Ironie: „Wenn die Menſchen ſich von den Tieren unterſcheiden, weil ſie Städte bewohnen, Geſetze machen und eine Obrigkeit an ihre Spitze ſtellen, ſo will das nichts bedeuten; denn Bienen (und Ameiſen) thun das nämliche. Die Bienen haben ihren König, welchen ſie begleiten und ihm gehorchen; ſie haben ihre Kriege, Siege und Metzeleien der Beſiegten; ſie haben Städte mit Vorſtädten, regelmäßige Arbeitszeit, Strafen für die Faulen und Schlimmen.... Wenn jemand imſtande wäre, vom Himmel herab auf die Erde zu blicken, welchen Unterſchied könnte er entdecken zwiſchen den Arbeiten der Menſchen und denjenigen der Bienen?“ Unſer Herder (Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit) nennt im Hinblick auf ſolche Leiſtungen die Tiere „die älteren Brüder des Menſchen“, „inſofern im Tierreiche die Vorſtufen zu den höheren geiſtigen und moraliſchen Fähigkeiten des Menſchen, wie Vernunft, Sprache, Kunſt, Staatenbildung und Gemeindeleben zu ſuchen ſind.“ Huxley (natural history review 1861) meint, daß kein Unparteiiſcher daran zweifeln könne, „daß die Wurzeln aller jener großen Fähigkeiten, welche dem Menſchen ſein unermeßliches Übergewicht über alle anderen belebten Dinge verleihen, ſich bis tief in die Tierwelt hinab verfolgen laſſen.“ Der Tierſeelenkunde müſſe notwendig eine viel tiefere Bedeutung zuerkannt werden als früher, wo ſie mehr oder weniger nur eine Spielerei von Anekdotenjägern zur müßigen Unterhaltung eines urteilsunfähigen Publikums abgegeben habe. Tito Vignoli (Über das Fundamentalgeſetz der Intelligenz im Tierreich S. 25) behauptet: „Das Studium der ſpeziellen Seelenlehre des Menſchen, welche die unentbehrliche Grundlage jeder allgemeinen Vernunftwiſſenſchaft iſt, entbehrt jedes Fundamentes,

wenn ihr nicht eine vergleichende Psychologie des Tierreiches zur Seite geht und dieselbe psychologische Potenz in dem Zusammenhang des intelligenten Lebens im ganzen Tierreiche betrachtet wird." „Das Tierreich bleibt sonst sozusagen ohne Kopf und der Mensch ohne Basis, auf die er sich stützen könnte." In treffender Weise macht F. M. Trögel („causeries sur la psychologie des animaux" 1856) darauf aufmerksam, daß die entwickelteren Repräsentanten der Tierwelt — und dazu rechnet er nächst den Ameisen unsere Bienen — ähnlich dem Menschen eine eigene Willens- und Empfindungskraft an den Tag legen. Er behauptet geradezu: „Wenn man von dem psychologischen Studium des Menschen zu dem Studium der Tierseelenkunde übergeht, so muß man staunen, bei den Tieren eine ganze Reihe von seelischen Erscheinungen wiederzufinden, die man eben erst in den geheimsten Falten des menschlichen Herzens und Geistes entdeckt hat. Bei jedem Schritte, den man auf diesem ungeheueren Gebiete macht, gelangt man von Überraschung zu Überraschung: Verstand und Dummheit, List und Einfältigkeit, guter und schlechter Geschmack, Herzensgüte und Bosheit, Milde und Strenge, Ungestüm und Phlegma, Ernst und Unbesonnenheit, Beständigkeit und Leichtfertigkeit, Tapferkeit und Feigheit, Mut und Prahlerei, Unerschrockenheit und Ängstlichkeit, Treue und Untreue, Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß, Offenheit und Hinterlist, Stolz und Bescheidenheit, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Feinheit und Rohheit, Mitleid und Grausamkeit, Verschwendungssucht und Geiz, Mäßigkeit und Gefräßigkeit, Hoffen und Verzweifeln, Eigensinn und Nachgiebigkeit, Gehorsam und Widerspruch, Traurigkeit und Frohsinn, Zorn und Unempfindlichkeit, Faulheit und Fleiß — kurz, die Temperamente, die Leidenschaften, die guten und schlechten Eigenschaften des Menschen steigen eines nach dem andern aus dem weiten Meere des tierischen Lebens empor und überall zeigt sich dem erstaunten Beobachter das treue Abbild unseres ganzen gesellschaftlichen, industriellen, künstlerischen und politischen Lebens."

M. Carrière (Äſthetik I, S. 276) ſchreibt: „In der Stufenreihe der Entwicklung ſtreben die Tiere der Menſchheit zu und können wohl als deren auseinandergelegte und zerſtreute Glieder bezeichnet werden, ſowie die Entwicklungsgeſchichte des Menſchen die Stufen des Tierlebens durchſchreitet. Bienen und Ameiſen geben Vorſpiele menſchlicher Gemeinſchaft und dies ihr Zuſammenſein macht geradezu einen äſthetiſchen Eindruck.“ Anakreon hat die Cicade wie eine Nachtigall der Inſektenwelt begrüßt und Viſcher (in ſeiner Äſthetik) bemerkt ſinnig, wie das unendliche Summen, das die Inſekten im Wohlgefühl des Lebens an ſchönen Frühlings- und Sommertagen anheben, wie eine allgemeine Stimme aus unſichtbarem Munde klingt, womit die Schöpfung ſich ſelbſt den Segen der Wärme erzählt.

Wer halbwegs in die Wunderwelt gerade der Kleinſten, vorab unſerer lieben Bienen, eingedrungen iſt, wem ſie mehr ſind als eine Inſektenſpecies, die ihn mit Honig verſorgt, der wird den Lückenbüßer Inſtinkt längſt aus ſeinem Bienen-Sprachgebrauch verbannt haben. Inſtinkt, dieſes Allerwelts-Verlegenheitswort, unter dem ſich jeder etwas denkt und keiner was Rechtes und Vernünftiges, iſt doch nur ein leeres Wort, auf deſſen Konto der Menſchenverſtand alles das zu ſchreiben gewohnt iſt, das er ſelber nicht begreift. Nicht umſonſt läßt Shakeſpeare ſeinen bacchantiſchen Bramarbas Falſtaff, als er eben von Prinz Heinz in ſeiner erbärmlichen Feigheit überraſcht worden iſt, zur Entſchuldigung die hohlen Worte vortragen:

„Inſtinkt iſt eine große Sache!
Ich war eine Memme aus Inſtinkt.“

„Es giebt keinen Zufall, Zufall wäre Gotteslästerung!“ ruft unſer Leſſing in der Emilia Galotti aus tiefſter Überzeugung, gleichſam plötzlich von der religiöſen Wahrheit überwältigt. „Es giebt keinen Zufall!“ ſagt Schillers Wallenſtein und ſetzt hinzu:

„Denn was euch blindes Ohngefähr erſcheint,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.“

Es giebt auch keinen Instinkt, Instinkt wäre nicht minder eine Gotteslästerung; oder wäre es keine Sünde wider unser besseres Wissen und Gewissen, wenn wir, weil es einmal so hergebracht ist, die wunderbaren Leistungen unserer Mitgeschöpfe nur als Automatenstücklein gelten lassen wollten. Unsere Menschenwürde erleidet durch dieses Zugeständnis keinerlei Einbuße und die Ehre Gottes, für die wir Menschen schon so oft in Thorheit geeifert haben, wird dadurch wahrhaftig nicht geschädigt. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk." Auch das Würmlein im Staub darf seinen Schöpfer ehren. Wer will es uns verwehren, wenn auch wir dem klassischen Dichter zum Lobe unserer Lieblinge nachbekennen:

„Daß in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes
Wohn', und ätherischer Hauch, denn die Gottheit gehe durch alle
Länder hin und Räume des Meers und Tiefen des Himmels.
Schafe daher und Rinder, der Mensch und des Wildes Geschlechter,
Jedes bei seiner Geburt entschöpf' ihr Hauche des Lebens.
Siehe, auch dorthin kehre dereinst, der Verwesung entronnen,
Alles zurück und nirgend sei Tod; es schwinge sich lebend
Unter die Zahl des Gestirns und leucht' am erhabenen Himmel."
(Virg. Georgic. IV, 220 ff.)

Doch genug der Zeugen aus allerlei Volk zum endgiltigen Beweis, daß der Menschengeist zu allen Zeiten dem Leben und Weben unserer Bienen sinnend gelauscht hat. Wer noch mehr Zeugnis verlangt, sei auf die unermeßliche Welt der Tierfabel und der Märchen hingewiesen, in die wir, soweit sie das Bienenleben berühren, in den nachfolgenden Kapiteln eintreten werden.

Zweites Kapitel.

Die Wunder der Bienenstadt.

„Wie sie die Wohnung bauen
Von gold'nem Pergament,
Kann niemand je beschauen;
Kein Künstler von Talent
Kann so Bewund'rung wecken,
Die Zimmer all' sind gleich,
Gesondert mit sechs Ecken
Das Honigkönigreich."
Georg Philipp Harsdörfer,
Pegnesisches Schäfergedicht.

Aus der Vorhalle der Zeugen treten wir jetzt in das eigentliche Heiligtum des Bienenlebens selbst, wo es uns verstattet sein wird, an einzelnen besonders hervorragenden Manifestationen der unseren Bienen innewohnenden Intelligenz die symbolische Natur derselben von verschiedenen interessanten Seiten kennen zu lernen und zwar beginnen wir mit demjenigen Teil, der dem beobachtenden Menschen zunächst ins Auge fallen muß, mit dem Haus und Heim der geselligen Tiere, sagen wir gleich mit der Bienenstadt und dem Bienenstaat.

Wer heute durch die schönen breiten Straßen einer modernen Großstadt wandelt und rechts und links Haus an Haus, Palast an Palast, Villa an Villa, wetteifernd in Zweckmäßigkeit, Pracht und Gefälligkeit der mancherlei Baustile, vor seinen Augen aufsteigen sieht, wer beobachtet, wie der die Straßen füllende wirre Menschenknäuel von Großen und Kleinen, von Männlein und Weiblein, von Alten und Jungen jeden Standes und Ranges, anstatt in jedem Augenblick zusammenzustoßen und zu stocken, sich immer wieder freundlich entwirrt und friedlich weiterflutet vom Morgen des Tagewerks bis tief in die zum Tage gewordene

Nacht hinein, wer aus eigener Anſchauung kennen gelernt hat, wie in dieſen faſt unüberſehbar ſcheinenden Rieſenſtädten mit ihren Hunderttauſenden von Bewohnern durch die weiſe Ordnung der Magiſtrate für alle und jede Lebensbedingung im Leiblichen und Geiſtigen auf das Möglichſte Vorſorge getroffen iſt, für Licht, Luft und Waſſer, dieſe Elemente unſeres phyſiſchen Lebens, für geſunde und preiswerte Nahrungsmittel, für Unterricht und Erziehung des heranwachſenden Geſchlechtes, für Pflege der Kranken und Verunglückten, für Verſorgung der Alten und Armen, für Erholung der Geſunden und Fröhlichen, für Bildung und Veredelung des Geiſtes und Gemütes in glänzend ausgeſtatteten Tempeln der Kunſt und Wiſſenſchaft und daß dieſe zahlloſen Güter heute nicht mehr nur einer durch Reichtum oder geſellſchaftlichen Rang privilegierten Klaſſe der Bevölkerung zugute kommen, ſondern auf der breiteſten, humanſten Grundlage allen Bewohnern zur Benutzung angeboten werden, — der muß dem Genius des Guten, Wahren und Schönen, welcher über der Menſchheit der Gegenwart die Fackel des Lichtes hält, den ſchuldigen Zoll der Bewunderung gern darbringen. Mit größerem Rechte als der gottbegnadete Dichter am Ende ſeines Jahrhunderts dürfen wir an der Neige des unſrigen frohlocken:

„Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige
In edler, ſtolzer Männlichkeit,
Mit aufgeſchloſſ'nem Sinn, mit Geiſtesfülle,
Voll milden Ernſt's, in thatenreicher Stille,
Der reifſte Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, ſtark durch Geſetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Buſen dir verſchwieg',
Herr der Natur, die deine Feſſeln liebet,
Die deine Kraft in tauſend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung ſtieg!"

Aber, ſo iſt's nicht immer geweſen auf Erden. Es hat viele und lange Jahrhunderte, ja Jahrtauſende gebraucht, bis die Menſchheit, der Feſſeln ledig, im Lichte dieſer Geſittung ſich

bewegen und fühlen durfte. Der in das Dunkel der Sage verhüllte Urzuſtand des ſtolzen Menſchengeſchlechtes war alles eher als paradieſiſch zu nennen. Es fehlte fehlte faſt alles am Anfang ſeiner Geſchichte

„Was den Menſchen zum Menſchen geſellt
Und in friedliche, feſte Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.“
„Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte ſich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüſte liegen, wo er. ſtrich.
Mit dem Wurfſpeer, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksſtrand.“

Und doch hat, lange bevor der Menſch das ſittliche Bedürfnis fühlte, dem Menſchen geſellig ſich zu verbinden und die Segnungen der Gemeinſchaft zu genießen, lange bevor die erſte Volksgemeinde ſich zuſammengefunden und die erſte Stadt auf Erden gegründet war, ein wirkliches Volk einmütig exiſtiert, in unverbrüchlicher Ordnung und Geſetzmäßigkeit gelebt und gewirkt, Jahr um Jahr ſich erneut und vermehrt, Städte gegründet und Kolonien entſendet, lange bevor Tyrus und Sidon ihre weltgeſchichtlichen erſten Anſiedelungen begannen. Während nach bibliſcher Überlieferung das ſtolze Menſchengeſchlecht nur als beſcheidene Familie aus den Thoren des Paradieſes auszog, hat dieſes Volk, ein Geſchlecht von winzigen Zwergen, bereits als vieltauſendköpfiges Volk ſeine Geſchichte begonnen und dem Gebote des Schöpfers, „ſeid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde“ ſind ſie ebenſo gehorſam geweſen als die geborenen Herren der Schöpfung. Der geneigte Leſer errät wohl, wen wir meinen. Es iſt das Volk der Bienen, von dem wir reden, oft bedroht und ſchwer geſchädigt im Kampf um das Daſein, den ſie mit uns kämpfen, aber allen feindlichen Gewalten zum Trotz erhalten bis auf dieſen Tag.

Das Volk der Bienen hat längſt vor dem erſten menſch-

lichen Städtegründer seine Städte gebaut und ein wohlgeordnetes Staatswesen beobachtet, kleine Städte zwar gegenüber den Riesenstädten der Menschen, aber doch höchst bedeutend für ein so winziges Geschlecht, dabei geräumig und gefällig, kunstvoll und schön, und was die Hauptsache ist bei jedem Stadtbauplan, gerade passend für das Volk, das darin wohnt. Über jede richtige Bienenstadt könnte man füglich sagen, was jener italienische Dichterheros über sein kleines aber selbsterbautes und wohnliches Häuschen in dem einst stolzen Ferrara als Inschrift setzte:

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus“*),

was in deutscher Übersetzung etwa lauten würde:

„Klein zwar, doch mir bequem, doch niemand zinsbar und auch nicht schmutzig, mein eigner Besitz, bleibt es doch immer mein Haus.“

Gleich den Menschenstädten haben auch die Bienenstädte ihre bequemen, schönen Straßen, breit genug, daß viele Tausende rastloser Bewohner darin sich bewegen können. Dem in den Tag hineinlebenden farbenprangenden Falter, der sonst bei den gemeinsamen Blumenbesuchen ziemlich despektierlich auf die unscheinbaren Bienen herabsieht, müßte die Bienen-Großstadt denselben großartigen Eindruck machen wie die Menschen-Großstadt auf den Städtebummler, wenn er zum erstenmale weltstädtisches Pflaster unter den Füßen spürt. Welch' Getümmel Straßen auf, Straßen ab! Welche Geschäftigkeit und Regsamkeit vom Morgen bis zum Abend! Welche Mannigfaltigkeit der Arbeit! Und dennoch keine Verwirrung, sondern überall im Kleinsten wie im Größten der Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Jede Bienenwabe ist sozusagen ein Stadtteil für sich; je stärker

*) Die von Ariosto selbst verfaßte Inschrift befindet sich auf dem Fries über dem Erdgeschoß. Das Dichterheim selbst, dem der Verfasser dieses bei Gelegenheit einer italienischen Reise im Jahre 1874 einen Besuch abstattete, befindet sich in der Via dell' Ariosto Nr. 67 und ist jetzt durch Vermittlung des Grafen Girolamo Cicognara Eigentum der Stadt Ferrara.

das Bienenvolk sich vermehrt desto mehr Stadtteile müssen angelegt werden. Zumal im Frühjahr tritt bei zunehmender Übervölkerung nicht selten eine wahre Bauwut ein, die aber dem Bienenvater ein höchst erfreuliches Zeichen der Volkskraft ist. Und in jedem Stadtteile ziehen sich in die Weite und Breite, in die Tiefe und Höhe viele Tausende von Wohnungsräumen und Vorratskammern hin. Wie viel Mühe haben wir Menschen, bis wir uns in einer großen Stadt trotz Straßennamen, Littera und Hausnummern zurechtgefunden haben; das Volk der klugen Bienen hat und bedarf das alles nicht und doch findet jedes Bienlein zu jeder Zeit, bei Tag wie bei Nacht den Stadtteil und das Häuslein, in dem es seine ihm zugefallene Arbeit verrichten muß. Der Ortssinn unseres Insektes ist ja geradezu wunderbar, nicht nur zu Hause in der Bienenstadt, sondern noch mehr außerhalb derselben, wo dasselbe auf seinen Blumenfahrten nicht selten eine ganze Stunde weit und darüber über Berg und Thal und Wald hinfliegend, sich von der heimatlichen Wohnung entfernt und doch wieder den Rückweg sicher findet.

Nun möchte aber der geneigte Leser gewiß auch erfahren, wie diese Wunderstadt der Bienen gebaut, welcherlei Baumaterial das Volk verwendet, nach welchem Bauplan angelegt und erweitert wird und zu welchen verschiedenen Zwecken die zahllosen Wohnungsräume eigentlich dienen. „Betrachtet man", schreibt A. W. Grube (in seinen trefflichen Biographien aus der Naturkunde in ästhetischer Form I, 160f.) „die unteren Schuppen des Bienenleibes, indem man sie mit einer Nadel emporhebt, so sieht man auf den vier mittleren an jeder Seite ein länglich rundes glänzendes Fleckchen, von gelber Farbe, genau so groß als die Wachsblättchen, welche die Bienen im Stocke fallen lassen. Haben sie ihren Magen, der „Honigblase" heißt, mit Honig angefüllt, und sind noch keine Vorratskammern da, wohin sie denselben ausschütten können: so wird zwar ein Teil verdaut und ausgeschieden, ein anderer Teil aber geht in den Lebenssaft der Bienen über und durch diesen übermäßigen Zu-

fluß bildet ſich ein Fett, das auf den erwähnten acht gelben Fleckchen als eine flüſſige Maſſe hervorquillt, an der Luft aber bald als Wachsblättchen ſich verhärtet. Dieſe Blättchen werden zu kleinen Küglein zuſammengeballt in einer Form, welche den Bienen am Kopfe ſitzt. Sie beſteht aus zwei hornigen mit ganz feinen Haaren beſetzten Kiefern, die an der Mundſpitze zuſammenſtoßen, und da ſie hohl ſind, einer Form gleichen, in der man Bleikugeln gießen kann. Hat nun eine Biene ihr Wachskügelchen fertig geformt, ſo übergiebt ſie es einer andern, die es an den rechten Platz klebt und die Zunge als Maurerkelle gebraucht, um dem Baumaterial die gerade paſſende Geſtalt zu geben. Alle bauen nach einem und demſelben Riſſe, der ſo genau iſt, weil ihn der liebe Gott ſelber gezeichnet hat. Mit großer Sorgfalt wird erſt der Grund gelegt, und es dauert gar nicht lange, ſo iſt ſchon die ſechsſeitige Grundmauer zu ſehen, die immer höher und höher wird, bis das Häuslein die vorgeſchriebene Größe erreicht hat. Immer wird eine Seite ſo groß als die andere und ſtößt mit ihr jederzeit unter einem ſtumpfen Winkel von 120 Grad zuſammen. Weil ſich die Arbeiter nur wenig Nachtruhe gönnen, iſt der Bauplatz bald mit Hunderten und Tauſenden ſechseckiger Wohnungen bedeckt.*)

*) In Bezug auf dieſe mathematiſche Kunſtfertigkeit der Bienen läßt ſich Dr. med. Daniel Wilhelm Triller in ſeinen poetiſchen Betrachtungen (Teil I, S. 28) alſo vernehmen:

„Was ſagſt Du nun, verſtockter Atheiſt,
Der Du des Schöpfers Sein und Macht in Zweifel ziehſt,
Wenn Du die Polizei der Bienen ſiehſt?
Du ſagſt: Was iſt es mehr, es ſteckt ja dieſes nur
Notwendig ſo in der Natur.
Die Bienen wiſſen nichts; ſie ſind nur wie Maſchinen.
Dies mag an ſeinem Orte ſein.
Alleine laß Dir dienen,
Uud ſage mir, wer gab den erſten Bienen
Die wunderbare Baukunſt ein?
Hat es ein Menſch gethan? Ich weiß, Du ſelbſt ſprichſt, nein!
Wer hat es alſo denn gethan,

Du mußt aber nicht glauben, daß alle Bienen immer zugleich mit einer und derselben Arbeit beschäftigt sind; es arbeitet vielmehr, wie in einer Fabrik, einer dem andern in die Hand, und darum geht alles so schnell und genau. Wenn hundert Uhrmacher beisammen sitzen und jeder wollte für sich allein eine Uhr fertig machen, so würde das lange dauern und die Uhr wäre doch nicht genau; wenn aber alle Hundert an einer Uhr arbeiten, so daß der eine bloß die Gehäuse macht, der andere bloß die Zifferblätter, der dritte bloß die Zeiger, der vierte dieses Rad, der fünfte jenes: dann wird eine große Anzahl von Uhren nicht bloß schneller, sondern auch besser gefertigt werden können. So thut auch jede Biene immer nur eines; die, welche Blumenstaub trägt, geht nicht dem Honig nach, sondern denkt nur darauf, sich recht dicke Höschen zu

---

Wenn es ein Mensch nicht leisten kann?
Wer ist sonst außer Gott, dem alles zuzuschreiben,
Du magst Dich noch so sehr dawider sträuben."

Der alte Mathematikus Pappus (in Collect. Mathem. V) schreibt: „cum igitur tres figurae sint, quae per se ipsas locum circa idem punctum consistentem replere possunt, Triangulum scilicet, Quadratum et Hexagonum: apes illam, quae ex pluribus angulis constat, sapienter delegerunt, utpote suspicantes, eam plus nullis capere quam utramvis reliquarum" (vgl. Aelian V, 13 und Vitruv, de architectura VII, 1).

In der That ist das Sechseck gerade diejenige geometrische Form, welche am geeignetsten ist, kleinere Körper untereinander ohne Lücken oder Zwischenräume zu vereinigen. Wenn wir z. B. in einer geschlossenen Flasche fest zusammengepreßte Erbsen durch Zuthun von Wasser zum Quellen bringen, können wir die interessante Beobachtung machen, daß sich die einzelnen Erbsen stets hexagonal in den engen Raum teilen. Darwin und nach ihm Häckel weisen betreffs der allmählichen Vervollkommnung des Zellenbaues der Bienen auf die ebenfalls interessante Bauart der mexikanischen Melipona domestica hin, welche einen fast regelmäßigen wächsernen Zellenkuchen mit walzenförmigen Zellen für die Brut anlegt, während sie die Honigzellen von fast gleicher Tiefe kreisförmig aufbaut, deren Ränder so nahe aneinander gerückt sind, daß an den aneinander stoßenden Stellen die Kugelabschnitte fast fehlen.

ſammeln, aber die Honigſammlerin kehrt ohne Höschen heim. Ebenſo laſſen die Bienen, welche Honig haben, keine Wachsblättchen fallen, ſondern es thun dies nur diejenigen, welche zu Haus im Stock aneinander hängend das Wachs ausſchwitzen. Sobald nämlich das Wachs zum Abfallen reif iſt, zieht ſich die Biene in den Stock zurück und pflegt der Ruhe, ebenſo wie die Raupen es thun, wenn ſie ſich häuten wollen. Bei einem Schwarme, welcher ſtark baut, ſieht man Tauſende von Bienen, aneinander hängen*), welche nichts thun, als Wachs ausſchwitzen. Iſt dies geſchehen, ſo erwacht wieder die Thätigkeit dieſer Bienen und ſie fliegen wieder nach Honig und Blumenſtaub aus, aber ihre Stelle wird ſogleich von anderen eingenommen, wie eine Wache die andere ablöſt.

Sieht man das Völkchen ſo bauen und arbeiten, ſo glaubt man anfangs, es wolle ſich alles verwirren und alles rennt in größter Unordnung durcheinander. Aber je mehr und aufmerkſamer man zuſchaut, deſto mehr gewahrt man den weiſen Plan und die herrlichſte Ordnung. Und wunderbar iſt es, mit

*) Die Kraft unſerer Inſekten iſt geradezu erſtaunlich. Genauere Beobachtungen über dieſe alle Kraftproben der menſchlichen Athleten in Schatten ſtellenden Leiſtungen derſelben verdanken wir dem franzöſiſchen Naturforſcher Plateau, der zur wiſſenſchaftlich genauen Beſtimmung dieſer Kräfte eine Reihe ſinnreicher Vorrichtungen wie Miniaturwagen und dergleichen erfand. Bei den damit vorgenommenen Verſuchen ſtellte es ſich heraus, daß die Inſekten, obwohl die kleinſten und unſcheinbarſten unter den Tieren, verhältnismäßig die ſtärkſten ſind. Beſonders niedlich iſt Plateaus Miniaturgeſchirr für Maikäfer. Das Tier wird mittels desſelben an einen als Zugſtrang dienenden Faden geſpannt und hebt damit eine Schale, die mit kleinen Grammgewichten beſchwert iſt. Auf dieſe Weiſe hat Plateau feſtgeſtellt, daß ein armſeliger Maikäfer im Verhältnis **21** mal mehr zu ziehen vermag, als ein kräftiges Pferd, während unſere Biene **30** mal mehr zieht. Das Roß ſchleppt durchſchnittlich $^6/_7$ ſeines Körpergewichts, der Maikäfer das **14** fache, die Biene gar das **20** fache. Mit andern Worten: Eine Biene ſchleppt mit Leichtigkeit **20** Freundinnen und entwickelt ſomit im Verhältnis dieſelbe Kraft wie eine mittlere Lokomotive.

welcher Geſchicklichkeit und Behendigkeit eine Biene der anderen ausweicht und keine die andere ſtört. Denn die Bienen ſind außerordentlich ökonomiſch und benutzen das kleinſte Räumchen. Die großen Zellentafeln, unter dem Namen „Waben“ bekannt, ſind auf beiden Seiten ſo dicht mit Zellen beſetzt, daß nirgends ein Zwiſchenraum bleibt, und hängen ſo eng aneinder, daß die Verkehrsſtraße, die je zwei und zwei bilden, nicht weiter iſt, als daß eben zwei Bienen bequem nebeneinander vorbeigehen können, gleich manchen Städten im Morgenlande, die ſo enge Straßen haben, daß kaum zwei beladene Kamele einander ausweichen können. Einen Teil ihrer Wabenſäle beſtimmen die Bienen zu Wintermagazinen, worin ſie für den Fall der Not ihre Vorräte aufſpeichern, nämlich Honig und Bienenbrot. Den Honig, welcher als Nektar in kleinen glänzenden Tropfen aus den Nektarien der Blumen hervorquillt, lecken ſie mittelſt ihrer ſpitzigen Zunge auf, und iſt der Honigmagen gefüllt, ſo kehren ſie in ihre Wohnung zurück. Hier angekommen, ſetzen ſie ſich auf eine Honigzelle, ſtecken den Kopf hinein und ſchütten den zu Honig gewordenen (invertierten) Nektar tropfenweis aus. Hat die eine ſich ihres Vorrates entledigt, ſo kommt gleich die andere und macht es ebenſo, bis die Zelle gefüllt iſt. Dann wird dieſe auch noch mit einem Wachsdeckel verſehen, damit nichts Unreines hineinfällt und der edle Honig ſich den Winter hindurch friſch erhält*). Außer dem flüſſigen trinkbaren Honig

*) Mit ſeinen luftdicht verſchloſſenen Honigzellen, in die nach der Annahme einiger Beobachter ſogar noch ein Tröpflein Ameiſenſäure eingeflößt wird, hat das Bienenvolk thatſächlich die erſte Konſervenfabrik der Welt gegründet. Der luftdichte Verſchluß unſerer mit Recht ſo beliebten Konſerven von Früchten und Gemüſen aller Art, der meiſt ſehr nach dem in Salzſäure getauchten Lötkolben des Blechners ſchmeckt und ſeinen üblen Geſchmack den Konſerven ſelbſt mitteilt, hält mit dem duftenden, ätheriſch-wohlriechenden Wachsverſchluß der Bienenkonſervierung keinen Vergleich aus. Der Wabenhonig hat deshalb bei allen, die abſolut reinen Honig genießen wollen, vor dem auf mechaniſchem Wege gewonnenen Schleuderhonig, bis auf dieſen Tag immer noch einen Vorzug.

ſpeichern ſie auch noch Bienenbrot (Pollen) in einzelnen Zellen auf. Dies iſt eine feſtere Maſſe. Sie beſteht aus Blütenſtaub mit Honig angefeuchtet. Hat die eine den Blütenſtaub aus ihrem Körbchen aus- und die andere in die Vorratskammern eingepackt, ſo kommt eine dritte und läßt einige Tropfen Honig hineinfallen, was ſo fort geht, bis die Zelle voll iſt. So füllen ſie Zelle an Zelle mit Vorräten an. Hätte der gütige Sommer nicht ſo reichen Segen in ſeine Blüten ausgeſchüttet, der ſtrenge Winter ließe unſere Bienen unbarmherzig verhungern. Aber des Himmels Segen iſt im Sommer ſo viel geweſen, daß die Bienen nach ihrer langen Gefangenſchaft noch Wachs und Honig im Frühjahr für den Menſchen übrig behalten. Siehe da die Blume des Feldes! Sie erfreut dich durch ihren Geruch und ihre Farbenpracht; ſie liefert dir aber auch die Wachskerzen an deinen Chriſtbaum und den ſüßen Honigkuchen dazu.

In der Bienenreſidenz giebt es aber nicht bloß Magazine, ſondern auch lange Reihen von Kinderſtuben, deren Zahl in die Tauſende geht. Da werden die Arbeitsbienen geboren und aufgezogen. Geringer an Zahl aber etwas größer im Bau ſind die Kinderſtuben für die männlichen Bienen, die Drohnen. Auch Paläſte für Prinzeſſinnen giebt es, wenige zwar, aber ausgezeichnet durch ihre Bauart. Dieſe ſind nämlich nicht eckig, ſondern rund und ragen weit über die anderen Häuſer hervor, wie es ſich für die Wohnungen der königlichen Familie geziemt. Die Königinnen ſind ja auch ausgezeichnet durch ihre hervorragende Größe und Schwere, und müſſen wohl größer und ſtärker ſein als alle andern, da ſie für den ganzen Bienenſtaat die Eier legen.

Die Königin iſt im wahren Sinne des Wortes die Landesmutter. Sind die Kinderſtuben zugerichtet, ſo geht ſie von Zelle zu Zelle und legt in jede ein Ei von milchweißer Farbe. Sie iſt ſo emſig in dieſem wichtigen Geſchäfte, daß ſie in ein paar Monaten viele Tauſend Eier legt, alſo ſo viel, als ſämt-

liche Arbeitsbienen zusammengenommen zählen*). Es dauert nur wenige Tage, da hat sich das Ei schon in eine weiße, im Halbkreis zusammengekrümmte Made verwandelt. Da diese nicht, wie die Raupe der Schmetterlinge, ihrer Nahrung selber nachgehen kann, sondern ruhig in ihrer Wiege liegen bleibt, so bekommen die Bienen eine neue Arbeit. Sie haben jetzt nicht allein Baumaterial zu bereiten, Häuser zu zimmern und Wintervorräte einzusammeln, sondern auch noch Ammen- und Kindermädchendienste zu thun. Die Königin kümmert sich nämlich nach mancher — nicht aller — vornehmerer Leute Art gar nicht um ihre Kinder, sondern überläßt diese der Pflege des Bürgerstandes, der Arbeitsbienen. Diese nehmen sich dann der neugeborenen Kinder auch treulich an, bringen ihnen, ohne daß sie nötig hätten zu schreien, den süßen, nahrhaften Kinderbrei tropfenweise bei und wissen dabei so vortreffliche Diät zu halten, als hätte es ihnen ein Arzt gelehrt. Von der allerleichtesten Speise steigen sie allmählich auf zu immer derberer, um das Wiegenkind nicht zu überfüttern. Die allererste Fütterung ist ein weißlicher Brei, dem Mehlkleister gleichend; nach einigen Tagen wird dieser Brei schon etwas durchsichtiger und spielt ins Gelbliche oder Grünliche, aber an den eigentlichen Honig ist noch immer nicht zu denken. Hat die Made ihre halbe Größe erreicht, so ist der Brei schon merklich gelb und schmeckt etwas nach Honig. Zuletzt bekommt er einen säuerlichen Zucker-

*) Es ist durch Versuche festgestellt worden, daß das Gewicht der von der Bienenkönigin auf der Höhe der Brutentwicklung an einem Tage abgesetzten Eier ihr Körpergewicht fast zweimal (1 . 7) überragt. Eine mittlere Bienenkönigin wiegt circa $^{23}/_{100}$ Gramm, die circa 3000 Eier aber, welche sie täglich ansetzen kann, wiegen nahezu $^{40}/_{100}$ Gramm. Bei einer Lebensdauer von 3—4 Jahren ergäbe sich für ein einziges Individuum die imposante Zahl von gegen zwei Millionen Eier. Bei solcher außerordentlichen Leistungskraft, die eben doch auch eine rasche Absorption der physischen Lebenskraft im Gefolge hat, ist der unter uns Imkern giltige Grundsatz, nur junge, d. h. ein- bis zweijährige Königinnen als Zuchtmütter zu gebrauchen, wohl begründet.

geſchmack — derjenige Brei aber, mit welchem die königliche Made gefüttert wird, hat mehr Honigteile, ſchmeckt viel mehr nach Zucker und iſt auch viel pikanter. Die Bienen bringen den Prinzeſſinnen dieſe Nahrung im Überfluß, damit ſie deſto größer und ſtärker werden als alle andern. Nach acht Tagen, gerade als ob ſie die Tage in einem Kalender nachgezählt hätten, verſchließen die Erzieherinnen jede Kinderſtube mit einer Wachsthüre, denn das Füttern hört nun auf, die Made iſt ausgewachſen und bedarf nicht mehr der Fütterung. Die Made macht ſich's nun in ihrer Kloſterzelle bequem und legt ſich ſo, daß ihr Köpfchen gerade an die Öffnung der Zelle kommt, um zu ſeiner Zeit das Pförtlein deſto ſicherer aufſtoßen zu können; auch iſt ſie nicht träge und faul, ſondern, wie es rechte Bienenkinder ſein müſſen, rege und rührig, darum ſpinnt ſie ſich in ihrer Einzelhaft ein feines, ſeidenes Gewand von braunrötlicher Farbe. Die zarten Fäden zieht ſie aus dem eigenen Munde und dreht dabei das Köpfchen immer im Kreiſe herum. Doch mag ſie nicht zu lange im finſtern Kämmerlein verborgen liegen. Sie ſehnt ſich mit aller Macht aus ihrem Puppenſtande heraus und wieder nach einigen Tagen durchbricht ſie ihr Puppenhäutchen, zerreißt das ſeidene Geſpinnſt, nagt die Wachsthüre weg, ſteckt erſt den Kopf neugierig heraus, ſodann die Vorderfüße und kommt endlich als junges hoffnungsvolles Bienchen mit zwei großen und zwei kleinen Äuglein — denn ſo viele bringen dieſe Kinder des Lichtes und der Wärme mit auf die Welt — aus der Wiege hervor. Fröhlich umringen die Alten den neuen Ankömmling, liebkoſen, betaſten und lecken ihn, als wollten ſie ihn als willkommenen Arbeiter und Mithelfer in ihrem Gemeinweſen begrüßen; er ſelber ſieht ſich zuerſt die Bienenſtadt von innen gründlich an, durchwandert ſtaunend Stadtteil um Stadtteil und fängt an ſich auf mancherlei Weiſe ſeinem Volke nützlich zu machen. Sind aber wieder ein paar Tage um, dann iſt die zarte, feine Bienenjungfer ſchon zur tüchtigen Arbeiterin, ja zur ſtreitbaren Amazone erſtarkt. Nun

mögen andere das Haus hüten, sie selber duldet's nicht länger daheim; der helle Sonnenschein, der so freundlich zum Thor der Bienenstadt hereinfiel, hat ihr's angethan; so stürmt sie, dem Vorbild der fleißigen Schwestern nachfolgend, hinaus ins helle Sonnenlicht, denn

„Sonnenlicht, Sonnenschein
Fällt ihm ins Herz hinein!"

und

„Draußen auf grüner Au
Blühen viel Blümchen blau!"

Kommt es am Abend, zum erstenmal, mit süßer Honigbeute beladen, in die heimatliche Stadt und Burg zurück, so schallt ihm aus dem hellen Summen der Schwestern der gerechte Beifall des Lobes für sein fleißiges Verhalten herzerhebend entgegen und ehe es zur Ruhe geht, kann es noch an demselben Abend daheim zusehen, wie seine Ammen es sich sauer werden lassen, um sein Stübchen zu reinigen und für ein neues Schwesterchen wieder alles hübsch in Ordnung zu bringen. Die eine trägt das abgestreifte Puppenkleidchen, die andere das Madenhäutchen und was sonst noch darin sein sollte, pünktlich weg; alles ist blank und aufgeräumt; vielleicht führt heute nacht noch die Frau Königin ihr Weg zu diesem Kämmerlein, damit sie ihres mütterlichen Amtes warte und der leeren Zelle mit einem neuen Ei neues Leben schenke.

Der Mikrokosmos des Bienenstaates ist ein Bild des Makrokosmos der Menschenwelt, wie diese ihrerseits ein Gleichnis in dem unendlichen Organismus des Universums ist. Wer wollte leugnen, wie auch hier im kleinsten

. . Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!"

Drittes Kapitel.

Die Haupt-Grundgesetze des Bienenstaates.

„Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet!"
Schiller, Lied von der Glocke.

Die Frage nach dem besten Staat beschäftigt den Menschengeist seit unvordenklichen Zeiten. Sie ist so alt als die Menschheit selber, nachdem dieselbe einmal ihre Bestimmung zum staatlichen Leben als eine kategorische Forderung ihres Schicksals erkannt hatte. Poeten haben davon gesungen, Philosophen haben darüber nachgedacht, Staatsmänner darnach Gesetze gegegeben und Verfassungen aufgebaut, gottbegnadigte Herrscher mächtige Völker gelenkt, Volkstribunen sind dafür in kritischen Zeiten auf die Rednerbühne gestiegen, Märtyrer ohne Zahl haben dafür ihr Leben gelassen, Blut und Thränen ohne Maß sind um dieses Ideals willen durch die Menschheit vergossen worden, aber auch herrliche Fortschritte, wirkliche Errungenschaften, wahre Triumphe, des Schweißes und Blutes der Edelsten wert, sind als Preis dieses endlosen Ringens und Kämpfens um das Ideal des besten Staates zu nennen. Noch ist der absolut beste Staat freilich nicht verwirklicht, er wird es, wie tiefer Blickende behaupten, überhaupt nie werden, am allerwenigsten würde der brutale Umsturzplan unseres modernen Sozialismus, der weder Vaterland noch Gottesfurcht kennt, weder Thron noch Altar ehrt, und die ganze schöne Welt, diesen Ertrag einer jahrtausende alten Kultur, wie einen wertlosen Scherben in Stücke zerschmettern möchte, uns diesem Ziele des besten Staates näher bringen. Und doch giebt es einen

in seiner Weise bestorganisierten und bestverwalteten Staat uralteſter Art.

Lange bevor der Genius eines Plato dem atheniſchen Volke und der Menſchheit das Idealbild eines vollkommenen Staates divinatoriſch erſtehen ließ, hat ein Staatsweſen exiſtiert, welches die drei Kardinal-Staatstugenden der Weisheit, des Mutes und der Mäßigung harmoniſch in ſich vereinigte und in den einzelnen Ständen ihrer Träger naturgemäß zur Darſtellung brachte. Es iſt der Bienenſtaat. In ihm iſt thatſächlich alles Individuelle in echt platoniſcher Weiſe aufgehoben. Hier müſſen alle Einzelweſen dem Ganzen dienen und dazu mithelfen, dafür leben und ſelbſt ſterben, daß die Idee des Ganzen verwirklicht werde. Kein Bürger des Bienenſtaates lebt ſich ſelbſt; er kann es ſchon gar nicht, ſelbſt wenn er wollte. In der Ordnung des Ganzen allein iſt Geſundheit und Wachstum, Glück und Gedeihen des Einzelnen möglich. Eigentum und Erziehung des jungen Geſchlechtes ſind öffentliche und gemeinſame Angelegenheiten. Selbſt die Liebe, dieſe ſtärkſte und individuellſte Macht aller lebenden Weſen, wird im Bienenſtaate dem Staatswohl geopfert, denn die große Mehrzahl des Volkes, die fleißigen Arbeiterbienen, ſind geſchlechtlich unentwickelt und in dem normalen Volk auch durchaus indifferent. Selbſt der Verkehr der beiden Geſchlechter untereinander, wie er zwiſchen der Königin und den Drohnen als den Repräſentanten des männlichen Geſchlechtes beſteht, erleidet durch das Bedürfnis des Staatszweckes eine ſonſt im ganzen Tierreich nicht mehr vorkommende Beſchränkung.

Die Kardinal-Staatstugend der Weisheit tritt uns in der wunderbaren Verfaſſung des Bienenvolkes überraſchend entgegen. Das große republikaniſche Gemeinweſen hat eine durchaus monarchiſche Spitze, als hätten die Bienen den althomeriſchen Grundſatz als erſtes Staatsgeſetz adoptiert: *οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανια, εἷς κοιρανος ἐστω.* Vielleicht hat es bei ihnen, wenn ſie ſich doch, wie Darwin meint, aus niederen zu höheren

Stufen entwickelt haben, auch einmal eine Vielherrſchaft gegeben. Aber ſie werden dabei dieſelbe Erfahrung gemacht haben, welche die Menſchenſtaaten ohne geborene Herrſcher machen müſſen: „οὐκ ἀγαθον“. Es lebt ſich nicht gut dabei. Darum haben die klugen Bienen, ſo groß auch die Volksrechte ſind, welche ſie ſich vorbehalten haben und an denen nicht gerüttelt werden darf, dennoch der Monarchie den Vorzug gegeben*). In ihrem praktiſchen Sinn dachten ſie aber: Wozu einen König und ein ganzes Hoflager, wenn es eine Königin auch thut. So führt unter dem Bienenvolk eine Königin das Regiment und dieſes Regiment iſt weiſe. Der Zweck der Bienenkönigin iſt nämlich durchaus nicht bloß der, als Landesmutter für die Fortpflanzung des Volkes unermüdlich zu ſorgen, obwohl darin, wie wir oben erzählten, die Hauptaufgabe der Herrſcherin ruht, vielmehr iſt dieſelbe recht eigentlich eine Regentin, aus deren königlichem Herzen der Maſſe des Volkes erſt der rechte Geiſt zu den Entſchlüſſen und Thaten, wie ſie auch im Bienenſtaate vorkommen, zuſtrömt. Die Probe darauf kann jeder Bienenzüchter ſelbſt machen. Sobald man die Königin durch die bekannten künſtlichen Abſperrgitter oder -Käfige an dem freien Zuſammenleben mit ihrem Volke behindert, hört nicht nur das Eierlegen ſelbſtverſtändlich auf, ſondern das ganze Volk wird je länger je mehr desorganiſiert und demoraliſiert. Zuletzt geht dem königinloſen Volke alle Schneid', d. h. alle Spannkraft, Thatenluſt und Energie zur Arbeit verloren. Das Volk wird wie matt und lahm und geht anſtatt vorwärts, rückwärts. Vernünftige Bienenzüchter wollen daher von dieſer künſtlichen Abſperrerei, die im Grunde genommen eine Tierquälerei iſt, längſt nichts mehr

*) „Ihr Regiment iſt nicht eine Demokratie, nicht eine Ariſtokratie, ſondern eine Monarchie; ſie haben nur einen König, gleichermaßen ein großes Heer, darunter ſind etlich' Trommeter, welche die anderen des Morgens mit einem Getöne aufwecken; etliche ſtehen Schildwach'.“ (Aus der berühmten Oeconomia ruralis et domestica des Johannes Colerus, XIII. Buch, Kap. 137 Frankfurter Ausgabe von 1692.

wissen. Die Königin gehört in das Volk, so gut wie das Herz zum Körper. Sie ist der geheimnisvolle Mittelpunkt der wunderbaren Biologie der Bienen. Das fühlen die kleinen Bürger und Unterthanen auf ihre Weise selbst. Ein Bienenvolk, aus dem Ihre Majestät zum Hochzeitsflug eben ausgezogen ist, verhehlt sich den Ernst der Stunde nicht; auch die letzte Biene weiß und verrät durch ein seltsam aufgeregtes Gebahren, daß von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang dieses Ausfluges Sein oder Nichtsein des ganzen Volkes abhängt. Zahlreicher als sonst sind in dieser Stunde an dem Eingangsthor der Bienenstadt die Wachen aufgestellt und alle präsentieren um die Wette zum Zeichen treuer Pflichterfüllung die Waffen, indem sie unter vibrierendem Flügelschlag aus dem emporgereckten Hinterleib den scharfen Stachel sehen lassen. Andere umschwärmen den Stock in engeren und weiteren Kreisen, wobei sie aber den Kopf stets gegen den Stock gerichtet haben. Das ist die äußerste Vorpostenkette, absichtlich so weit hinausgeschoben und so durchaus mobil, um die hoffnungsvoll heimkehrende Herrscherin schon vor dem Weichbild der festlich bewegten Bienenstadt geziemend in Empfang zu nehmen und feierlich das Geleite zu geben. Welche helle Freude aber, wenn die Königin, die Stammmutter so vieler Geschlechter und die weise Herrscherin des großen Volkes, endlich heimkehrt, welcher Volksjubel seltener Art durchbraust die Hallen und Straßen der beglückten Bienenstadt!

Dagegen, welche tiefe Trauer, wenn die Heißgeliebte ausbleibt und nimmer wiederkehrt! Dann ertönen dumpfe, langgezogene Klagetöne. Alles ist in größter Unruhe und Verzweiflung. Es ist als ob sie die verloren gegangene Herrin in allen Winkeln und Gassen der Stadt suchen wollten. Selbst in der stillen Nacht, wenn die weiselrichtigen Völker längst zur Ruhe gekommen sind, laufen die Untröstlichen noch außerhalb des Flugloches umher. Aber keine Klage, kein Schmerz kann die Verlorengegangene zurückrufen; denn

„schwer und tief ist der Schlummer der Toten."

Fern von ihrem treuen Volk ist sie eine Beute geworden eines grausamen Feindes oder von plötzlichem Gewitterſturm erfaßt ist ihr edler Leib aus sonniger Höhe auf die kalte, nasse Erde geschleudert worden.

„Da liegt sie entseelt,
Hingestreckt in der Blüte der Tage,
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über der Stummen erwacht
Lauter unermeßlicher Jammer!“

Das Bienenvolk ist weisellos — ein schreckliches Wort für die Immen wie für den Imker.

Dieses zarte, fast möchten wir sagen seelische Verhältnis zwischen den Bienen und ihrer Königin war auch den Alten nicht unbekannt. „Wunderbar ist“, sagt Plinius, „des Volkes Gehorsam gegen den König. Wenn er auszieht, so begleitet ihn der ganze Schwarm, drängt sich um ihn her, umschließt, beschirmt, deckt ihn. Arbeitet das Volk, so umgeht er drinnen das Werk, die einen ermunternd, die andern scheltend und strafend, er selber geschäftlos. Um ihn sind Trabanten und Schergen, beständige Hüter seines Ansehens. Im Zuge strebt jeder ihm nahe zu sein und freut sich, dem Könige dienstbar zu erscheinen. Ist er müde, so stützen sie ihn mit den Schultern; ist er entkräftet, so tragen sie ihn ganz. Verliert er sich aber, so folgen sie ihm kraft des Geruches. Wo der König sich setzt, da ist das Lager des Heeres.“ Virgil rühmt:

Nie hat den König so hoch Ägyptus, die große
Lydia, noch der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
Nie verehrt.“

Lesser aber in seiner humoristischen Weise (Insekten-Theologie §. 138) meint: „Betrachtet man insonderheit die Weiber-Monarchie der Bienen, so muß man sich über derselben kluge Verfassung ihres Regiments so sehr verwundern, als man sich ehemals über das Regiment der Königin Christine in Schweden, der Königin Anna in England und der jetzigen Groß-Czarin von

Rußland gleiches Namens verwundert. Die Macht dieser Königin anlangend, ist der Groß-Sultan der Türken mit allen seinen um sich habenden Janitscharen, welche Kerls auch dem allerverwegensten Kommando parieren, nicht so absolut als unsere Bienenkönigin. Sie kommandiert in höchsteigener Person alles nach ihrem Gefallen: Arbeiten, Fechten und Schwärmen dependiert gänzlich von ihr.“

Bei solchem zugleich kräftigen und weisen Regiment muß die Wohlfahrt unseres Bienenvolkes gedeihen und blühen. Der Geist der Eintracht und Einigkeit ist der Schutzgeist des richtigen Bienenvolkes. Von den Parteikniffen und Fraktionsbestrebungen unserer menschlichen Kulturstaaten ist das Bienenvolk zu seinem Vorteil verschont. Hier gilt der Spruch: Alle für eine und eine für alle. Sollte je eine Nebenbuhlerin um Thron und Würden von außen in das Volk dringen, oder sollte die überschüssige Volkskraft gefährliche Thronkandidaten erzeugen, so wissen die Bienen als kluge Tiere und treue Unterthanen Rat. Im ersteren Falle wird der Eindringling unschädlich gemacht, die Königin selbst tritt der Nebenbuhlerin fertig zum Streit kühn entgegen und versetzt ihr mit eigener Waffe den gerechten Todesstoß; im letzteren Falle aber wird nach dem Grundsatz „friedlich-schiedlich“ verfahren und eine organisierte Auswanderung des einen Volksteiles im sogenannten Schwarmakt in Scene gesetzt. Selbstverständlich läßt die alte Königin die ihr treuen Unterthanen dabei nicht im Stich. Jetzt zeigt sie als eine brave Regentin Treue um Treue und übernimmt ohne Bedenken die neuen, schweren Regentenpflichten in dem neuzugründenden Staat.

Nicht die Weisheit des Regimentes allein verdient unsere Bewunderung. Unsere Bienen entfalten nicht minder schön die zweite platonische Staats- und Bürgertugend, den tapferen Mut in der Stunde der Gefahr. Es sind dies aber nicht etwa einzelne, durch Körperkraft, Gewandtheit und Adel der Gesinnung zum Kriegerstand Berufene wie bei dem Menschengeschlecht in

früheren Zeiten es war. Auch sind es nicht feile Söldnerscharen, die um schnöden Geldes und Ruhmes willen der Fahne folgen. Solche Miliz mögen die sonst ebenfalls sehr tüchtigen und streitbaren Ameisenvölker sich halten. Der Bienenstaat verlangt bessere Streiter als Söldlinge; er hat ein wirkliches Volksheer; jeder waffenfähige Bürger des Staates mit Ausnahme der faulenzenden Drohnen, die auch in anderer Beziehung keine richtigen Vollbürger sind, sondern nur für eine gewisse Zeit Gastrecht genießen, ist geborenes Glied dieses schlagfertigen und wohlorganisierten Heeres. Als blanke Waffe hat ihnen der Schöpfer, damit sie ihren zahllosen Feinden gegenüber, zu denen auch der Mensch gehört, nicht wehrlos seien, den scharfen, giftgetränkten Stachel gegeben. Wer ihn auch nur einmal gefühlt hat, wie er mit Blitzesschnelle dem gezückten Dolche gleich in den Leib sich bohrt und zum Zeichen, daß er wirklich sitzt, auch stecken bleibt und „schwellende Schmerzen" bereitet, der wird ihn nicht verachten. Die räuberische Wespe, welche frech das Flugloch des Stockes umschwirrt, um ein Bienlein zu erhaschen und dann mit Blitzesschnelle gleich dem Habicht mit der Taube sich in die Lüfte davon macht, die lichtscheue Wachsmotte, welche die reinliche, wabengebaute Bienenstadt als bequemes Nest für die eigene, unheilsinnende Brut besetzen möchte, der honiglüsterne Totenkopfschwärmer*) und das zudringliche Mäuschen, welche

*) Der Totenkopf (Sphinx atropos), einer unserer größten Nachtfalter, bringt bekanntlich gern in die Bienenstöcke ein, um Honig zu stehlen. In manchen Gegenden und in gewissen Jahren tritt er in den Bienenständen sehr zahlreich auf. Der berühmte Naturforscher Huber († 1831) machte dabei eine nicht unwichtige Beobachtung. Die Totenköpfe hatten mehrere Jahre lang einen bestimmten Stock zur Belagerung ausersehen. Die Bienen dieses Stockes setzten sich aber durch den Querbau einer Wachswabe vor das Flugloch erfolgreich zur Wehr. Im Jahre 1805 zerstörten die Bienen selbst diese Mauer, und siehe da, weder 1805 noch 1806 kamen irgendwelche Totenköpfe zum Vorschein. 1807 dagegen baute das Bienenvolk plötzlich wieder seinen Wachsbau neu auf und

den leckeren Honig verſchmeckt haben und als ungebetene Gäſte Einlaß begehren, Meiſter Braun, der Bär mit ſeinem Honigmaul, wenn er ſich einmal einen ſüßen Tag bereiten möchte und last not least der Menſch, zumal wenn er recht ungeſchickt an dem von Natur ſo zarten und feinfühligen Völklein herumhantiert, — ſie alle haben ſchon mit dem ſchmerzbereitenden Stachel des wehrfähigen Bienenvolkes Bekanntſchaft gemacht und haben auch alle Urſache, ihn zu fürchten. Im gereizten Zuſtande entwickeln unſere kleinen Krieger einen geradezu erſtaunlichen Mut. Mann auf Mann rücken ſie ſchlagfertig aus dem Thore der Stadt dem Feinde auf den Leib; mit einer wahren Berſerkerwut fallen ſie über alle verwundbaren Stellen desſelben her; jeder Schlag des Feindes zur Gegenwehr verdoppelt ihre Wut; ſchon haben ſie mit ſeltener Taktik das ſchuldige Opfer ihres Grimmes von allen Seiten eingeſchloſſen. Jetzt wendet ſich der Feind zur Flucht und verläßt mit Seufzen und Jammergeſchrei den Kampfplatz, da heften ſie ſich dem Fliehenden an die Sohlen; ſelbſt der Angſtſchweiß, der dem armen Gemarterten aus allen Poren zu rinnen beginnt, iſt den ergrimmten Kriegern verhaßt und reizt ſie, anſtatt ſie zum Mitleid zu ſtimmen, nur deſto ſchrecklicher auf. Doch, tragiſches Schickſal dieſes tapferen Mutes — jeder Dolch, der auf den Feind gezückt wurde und das Ziel traf, koſtet dem braven Krieger ſelber Leib und Leben. Wahrlich, wie jene ſpartaniſche Mutter dem ins Feld ziehenden Jüngling zum Abſchied in lakoniſcher Kürze zurief: „Entweder mit dem Schilde oder auf dem Schilde, aber nicht ohne ihn!“ ſo könnte auch die edle Königinmutter ihre ſtreitbaren Amazonen in den Kampf entlaſſen und bedeuten: „Entweder mit dem Stachel oder auf dem Stachel, aber nicht ohne ihn!“ Welches wackere Volk könnte ſich braverer Söhne, heldenhafterer Verteidiger der heimatlichen Herde, todesmutigerer

---

richtig tauchten auch die Räuber wieder auf. Iſt ſolches Verhalten der klug vorbeugenden Tierchen nicht wunderbar?

Sieger rühmen als das unſcheinbare Bienenvolk? Doch kämpfen die Bienen, vielleicht im dunklen Vorgefühl des hohen perſönlichen Kampfpreiſes des eigenen Leibes und Lebens, nie ohne Not. Ihr Leben iſt ja ein Tagewerk des reinſten Friedens und weiſeſter Ausnützung aller Kräfte; wie ſollten ſie in eitlem Übermut und frevelndem Sinn die Rolle des mutigen Angreifers ſpielen! Die Biene ſticht nur, wenn ſie muß; das Leben der einzelnen fleißigen Genoſſen iſt zu koſtbar, als daß es für einen tollkühnen Strauß vergeudet werden dürfte. So, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb", ſchreiten die Bienen gleich den edlen geſitteten Völkern zur ultima ratio der irdiſchen Dinge, dem Kriege. Wie viel edler und ſozuſagen geſitteter erſcheinen ſie eben um dieſer Art willen uns Menſchen als ihre alten, gleichberühmten Kampf- und Kunſtgenoſſen, die Ameiſen. Die fortgeſetzten Angriffskriege dieſer ſtreitbaren Myrmidonen unter den Inſekten, welche förmliche Sklavenjagden veranſtalten, Raubzüge organiſieren, Überfälle und Plünderungen vornehmen, an Wehr- und Schuldloſen Mord und Totſchlag ausüben, kennt das Bienenvolk nicht. Solches herzloſe Treiben verabſcheut die Biene mit Recht; das ſei ihr zum Ruhme angerechnet. Wenn ſie ihre Blumenfahrten antritt, thut ſie keiner Blume etwas zu leid, vielmehr beſchenkt ſie viele Blumen mit der koſtbaren Gegengabe der von ihr unwillkürlich beſorgten Befruchtung, und den anderen Blumenfreunden aus dem Inſektenreiche, die mit ihr auf die Nektarſchätze angewieſen ſind, läßt ſie ohne Neid und Streit gern ihr Anteil. Nicht ſo die Ameiſe. Ihr Erſcheinen bringt den lieben Blumen nicht Freude und Segen, ſondern Fluch und Verderben. Wo Ameiſen an einer Pflanze erſcheinen, da zehren ſie durch das Schmarotzergeſchlecht der gefräßigen Blattläuſe, welche man ihre Milchkühe zu nennen pflegt, indirekt an dem Lebensſaft derſelben; die Blätter ſchrumpfen ſaftlos zuſammen, die duftige Blüte verkümmert und verkrüppelt aus Mangel an Säften, ehe ſie zur Entfaltung kommt und Blüte und Frucht iſt dahin. Für die kleine, harmloſe Tierwelt

bedeutet eine Ameisenkolonie ringsum Schrecken und Verderben. Wer diesen Barbarismus und Vandalismus des Ameisenvolkes noch nicht kennt, der hebe, wie Forell (Über die Ameisen der Schweiz, 1874) vorschlägt, ein Nest der gewöhnlichen Wiesenameise gründlich aus, verbringe die ganze krabbelnde Gesellschaft in einen dicht schließenden Sack und schütte dann den ganzen Inhalt auf eine frischgemähte Wiesenfläche hin. Sofort, nachdem die Ameisen von dem neuen Territorium Besitz genommen haben, entsteht unter den kleinen Bewohnern desselben eine allgemeine Panik: Alle Grillen entfliehen im Nu, indem sie ihre Erdlöcher preisgeben; die Heuschrecken, die Zirpen, die Erdflöhe suchen sich nach allen Seiten zu retten; die Spinnen, die Käfer, die Staphylinen verlassen ihre Beute, um nicht selbst zu einer solchen zu werden; die ungeschickteren Tiere oder diejenigen, welche im Kampfe mit Gegnern ihre Beine verloren haben, oder solche, welche eben erst ausschlüpfen, werden von den ausschwärmenden Ameisen massenweise aufgespürt, hingemordet und zerrissen. Ich habe, bemerkt der genannte Entomologe, einen Trupp Wiesenameisen mit einem Wespennest (vespa germanica) zusammentreffen sehen, welches in die Erde hineingebaut war. Sie blockierten sofort die Öffnung des Nestes und jagten die zahlreichen Insassen heraus, allerdings nicht ohne bei dieser Blockade viele ihrer eigenen Leute zu verlieren. Wenn die Maikäfer im Frühjahr sich anschicken, aus der Erde zu kriechen, sieht man häufig, wie die Wiesenameise in das kleine Loch, welches noch nicht groß genug ist, um den Maikäfer passieren zu lassen, eindringt und den nichts Böses ahnenden wie einen Schläfer im Bette mordet. Die Raupen, die Regenwürmer, die Cicaden, die Larven jeder Art und Größe werden in gleicher Weise die Beute der verschiedenen Arten der Gattungen Formica und Myrmica, Lasius und Tetramorium, Tapinoma u. s. f. Sogar die geflügelten Insekten sind vor diesen schlimmen Totschlägern alles Lebendigen nicht sicher. Der Verfasser dieses hat schon wiederholt auf seinen Spaziergängen Schmetterlinge,

Schnecken und Fliegen, welche durch irgend einen Zufall in den Rasen herabgefallen waren und nicht gleich aufkamen, von den in der Nähe lauernden Ameisen angefressen gesehen. Sogar an die zarte Brut junger Vögel, welche auf dem Boden oder in niederem Gebüsche nisten, wagt sich das Räubervolk heran und martert die hilflosen Wesen langsam zu Tode.*) Wer angesichts dieser Thatsachen, wofür die Beispiele sich leicht vermehren ließen, die Ameisen als die Koryphäen der Insektenwelt bezeichnen und einem Räubervolk den Primat über alle Anverwandten zuerkennen will, mag es immerhin thun. Sympathisch sind uns die Ameisen in ihrem Thun und Treiben jedenfalls nicht. Wir bewundern zwar mit Leuret, ihrem verdienstvollen Biographen, ihre Baukunst, vermittelst welcher sie ihre Hügelburgen mit Zimmern und Vorzimmern, Versammlungssälen und Vorratskammern, Säulen, Zwischenwänden, ja sogar mit wirklichen Tragbalken en miniature, ausstatten, wir respektieren ihr Talent für Land- und Milchwirtschaft, wir staunen über ihre Zeichensprache, aber wir verabscheuen ihre barbarische Kampfeswut, ihre Räubereien und Mordbrennereien. Dem ästhetischen Beobachter — und ein solcher ist nicht blos der Gelehrte

*) Noch gefährlicher und gefürchteter als unsere einheimischen Ameisenarten sind diejenigen der tropischen Gegenden. Wenn die westafrikanische Jagd- oder Treiberameise (Annoma arcens) in ein Haus einzieht, dann verlassen die Neger sofort ihre Wohnung, weil sie wissen, daß gegen diese Einquartierung aller Widerstand umsonst ist. Nicht nur alles Ungeziefer, welches im Hause verborgen ist, wie Ratten, Mäuse, Schwaben, Spinnen und Wanzen, sondern auch Schlangen und Eidechsen machen sich aus dem Staube; sogar eingepferchte Schweine und Hühner fallen ihnen zur Beute. Die Termiten, deren Bautalent das der Bienen und Ameisen noch um ein Bedeutendes übertrifft, sind übrigens keine Ameisenart, wie man sie oft zusammenreiht, sondern gehören in die Ordnung der Netzflügler. Sofern dieselben die Helle des Sonnenlichtes scheuen und nur unterirdisch im Dunkeln arbeiten, sind sie gewissermaßen die Antipoden der lichtfrohen Bienen, eine Art „Dunkelmänner" unter den Insekten.

und Forscher, sondern das Volk mit seinem unverdorbenen Gemüt und das Kind mit seinem reinen Herzen ebenso gut — kann allein die friedliche und doch wehrhafte Art des Bienenvolkes gefallen. Die Biene ist, auf den kriegerischen Mut angesehen, entschieden das edlere Tier und dieser Ruhm soll nicht von ihr genommen werden.

Weisheit, Mut, Mäßigung, lautet die Tugend-Trias des platonischen Idealstaates. Die in vieler Hinsicht schwierigste Staatstugend, an der selbst wir Menschen in unserem Staatsleben noch sehr viel zu lernen haben, ist die Mäßigung, eine echt hellenische, klassische Tugend, welche den Alten für Götter und Menschen der letzte, untrügliche Maßstab der Vollkommenheit war. Das Bienenleben und sein Staat sind reich genug, um auch hierzu auffallende Parallelen aufweisen zu können. Eine gewisse Vorstufe zu dieser höchsten Staatstugend hat unser Bienenstaat schon in der wunderbaren Leistung seiner Baukunst, von der wir oben ausführlich sprachen, erreicht. Das Ebenmaß der aufs genaueste aneinander gereihten und harmonisch aufgebauten, sechseckigen Zellen, die auch bei der denkbar größten Verlängerung doch nie den Grundriß verleugnen und die Symmetrie der ganzen Wabe stören, zeugt von einem Prinzip des Maßhaltens in Beziehung auf die Form. Ebenso wissen die Bienen aber auch mit der Ausdehnung ihrer Bauwerke genau Maß zu halten. Sie bauen nicht über Bedürfnis; Zeit und Umstände, gute oder schlechte Trachtverhältnisse sind der untrügliche Regulator hierfür. Das Volk weiß sehr wohl aus dem jeweiligen Zustand der Entwickelung, in dem es gerade steht, ob Arbeiterzellen, oder Drohnenzellen oder Weisel- d. h. Königinnenzellen anzulegen sind. Selbst der durch künstlich gereichte Mittelwände irregeleitete Bautrieb des Volkes hält im kritischen Moment nicht lange vor. Jeder Imker von halbwegs reicher Erfahrung weiß, daß die Bienen, wenn sie einmal absolut Drohnenbau aufführen wollen und müssen, auch die saubersten und reinsten Arbeiterzellen zu Drohnenzellen umwandeln. Eine Bauepidemie,

auf gut deutsch Bauschwindel auf Spekulation, worin unsere modernen Großstädte zu ihrem empfindlichen Schaden sich zeitweise gefallen, kennt das solide Bienenvolk nicht.

Besonders großartig tritt uns aber die Tugend des Maßhaltens bei dem Bienenstaat in Beziehung auf alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, entgegen. Mag der Honig draußen in der Natur als Nektar in Strömen fließen, die Bienen verzehren darum kein Lot mehr als sie eben zur Erhaltung ihres Lebens bedürfen. Andererseits macht sie aber der zeitweilige Überfluß auch nicht üppig oder leichtsinnig wie die Menschen. Ihr oberster Lebensgrundsatz heißt: „Weise, benutze die Zeit!“ und „Spare in der Zeit, dann hast du in der Not!“ Gerade das Sparen verstehen sie vortrefflich. Ihr ganzer Haushalt ist eine Musterökonomie ersten Ranges; es giebt für den Menschen keine bessere Haushaltungsschule als der Bienenstaat. Lange bevor Joseph, den Traum des Pharao richtig deutend, in Ägyptenland umherzog und für die bevorstehenden sieben unfruchtbaren Jahre Getreide sammelte, hat das kluge Bienenvolk Jahr um Jahr seine Vorratskammern gebaut und gefüllt. Ob die Bienen Träume und Gesichte haben, wissen wir nicht, ob das erste Bienenvolk, das Urvolk, den von ihm abstammenden Geschlechtern die Tugend der Mäßigung, des Sammelns und Aufsparens als oberste Staatsraison mitgegeben hat, meldet kein Lied und kein Heldenbuch; aber selbst wenn die Bienen im Kampf um das Dasein, wie Darwin und seine Schule lehrt, sich diese Tugend erst allmählich angeeignet und sie von Geschlecht zu Geschlecht vervollkommnet haben sollen, unbegreiflich bleibt doch, wie das erste Ur- und Stammvolk zu dieser Idee kam, ebenso wunderbar als der wissenschaftliche Nachweis, wer der ersten Schwalbe den Weg über die himmelhohen Alpen und die endlose Meeresfläche gezeigt hat. Genug, das Bienenvolk weiß, daß nach den wenigen sonnigen Monaten der schönen Sommerszeit viele lange und kalte Wintermonate kommen, wo alle Honigbrünnlein versiegen und alle Blümlein

auf der Heide sterben, wo ein Bienenvolk im Schnee und Eis vergraben werden und elend verhungern müßte, wenn nicht zeitig Vorsorge für ein warmes Häuslein und das tägliche Brot getroffen worden ist. Darum ruhen und rasten die Bienen nicht, bis daß die Zukunft des Volkes, das so viele tüchtige Ahnen zählt, durchaus sicher gestellt ist. Ist das Jahr nicht zu ungünstig, so kommen die klugen Ökonomen auch richtig zum Ziel. Bis der Sommer Abschied nimmt und mit dem fallenden Laube die Säfte der Bäume rückwärts gehen, haben die fleißigen Sammler so viel edlen Honig und so viel köstliches Bienenbrot in ihren praktischen Vorratskammern aufgespeichert und verwahrt, daß sie jetzt getrosten Herzens dem Einzug des harten Winters entgegensehen können. Zuvor werden noch alle schadhaft gewordenen Stellen ihres Hauses genau besichtigt und ausgebessert; dazu hat das Volk unter seinen Gliedern tüchtige Maurerpoliere, die mit einem ganz besonders guten und zähen Cement, Propolis nennt ihn der Imker, alle Ritzen und Sprünge ausstreichen, sowie das Stadtthor bis auf ein ganz kleines Pförtlein ausmauern, damit der kalte Nord nicht so scharf hereinblase und die Schneegestöber und Regenschauer etwas abgehalten werden. Gleich am ersten frostigen Wintertage läßt die Königin zum Sammeln blasen. Mann für Mann treten die treuen Bürger an, einer reicht dem andern die Hand und nun schlägt das Volk, die Herrscherin in der Mitte, in den schönsten und wärmsten Straßen, im Centrum der Bienenstadt, sein Winterlager auf. Die aus ihren aneinander und aufeinander ruhenden, festverschlungenen Leibern ausströmende Wärme ist ihr Lagerfeuer und die Honigtröpflein, die sie von Zeit zu Zeit, aber nur mäßig und sparsam zu sich nehmen, sind das edle Brennmaterial. Wunderbarer Kreislauf der Natur! Die Wärme des Sonnenstrahls hat in der saftschwellenden Blüte der Pflanze den kleinen, süßen Nektartropfen erzeugt; die Biene hat den Nektartropfen in Honig verwandelt und nun muß der in den Leib der Biene zurückkehrende Honig wieder eine Quelle der

Wärme und des Lebens werden. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ Auch das Kleinste darf in dem Haushalt deiner Schöpfung nicht verloren gehen. Nunmehr ist das Bienenvolk im Kreislauf des Jahres in sein letztes und langes Stadium eingetreten: es hält seinen Winterschlaf. Es hat ein Recht dazu. Wer im Sommer Tag und Nacht sich abgearbeitet hat, der darf im Winter, um sich völlig auszuruhen, auch den Tag zur Nacht machen. Die fleißigen Bienen haben die lange Winterruhe wohl verdient. Im Winterschlafe sammeln sie auch wieder ihre Kräfte für das kommende neue Arbeitsjahr. Wenn sie sprechen könnten wie wir Menschen, würden sie sich am Lagerfeuer in der langen Winternacht ihre Abenteuer auf den schönen Blumenfahrten des verflossenen Sommers erzählen, die Macht, Weisheit und alle übrigen Regententugenden ihrer Königin in Liedern preisen und von ihres Volkes Heldenthaten singen; wenn sie im Schlafe ihren Gedanken Audienz geben könnten, wie wir, so würden sie gewiß nur süße Träume haben voll Blumenglück und Blütenpracht. Jedenfalls „harren auch sie“, wie ein Großer im Reiche des Geistes, der Apostel Paulus im Briefe an die Römer (VIII, 19) das Consortium alles Geschaffenen und Vergänglichen ebenso wahr als schön gedeutet hat, einer „herrlichen Freiheit“ mit uns, den Erstgeborenen der Kreaturen. Wenn die Sonne am Himmelszelt wieder höher steigt und unter der wachsenden Kraft des Lichtes und der Wärme in der Pflanzenwelt die Säfte sich regen und bewegen, dann geht auch durch die Reihen des zum Schlafe gelagerten Bienenvolkes der Morgenruf der Tagwache hindurch und auch ihre Losung heißt dann:

„Es muß doch Frühling werden.“

Gern hätten wir diesen Abschnitt aus dem Bienenleben hiermit geschlossen, doch als ehrliche und aufrichtige Freunde dürfen wir nicht bloß die Lichtseiten unserer Lieblinge hervorheben, sondern müssen auch eine Schattenseite ihres Charakters zur Sprache bringen. Es ist gottlob nur eine einzige Untugend,

die wir der Biene in das Schuldbuch schreiben müssen, allerdings eine recht häßliche und bei allen guten Menschen schwer verpönte — die Unbarmherzigkeit und Pietätlosigkeit gegen die Angehörigen des eigenen Geschlechtes. Verursacht kann diese abscheuliche Gewohnheit bei uns Menschenkindern auf eine doppelte Weise sein: entweder ist natürliche Roheit, sittliche Stumpfheit und tierische Verwilderung die Ursache, wie bei gewissen kannibalischen Völkern, die ihre alten, gebrechlichen Stammesgenossen, darunter ihre leiblichen Eltern, als unbrauchbare Individuen in der Wüste aussetzen; oder es liegt eine durch gewisse soziale Mißverhältnisse, speziell durch Übervölkerung nahegelegte gemeinsame Gewohnheit zu Grunde, wie bei den Chinesen, welche bekanntlich dem Kindermorde, besonders der Kinder weiblichen Geschlechtes, durch Aussetzen huldigen. Ganz in demselben Falle befindet sich das volkreiche Bienengeschlecht. Die Bienen werden gleichfalls unbarmherzige, grausame Mörder an ihrem eigenen Geschlecht, nicht gegen ihre Kinder, die sie ja mit mütterlicher Pflege über alles lieben, wohl aber gegen das männliche Geschlecht ihres Staates, die sog. Drohnen, und gegen diese nicht solange sie sich im Kindheitszustande befinden, sondern wenn sie in gewissem Sinne zu altern anfangen. Sobald nämlich der Natur- und Staatszweck der Drohnen in Hinsicht auf die von ihnen zu leistende Begattung der Königin erfüllt ist, haben die Drohnen auch ihr Lebens- und Staatsrecht verwirkt. Während man ihnen vorher das Beste an Speise und Trank in Hülle und Fülle zukommen ließ, ohne daß sie selbst zur Mitarbeit beigezogen worden wären, gönnt man ihnen nach erfüllter Pflicht keinen Bissen mehr. Ihr müßiges Herumlungern und „dröhnendes“*) Ausschwärmen ist den fleißigen Arbeitern schon längst ein Ärgernis gewesen. Lange hat man sie mit Nachsicht gewähren lassen, dafür bricht jetzt der verhaltene Zorn mit bestialischer Wut los. Wehe den armen Freiern, die in dem Palaste

*) Daher das onomatopoetische Wort „Drohne“.

ihrer Penelope, der Königin, ohne Maß und Ziel immer noch fortſchmauſen und zechen möchten! Ihre Todesſtunde hat geſchlagen. Unerbittlich treibt man ſie wie Schafe zur Schlachtbank hin, und zahllos werden ihre Leichname zur Stadt hinausgeſchleift. Das iſt die Drohnenſchlacht der Bienen. Zu Tauſenden umringen die wehrhaften Arbeiterinnen die dicken, faulen und wehrloſen Geſellen, die anfangs den blutigen Ernſt ihrer Dränger gar nicht verſtehen können, jagen ſie in einem unbarmherzigen Keſſeltreiben von einem Ecke der Bienenſtadt in das andere; ſcheu und zitternd vor Todesangſt drängen ſich die unaufhörlich Gehetzten in einen Haufen zuſammen. Das iſt der Moment des anhebenden Maſſenmordes. Auch nicht Eine Drohne wird verſchont; wer nicht im Mordgewühl im Innern der Stadt den Todesſtoß erhält, wird nach tagelanger Verfolgung halbverhungert zum Stadtthor hinausgeſchleift und, wie der Verbrecher im alten Rom vom tarpejiſchen Felſen, vom Flugloch hinabgeſtürzt, wo er dann in der Nacht auf dem kalten Boden vollends ſein jammervolles Leben beſchließen mag, wenn nicht lauernde Ameiſen, dieſe Raben der Drohnenſchlachtfelder, ihn bei lebendigem Leibe aufzehren. Wahrlich, eine barbariſche Metzelei, gegenüber welcher die Greuel einer ſizilianiſchen Veſper oder der Pariſer Kommune faſt Kinderſpiele ſind.

Doch nicht bei jedem Bienenvolk kommt es zu ſolchem blutigen Tagewerk. Wenn die Königin auf dem Begattungsausfluge verunglückte und nicht wiederkehrte, oder wenn ſonſt die Staatsverhältniſſe mit den Grundgeſetzen nicht ganz ſtimmen, dann erhalten die Freier, ſo ungern man ſie ſieht, eine Gnadenfriſt. Manchmal wird dieſelbe bis in den Herbſt, ja bis in den Winter hinein verlängert. Dann aber weiß der ſorgſame Bienenzüchter, in dieſem Volke iſt etwas nicht in Ordnung; es iſt dann etwas „faul im Staate Dänemark“, und jetzt heißt es ſelber eingreifen, je früher deſto beſſer, bevor der Schaden unheilbar wird.

Übrigens wollen wir nicht überſehen, daß dieſe von uns

konstatierte Unbarmherzigkeit und schnöde Pietätlosigkeit des Bienenvolkes gegen die Drohnen eigentlich nur die Kehrseite der von ihm bis in das Extrem durchgeführten Staatstugend der Mäßigkeit ist. Die ökonomischen Bienen sind so überaus maßvoll und im großen wie im kleinen so ausschließlich nur auf das bedacht, was wirklich im Organismus ihres Staates selbst wieder Maß und Ziel hat, daß sie jede Nichtachtung dieser Kardinaltugend sofort als Staatsverbrechen auffassen und ohne weitere Gerichtsverhandlungen einfach durch Lynchjustiz ahnden. Wer wollte verbürgen, ob die Menschheit, wenn sie in ihrem sozialen Gebahren sich gleich dem Bienenvolk nur durch doktrinäre und radikale Zweckmäßigkeitsgründe leiten ließe und alle autoritative Pietät und religiöse Scheu verlieren würde, unter ähnlichen Verhältnissen humaner handeln würde?

Die Bestie in Tier- oder Menschengestalt bleibt sich gleich. Immerhin verdient der kleine Bienenstaat um seiner an Platos Idealstaat erinnernden Grundgesetze willen unsere volle Bewunderung. Im ganzen Tierreiche giebt es kein passenderes und kein edleres Prototyp menschlicher Staatsordnung als den Bienenstaat. Sie sind

„einig zur Arbeit, einig zur Wehr,
Ein Haus, Ein Volk, Ein Heer!"

Viertes Kapitel.

Der Bienen Blumenfahrt.

„Ein Blumenglöckchen vom Boden hervor
War früh gesprossen in lieblichem Flor.
Da kam ein Bienchen und naschte fein —
Die müssen wohl beide für einander sein."
(Goethe.)

Auch das kalte Schneekleid ist schön, welches der Winter über die Erde breitet, prächtig sogar und der Bewunderung wert, wenn die Wintersonne es mit tausend funkelnden Juwelen schmückt, wenn die Berge wie Feenpaläste einer entschwundenen Märchenwelt erglänzen und jeder Baum des Waldes, allen voran die immergrüne Fichte, als ein echter deutscher Weihnachtsbaum prangt.

Aber es giebt einen Schnee, der ist doch noch viel tausendmal schöner. Das weiße Kleid, mit welchem dieser Schnee Bäume und Blumen überzieht, ist das allerschönste Festgewand, das je ein beglückter Bräutigam der holden Braut zum Hochzeitstage geschenkt hat. Die Braut, die ich meine, ist die liebe gute Mutter Erde, wenn sie im Lenze unter den feurigen Küssen ihres Bräutigams, der himmelumwandelnden Sonne, wie Schneewittchen aus dem verschlossenen Grabe des Winters erwacht, und ihr köstliches Brautkleid ist der duftige Blütenschnee, welchen der junge Frühling wie ein Zauberer ausstreut. O, wie freuen wir Menschenkinder uns mit der bräutlichen Erde, die unser aller nährende Mutter ist, des wiedererschienenen Lebens, in

dem wir neuen Lebensodem und neue Lebenshoffnung ſchöpfen dürfen! Seid gegrüßt ihr erſten Boten des kommenden Frühlings! Du, Schneeglöckchen zart, das dem harten Wintersmann zu Grabe läutet; du, Veilchen am ſonnigen Rain, mit dem blauen Äuglein und dem balſamiſchen Dufte; du holde Anemone, die du als Morgenſtern im grünen Moosteppich des Waldes ſtrahlſt; auch du, liebliche Primel, du Botin des Frühlings, mit dem goldnen Blütenköpfchen! Seid allzumal gegrüßt, ihr duftigen, zarten Blumen in Wald und Feld und Garten!

Und ſiehe, von Tag zu Tag wird der Reigen der Blumenſchweſtern größer und ſchöner. Wie glänzen die Saaten und Matten von friſchem Grün! Schon ſchwellen die Knoſpen der Bäume und Sträucher. Noch ein paar ſonnige Tage, und der Lenz iſt da.

„Nun mit einemmal
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderſchön
Iſt die Frühlingszeit."

Welch ein neues Leben auf einmal jetzt auch in unſerem lieben Bienenvolk? Noch vor wenigen Wochen herrſchte hier tiefſte Grabesſtille, ein ewiger Schlaf ſchien Immenheims Bewohner gefeſſelt zu haben. Und heute? Wie ſummt es und brummt es in ſchwirrender Luſt im goldnen Sonnenſchein, wie leicht und munter tummelt ſich alt und jung vor den Thoren der Stadt! Hoch und immer höher ziehen ſie ihre Kreiſe, bis ſie in blauer Ferne ganz verſchwinden. Und weißt du auch, wohin ſie ſo eilig ziehen, warum ſie ſo luſtig ſingen und tanzen und ſpringen? Die Zeit der Blumenfahrt iſt da, der Bienen und der Blumen goldne und ſelige Zeit. Die Blumen und Blüten nämlich wollen ihre Jugend und Schönheit nicht einſam vertrauern und dabei am Ende ſelber verſauern, ſie möchten vielmehr geſehen und bewundert ſein wie die Schönen unſeres Geſchlechtes, die ihr holdes Angeſicht auch gerne ſehen laſſen und denen man nicht erſt mit Mirza Schaffy zuzurufen braucht:

„Schlag' die Tschadra zurück! Was verhüllst du dich?
Verhüllt auch die Blume des Gartens sich?
Und hat dich nicht Gott, wie der Blume Pracht,
Der Erde zur Zierde, zur Schönheit gemacht?
Schuf er all diesen Glanz, diese Herrlichkeit,
Zu verblüh'n in dumpfer Verborgenheit?"

Daher sehen die Blumenschönen so gerne frohe Gäste, liebe Genossen und schwärmende Verehrer um sich. Darum haben sie nicht nur im Morgentau sich so säuberlich gebadet und gewaschen und ihre schönsten Kleider angelegt, sondern sie haben auch als sorgsame Gastfreunde für die lieben Verwandten, die heute zum erstenmal angesagt sind, das Beste, was ihre Vorratskammern vermögen, aufgestellt: schön gezierte Blumenkelche von wundervoller Arbeit sind mit köstlichem Nektar gefüllt, und auf goldenen und silbernen Schüsselchen duftet daneben als Ambrosia frischgebackenes, würziges Bienenbrot. Kommt, rufen jetzt die guten Blumen den Bienen zu, kehrt bei uns ein, ihr alten Freunde unseres Geschlechtes vom Paradiese her; es ist alles für euch bereit; die Tischlein sind alle gedeckt; greift zu, es wird euch nicht gereuen. Und die Gäste kommen. Wo die Schönheit mit der Herzensgüte im Bunde das gastliche Haus öffnet, da will niemand zu Hause bleiben. Ein Bienlein nach dem andern fliegt jetzt herbei, spitzt den kleinen süßen Mund und giebt, wie das unter so nahen Verwandten und alten Freunden wohl erlaubt ist, der lieben Blumenschwester einen frischen Willkommkuß in ihr hold errötendes Antlitz. Dann aber trinken und kosten sie nach Herzenslust an der reich besetzten Blumentafel. Sie werden alle satt, keines geht leer nach Haus, sondern bekommt überdies noch alle Taschen mit Süßigkeiten für die Lieben zu Haus, besonders für die Kleinen, die noch nicht mitkonnten, vollgesteckt. Denn „Geben ist Sache des Reichen". Daheim aber sagt jedes zurückgekehrte Bienlein es sofort in der uns Menschen unverständlichen Bienensprache dem Schwesterlein, wieviel Schönes es heute gesehen und wie gut es bewirtet worden sei. Und die Schwestern machen sich

sofort auch reisefertig zur süßen Blumenfahrt. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ Wie ein brausendes Meer rauscht das Bienenvolk durch die Lüfte hin; wie in gewissen Jahreszeiten die Sterne am nächtlichen Himmel dahinschießen, so mit fast überirdischer Gewalt und Urkraft werden die kleinen Blumenfahrer durch die Lüfte hingetragen, und alle finden ihre süße Beute. Die Tischlein der gastfreundlichen Blumen werden alle voll. „Sum, sum, sum“, tönt's zum Dank von den Lippen der gesättigten Gäste. Und gar über dem blühenden Kirschbaume welch ein frohes Gelage wackerer Zecher! Hörst du, wie es da oben heute singt und klingt, wie sie jubilieren und musizieren? Brummt nicht Schwester Hummel den Baß dazu? Und dort, auf dem Ackerfeld des fleißigen Landmannes, welch unermeßliches goldnes Blütenmeer, vom Hauche der Frühlingsluft sanft auf und ab bewegt und auf Flügeln des Windes weithin balsamische Düfte entsendend! Ist das nicht ein blühendes Rapsfeld? Eben schwingt sich das erste Bienlein zur Kostprobe auf eine prächtige, vom eigenen Gewichte sich beugende, saftige Rapsblüte hinab. Flugs streckt es die pinselförmige Zunge aus und leckt auf dem Grunde des goldenen Kelches den Nektartropfen auf. Die zarte, jungfräuliche Blume erzittert unter dem Ungestüm des so plötzlich in ihr Brautgemach eingetretenen Freundes. Als wollte sie sich gegen die Umarmung mit Händen und Füßen wehren, so prallen die kleinen Staubgefäße an dem Körper der Biene an und entleeren sich. Wo die Pollenbeutelchen noch geschlossen sind, beißt sie die Kleine, ohne lange um Erlaubnis zu fragen, kurzerhand auf. Ha, wie ihr das schmeckt! Jetzt bürsten die kleinen Füße emsig über den mit Blütenmehl bepuderten Leib und sammeln alles, was auf dem Haarkleidchen hängen geblieben ist, fein säuberlich zusammen, auf daß ja nichts von dem kostbaren Stoffe umkomme; das Gesammelte selbst bringen sie dann als schön gerolltes Päckchen in einer passenden Vertiefung ihrer Hinterbeine zum weiteren Transport unter, und wenn sie jetzt zum Thore ihrer Stadt

einziehen, dann sieht es aus, als wären sie mit weitbauschigen goldenen Höschen bekleidet worden.

Glaube aber nicht, daß die Bienen auf ihrer poetischen Blumenfahrt bloß Schätze sammeln und selber keinen höheren Genuß dabei hätten. So prosaisch sind weder die Blumen noch die Bienen. Vielmehr dürfen wir annehmen, daß jede einzelne Blüte, die um des Nektars willen besucht wird, ihren Gästen zugleich eine ganz eigenartige, an Farbe, Geruch und Baustil ganz unnachahmliche Wunderwelt erschließt.

Das will der oberflächliche kalte Menschenverstand freilich nicht recht gelten lassen. Und doch ist es so. Wir Menschen dürfen die kleine Welt der Blumen und Bienen eben nicht bloß, sozusagen, von dem Gipfel unserer Menschengröße anschauen; wir müssen selber klein werden, müssen uns zu dieser kleinen Welt recht bescheiden und liebevoll herablassen, sie in der kleinsten Entfernung, Auge in Auge, zu schauen suchen, um sie recht zu erkennen. Und selbst dann sehen unsere Menschenaugen noch lange nicht das, was diese kleinen, aber doppelten Bienen-Augenpaare zu sehen vermögen.*) Diese Augen sind an Leistungskraft unseren feinsten Instrumenten überlegen; denn diese zeigen uns auch bei der genauesten Sorgfalt und größten Anstrengung eben doch nur die Gegenstände, die wir in ihren sog. Brennpunkt verbringen, nämlich in den verschwindend kleinen Abstand einiger Millimeter, wenn es gut geht, während die wunderbar organisierten Doppelaugen der Bienen zufolge eines hier nicht näher zu beschreibenden Mechanismus auch die Objekte mit in ihr Sehfeld hereinziehen, die himmelweit von ihnen entfernt sind und ebensoweit auseinander liegen. Die Bienen sehen in die Nähe und Ferne zugleich; ihre Augen sind beides, Mikroskope und Teleskope. Sie überblicken mit ihren, kreisförmig

*) Zu beiden Seiten des Kopfes befinden sich die sog. Nebenaugen und wulstförmig unter der Stirne drei Stirn- oder Hauptaugen. Jedes Nebenauge enthält ungefähr 3000 kleine Augen, die wie Zellen einer Wabe nebeneinander stehen.

um den Kopf herumgelagerten, Augen zu gleicher Zeit das ganze Himmelsgewölbe, während auch die künſtlich geſchärften Augen unſerer Aſtronomen höchſtens die Hälfte desſelben zu umſpannen vermögen. Unſere Bienen und viele, betreffs ihrer Augen ähnlich organiſierte, Inſekten verwirklichen in der That das ſchöne Epigramm Platos:

„Du blickeſt zu den Sternen, Lieb',
Wäre ich der Himmel ſelbſt,
Mit tauſend Augen blickte ich
Auf dich, mein' Lieb', herab."

Auf ihren Blumenfahrten ſind alſo die Bienen buchſtäblich ganz „Auge", wie wir Menſchen beim vollen Genuß eines klaſſiſchen Muſikſtückes für die unſere Gehörnerven treffenden, harmoniſchen Schallwellen ganz „Ohr" ſein können. Sobald eine Biene einer Pflanze ſich im Fluge nähert, ſieht ſie nicht nur die ganze Pflanze als ein Geſamtbild, ſondern nimmt auch die einzelnen ſichtbaren Teile nach ihrer Anordnung und ihrem Zuſammenhang gleichzeitig in ihr Geſichtsfeld auf, welch' letzteres wir Menſchen nur einzeln, getrennt und nacheinander unter Zuhilfenahme des Mikroſkopes vermögen. Wie unendlich großartig muß darum den Bienen die kleinſte Blume, bei der ſie ankehren, erſcheinen! Jedes Blütenteilchen muß ihnen ein Schauſpiel geben, wovon wir keine Vorſtellung haben. Die gelben Staubbeutel auf den zarten Staubfäden ſtellen ſich ihrem Sinn als doppelte Balken aus purem Golde dar, die ſelbſt wieder auf hohen ſchlanken Säulen vom weißeſten Elfenbein im Gleichgewicht ſchweben; die bunten Blumenblätter wie unermeßliche Schatzkammern eines Königspalaſtes voll von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Topaſen; die ſüßen Nektarien (Honiggefäße) wie unerſchöpfliche Rieſenſtröme von Zuckerſaft, und die übrigen Teile der Blüte wie ungeheure Urnen, Zelte und Dome, deren Bauſtil noch keine menſchliche Kunſtgeſchichte beſchrieben hat. Du glaubſt es nicht, lieber Leſer? Unterſuche eine honigduftende Thymianblüte unter dem Mikroſkope, und dein Auge

erblickt die herrlichsten antiken Amphoren mit langem Halse, wie der Geschmack der Alten sie liebte, aus einem amethystähnlichen Stoffe geformt, und gefüllt bis zum Rande mit dem edelsten Naß, gleich dem flüssigen Golde.

Aber auch im Haushalte der Natur selbst hat die Blumenfahrt der Bienen eine äußerst wichtige Bedeutung durch die dabei unwillkürlich stattfindende Übertragung des Blütenstaubes, dieses Hauptfaktors einer erfolgreichen Befruchtung der Pflanzenwelt. Was hier die Bienen und deren zahlreiche Verwandte, die Apiden*), leisten, hat erst die neuere Botanik entdeckt. Sämtliche getrennt-geschlechtigen Pflanzen bedürfen eines äußeren Agens, damit die Pollenkörner von der männlichen auf die weibliche Blüte übergeführt werden. Dieses Agens sind die blütenbesuchenden Insekten, vor allen die Bienen.**) Was der

*) Daß alle Nicht-Bienen unter den Hymenopteren für die Blütenbefruchtung nur von untergeordneter Bedeutung sind, hat durch genaueste Beobachtungen H. Müller („Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider", Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für preuß. Rheinl. und Westf. 1873; sowie „Die Alpenblumen, deren Befruchtung durch Insekten", 1881) festgestellt. Nach demselben ziehen merkwürdigerweise die Bienen die dunkelfarbigen Blüten (rot, violett, blau) den hellfarbigen (weiß, gelb, grünlich) beim Besuche vor. Warum aber lieben die Bienen unter den gleichsüßen Blumenschönheiten die Brünetten mehr als die Blondinen? Diese Frage steht noch offen; auch bei uns Menschenkindern bildet dieselbe ein noch zu lösendes psychologisches Problem.

**) Wenn die Ameisen in alle oder auch nur die meisten nektarischen Blüten Zutritt hätten, so würden sie den Bienen den Besuch sicher verleiden. Man braucht nur eine Ameise sanft mit einer Nadel oder Borste zu berühren und man kann sicher sein, daß dieselbe sofort herumfährt und den ihr feindlich erscheinenden Gegenstand mit ihren Kiefern packt. Wären Bienen beim Besuche der Blüten ähnlichen Zwischenfällen öfter ausgesetzt, so daß die zarte Spitze ihrer Zunge von den Hornkiefern einer Ameise gepackt würde, so würde die betreffende Blüte von den Bienen bald nicht mehr beflogen, also auch nicht befruchtet werden. Nun haben merkwürdigerweise viele Blüten gewisse Vorrichtungen, welche verhindern, daß nutzlose, d. h. bestäubungsuntüchtige, Insekten zu ihren

immerhin nur zufällig eintretende ſtarke Lufthauch des Windes hier vollzieht, kommt nicht in Betracht gegenüber der naturnotwendigen und ſyſtematiſchen Befruchtung der Blumenbeſucher. Wie manche Blüte müßte zwecklos verblühen ohne die Blumenfahrt der Bienen. Darwin, der bekanntlich gerade auf dieſem Gebiete ſeine epochemachenden Beobachtungen anſtellte, überzog zur Probe den Teil eines Kleefeldes mit Gaze und machte ihn ſo den Honig und Blütenſtaub ſammelnden Inſekten unzugänglich. Die Folge war, daß keine einzige dieſer Blüten ein Körnlein Samen hervorbrachte. Als die Engländer Obſtbäume nach den Chatam-Inſeln verpflanzten, blühten dieſelben zwar bald ſehr reichlich, trugen aber erſt Früchte, nachdem auch Bienen und Hummeln dort eingebürgert waren. Und wie erhält der Kunſtgärtner die hübſchen Blumen-Spielarten? Hier blühen z. B. Balſaminen von verſchiedener Farbe und Größe. Die Bienen befliegen ſie und befruchten mit dem Blütenſtaub der einen die andere ohne das Zuthun des Menſchen. Wenn unſere Landwirte wüßten, wie viele Mäßlein Samen und wie viele Säcke Obſt ſie den unſcheinbaren Bienen verdanken, ſie würden denken:

Nektarien gelangen. Die gemeine Kardendiſtel (Dipsacus sylvestris) iſt vor dem Ameiſenbeſuch durch eine wäſſerige Flüſſigkeit geſchützt, welche unberufene Gäſte nicht überſchreiten können. Das Alpenveilchen und das Schneeglöckchen haben in der herabhängenden Lage ihrer Blüten und durch den glatten zurückgebogenen Rand der Blütenblätter einen natürlichen Schutz. Das Löwenmaul (Antirrhinum) iſt in ſeiner Blüte ſo dicht geſchloſſen und mit dichten Härchen beſetzt, daß keine Ameiſe den Engpaß durchſchreiten kann. Durch ähnliche Engpäſſe verteidigen ſich die weiße Taubneſſel und mehrere Arten von Narcissus, Primula und Pedicularis, der Klee, Lotus und viele Leguminoſen. Eine andere Art der Abwehr von den Blüten beſteht in einer zähflüſſigen Abſonderung, mit welcher die Stengel und Blätter der Pflanzen getränkt ſind, daher der ſtändige Beiname vieler Species „viscosa“ oder „glutinosa“. An dem Blütenſtande einer einzigen Lychnis viscosa zählte Kerner 64 angeklebte kleinere Inſekten, darunter die meiſten Ameiſen waren; vgl. A. Kerner „Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäſte“ und Th. Belf „The naturalist in Nicaragua“, S. 131 ff.

Hut ab vor jeder Biene! Die Ritter der romantiſchen Blumenfahrten ſind zugleich fleißige Pioniere der Kultur. Wie ſchön verbindet ſich in ihrem Treiben das Angenehme mit dem Nützlichen, das äſthetiſch Schöne zugleich mit dem praktiſch Wertvollen! Wahrlich,

„Willſt du die größten Wunder ſehen,
Bleib' vor dem Bienenvolk erſt ſtehen
Und gehe dann durch Feld und Flur
Und preiſ' den Schöpfer der Natur!"

Fünftes Kapitel.

Viel Feind' — viel Ehr'.

„Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich selbst."
(Schiller, Die Braut von Messina.)

Von den Freunden unserer Bienen, den sanften Blumen, kommen wir zu ihren Feinden.

Wer in der Welt hat keinen Feind? Auch unser Liebling, die harmlose Biene, welche wir soeben an dem großen Freitisch der duftenden Blütenwelt ihr süßes Teil Nektar und Ambrosia sammeln sahen, die aber dabei keinem zur Last fällt oder Konkurrenz macht, weder dem im bunten Flitterkleide sich gefallenden Kokettengeschlechte der nur an den Augenblick denkenden Falter, noch dem vornehmen Bummlervolk der goldglänzenden Käfer, und niemandem wehe thut, am allerwenigsten ihrer keuschen Gastfreundin, der Blume, der sie ja als willkommenes Gegengeschenk die dankenswerte Gabe der Befruchtung zurückläßt — auch die Biene hat ihre Feinde und deren nicht wenige.

Teils sind es geborene und geschworene Widersacher, welche dem Bienenvolk Urfehde geschworen haben und voll Tücke und Mordgier auf die Bienen Jagd machen, teils nur gelegentliche Gegner, welche sich mehr aus Not als aus Lust an einer Biene vergreifen. Mehr oder weniger sind in allen drei Reichen solche Schädlinge zu finden. Ihre Zahl ist weit größer, als der sorgsame Bienenvater auf Grund seines Lehrbuches, in dem zum Schluß ein recht kurzes und meist auch recht dürftiges und mattes Kapitel über die Bienenfeinde steht, sich einbildet. Ihre

Zahl ist Legion. Und der größte, unbarmherzigste und, Gott sei's geklagt, undankbarste Bienenfeind ist noch immer der Mensch „in seinem Wahn", wenn er, der von Gott berufene König und Herr der sichtbaren Schöpfung, anstatt die Gesetze der Natur zu befolgen, nach eigenem Gutdünken schaltet und waltet, ohne Einsicht und Plan hantiert und probiert und ruiniert, oder mit der höllischen Mordwaffe des qualmenden Schwefelfadens in der Hand im Herbste seinen fleißigen Arbeitern den Rest giebt.

Andererseits darf der Bienenfreund die Zahl und Macht der Bienenfeinde auch nicht überschätzen. Manch gutmütiges Geschöpf, dem vielleicht noch nie oder doch nur selten ein Bienlein zur Beute fiel, dessen Schnäblein und Mäglein für den, in Anbetracht des darin geborgenen Honigs, zwar süßen, aber immerhin hartgepanzerten und borstigen Bienenkörper zu zart und fein organisiert ist, wird mit Unrecht unter die Bienenfeinde gezählt und von übereifrigen Bienenvätern mit Kirchenbann und Reichsacht belegt. Hier gilt: „Man muß leben und leben lassen" und „Wer nicht wider uns ist, ist für uns".

Indessen trotz alledem hat unsere Biene Feinde mehr als genug, Feinde ringsum, Feinde im eigenen Geschlecht der Hautflügler, Feinde unter den vierfüßigen, den kriechenden, den gefiederten Tieren, Feinde daheim im eigenen Hause, wo die lichtscheue Motte die wächsernen Wände und Pfosten durchgräbt, Feinde draußen im sturmgepeitschten Luftmeere, nach dem es das Bienlein als ein Kind des Lichtes immer aufs neue hinauszieht. Von der eklen Kröte, die unter dem Bienenstock regungslos mit stierem Auge kauert, bis ein pollenbeladenes, reisemüdes Bienlein vor dem Flugbrett herunterfällt, um es sofort mit der langen klebrigen Zunge aufzuspießen und zu verschlingen, bis zu dem gravitätisch einherschreitenden Dorfpascha, dem im Volksglauben als Ostara-Vogel geheiligten Papa Storch, mit Familie, der auf seinen Wiesenpromenaden nicht nur dem aristophanischen Chor der Frösche mit ihrem Rakada-kax-quax-quax sehr bedenk-

liche Kunſtpauſen bereitet, ſondern auch zur Abwechſelung die in den Wieſenblumen emſig ſammelnden Bienen mit dem roten Klapperſchnabel ſeinerſeits ſelbſt ſammelt; von der biſſigen, räuberiſchen Horniſſe, welche über die am Flugloche harmlos ein- und ausfliegenden Bienen, dem Habicht und Geier gleich, unverſehens herſtürzt und das zappelnde Opfer als willkommenen Imbiß der nimmerſatten Brut in ihrem verborgenen Raubritterneſte zuſchleppt, bis zur gemütlichen Hausſchwalbe, der „fleckigen Prokne“ der alten Sage, welche aber bei anhaltendem Regenwetter, wo ihr die ſonſtigen Inſekten rar werden, den Bienenſtänden ſehr ungemütlich werden kann. Dazu die Scharen der zudringlichen Rotſchwänzchen, der gewandten Fliegenſchnapper, der kecken Meiſenarten, welche Bienleins Winterſchlaf ſtören, indem ſie mit dem derben Schnabel an ſeine Hausthür klopfen, der bunte Waldzimmermann und Kletterer Specht, der Bêowulf (d. h. Bienenwolf) unſerer Vorfahren, endlich der Allerwelts-Schädling, der freche Spatz, mit ſeinem zahlloſen Geſchlecht. Und vollends das Zigeunervolk der langgeſchwänzten Ratten und Mäuſe, gegen deren Zudringlichkeit und Dieberei Thüren und Thore, Pförtlein und Fenſterlein der Bienenwohnungen und Bienenhäuſer nicht ſorgſam genug verwahrt werden können. Würden wir unſer Bienenhaus anſtatt am grünen Rhein oder an der blauen Donau in Polens oder Rußlands wilden Forſten aufgeſchlagen haben, dann könnten wir in mancher kalten Winternacht auch Meiſter Braun, den Bären, zum Beſuche bekommen und deſſen breite Tatze im Schnee vor dem Stande bewundern. Bis auf den heutigen Tag ſoll der Bär für den Honig ein Leckermaul haben, wie er denn ſchon in der alten Tierfabel dem argliſtigen Vetter Reineke Fuchs gegenüber das offene Geſtändnis ablegt:

„Ei! was hab' ich gehört, verſetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verſchmäht ihr ſo den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch ſagen, geht über alle Gerichte,
Wenigſtens mir; o ſchafft mir davon, es ſoll euch nicht reuen!“

Wahrlich nicht wenige Feinde, welche Leben und Existenz der armen Bienen bedrohen. Nun wundern wir uns nicht mehr, warum die fruchtbare Bienenkönigin so unermüdlich auf die Vermehrung ihres Volkes bedacht ist; wir begreifen auch, warum der einen königlichen Braut eine so zahlreiche Schar willfähriger Freier in den Drohnen auf ihre Hochzeitsreise mitgegeben wird. Unter so vielen Gefahren von übermächtigen Feinden wäre ein einziger Bräutigam in der That zu wenig, wenn die Hochzeitsgesellschaft in das Meer des azurnen Lichtes und der goldenen Liebe hinausfährt. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch in der sonst so harmlosen Pflanzenwelt einige Bienenfeinde auf unsere Lieblinge lauern. Wenigstens steht unseres Wissens in den bis jetzt erschienenen Bienenlehrbüchern nichts davon, und doch verdienen auch diese Feinde mit Namen genannt zu werden, so gut wie die anderen, von denen wir oben sprachen.

Jeder Pflanzenkundige weiß, daß eine ganze Reihe von Pflanzen höchst merkwürdige Anpassungen, Accommodationen nennt sie der Botaniker, aufzuweisen hat, welche in der neuerdings mit Recht hervorgehobenen Symbiose*), d. h. der Lebensgemeinschaft mit den Tieren, erworben worden sind und die in unserem speziellen Falle nichts Geringeres als den listigen Fang lebender Tiere zum Endzweck haben. Es giebt tierfangende und fleischfressende Pflanzen, eine Art Mittelglied und Übergangsstufe zwischen dem Tier- und Pflanzenreiche. Die berührten Anpassungen sind aber doppelter Art: einmal sind es Vorrichtungen, durch welche Tiere vorübergehend festgehalten werden sollen, um für den Genuß, den ihnen die Pflanze durch ihren Nektar bietet, einen Gegendienst zu leisten, oder es sind Schutzmittel gegen unberufene Gäste; das anderemal sind es wirkliche Fallen,

*) Vgl.: Die Symbiose, Vortrag in der ersten öffentlichen Sitzung der 56. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Freiburg i. B. am 18. Sept. 1883 von Prof. Oscar Hertwig. Jena 1883.

aus denen die armen Gefangenen nie wieder entrinnen ſollen, alſo Fallen wirklich fleiſchfreſſender Pflanzen. Zu ihnen gehören die höchſt entwickelten Blüteneinrichtungen, durch welche beſtimmte Inſektenkreiſe angelockt und zum unfreiwilligen, aber erfolgreichen Transport des Blütenſtaubes von Pflanze zu Pflanze herangezogen werden. Zum Glück der Bienen ſind dieſer Blumen, die nach Art der homeriſchen Kallypſo*) den liebeumworbenen Fremdling, dem das Heimweh das Herz verzehrt, nicht mehr ziehen laſſen wollen, nur wenige, und die gefährlichſten wachſen nur in fernen, ausländiſchen Zonen. Am bekannteſten ſind die ſogenannten Keſſelfallenblumen und die Klemmfallenblumen. Zu erſteren gehören beiſpielsweiſe die Blumen der Oſterluzei (Aristolochia Sippho), des Frauenſchuhes (Cypripedium calceolus) und des Aronſtabes (Arum maculatum), der Verwandten unſerer beliebten Zimmer-Calla (Calla aethiopica). Hier werden die beſtäubungstüchtigen Inſekten, welche den Blütenſtaub vermitteln ſollen, durch ſüßlichen Nektar und ſchmutzigrötliche oder gelbliche Farben und Strichelungen in einen tiefen Blütenkeſſel gelockt, in dem ſie durch eine Art Haarreuſen oder durch eine glatte Wand des Keſſels zurückgehalten werden, bis eine unter ihnen die Narbe mit dem mitgebrachten Blütenſtaube bedeckt und ſomit die Befruchtung vollzieht. Iſt dies geſchehen, ſo werden die den Ausgang verſchließenden Haare welk, oder die bis jetzt glatte Keſſelwand wird runzelig, und jetzt erſt dürfen die Gefangenen ihre unfreiwillige Haft verlaſſen; ſie fliegen nach einer zweiten Blüte, um hier wiederum Nektar zu ſaugen, wo ſie die ſüße Beute wiederum mit zeitweiſem Gefängnis entgelten müſſen. Offenbar muß der Genuß des Nektars gerade bei dieſen Blumen ein ſehr verlockender ſein, was auch unſere

*) „Denn ihm ward nicht beſtimmt, hier fern von den Seinen
zu ſterben,
Sondern ſein Schickſal iſt, die Freunde wiederzuſchauen
Und ſein prächtiges Haus und ſeiner Väter Gefilde."
(Homer, Odyſſ. V, 113 f.)

weniger entwickelten Geruchsnerven an der bedeutenden Intensivität des Duftes dieser Blumen wahrnehmen, sonst würden die kleinen Blumengäste bei diesen üblen Erfahrungen ihre Besuche nicht so unverdrossen fortsetzen. Man trifft in den Kesseln der genannten Blumen oft 10—20 gefangene Insekten, darunter auch unsere Biene, welche jedoch vermöge ihrer kräftigen Körperkonstitution meist aus eigener Kraft die Fesseln sprengt und die Freiheit gewinnt, während die Fliegenleichname beweisen, daß für die schwächer gebauten Insekten die zeitweilige Gefangenschaft auch den Tod herbeiführte. Zu den Klemmfallblumen gehört die ganze Familie der Apocyneen, bei denen, wie sich der geneigte Leser, wenn er etwas Botaniker ist, leicht selbst überzeugen kann, alle Grade der Ausbildung der eigentlichen Klemmfalle, von dem einfachen Singrün (Vinea minor) bis zur Oleanderblüte, vertreten sind. Die Staubgefäße bilden hier einen Hohlkegel, welcher das Pistill einschließt und zwar so, daß ein oberer freier Hohlraum über dem rundlichen Kopfe desselben entsteht, die sogenannte Pollenkammer, in welcher der Blütenstaub entleert wird, und ein unterer, die sogenannte Narbenkammer, wo der Narbenkopf die der Bestäubung zugängliche Narbenfläche auf der unteren Seite trägt. Die Rückseite dieser meist auf Fäden stehenden Staubgefäße bilden holzige Platten, welche mit ihren Rändern fast aneinander stoßen und den nektarschlürfenden Insektenrüssel bei dem Nektargenuß einklemmen, daher der botanische Namen Klemmfallen. Bei dem Versuche der Insekten, sich aus der Klemme zu befreien, führen dieselben mit einem kräftigen Ruck den Rüssel von der Narbenkammer in die Pollenkammer, dort den von einer anderen Blüte mitgebrachten Pollen absetzend, hier neuen Blütenstaub mitnehmend. Bei dem Oleander sind die genannten Holzplatten oben mit je einem langen federartigen Fortsatze versehen. Diese Fortsätze sind oben zusammengedreht und bilden einen gestielten regelmäßigen Wollpfropfen, der die Mitte des Blüteneinganges verschließt und dem Rüssel der bestäubenden Insekten die rechte Führung zum

Nektar, und dann zur Narben- und Pollenkammer giebt. Kräftige vorsichtige Insekten lassen sich durch die Anstrengung, welche zur Befreiung aus der Klemme gemacht werden muß, nicht abschrecken. Dagegen zappeln sich ungeübte, schwächere Insekten darin leicht zu Tode.

Besonders in die Augen fallend ist dieser Vorgang bei der großen Fliegenfalle (Apocynum androsaemi folium), wo die Blüten von Insektenleichen oft ganz gefüllt erscheinen. Ich traf hier bei meinen Beobachtungen am häufigsten die Fliegenarten Spilogastor carbonella, Scatophaga merdaria, Anthomyia pluvialis, Syritta pipiens, zuweilen auch kleinere Hymenopteren und Schmetterlinge gefangen und verendet, daneben zahlreiche Beine, Rüssel und Flügelreste, welche zurückgelassen waren. Dagegen trugen die größeren Fliegen wie Eristalis tenax, E. arbustorum, E. nigritarsis, Platycheirus peltatus u. a., sowie Wespen und Bienen die Pollenmassen meist ungehindert von Blüte zu Blüte. Schumann hat bei Syonsia, A. Tomes bei Whrigthia coccinea in Ostindien ähnliche Klemmfalleinrichtungen mit vielen toten Fliegen, Schmetterlingen und Bienen gefunden.

Merkwürdiger noch als diese Einrichtung der Apocyneen ist diejenige der Asklepiadeen, die bei den einheimischen Repräsentanten, der Schwalbenwurz (Cynanchium vincetoxicum) leicht mittelst der Lupe zu studieren sind. Die Pollenmassen zweier benachbarter Antherenfächer, die sogenannten Pollinien, sind hier durch Stiele mit einem kleinen schwarzen, hornigen Klemmkörper verbunden, in welchem die nektarholenden Insekten mit ihrem Rüssel, bei den Arten der Gattung Asclepias mit ihren Beinen, Härchen der Taster oder Krallen, bei Acerates mit der Haarmasse der Brustunterseite festgehalten werden. Die armen Insekten geraten hier buchstäblich ins Pech. Die Klemmkörper mit den beiden Pollinien werden beim Davonfliegen herausgerissen und der aufmerksame Beobachter begegnet nicht selten Insekten, welche wie Bombus scutellaris bei Acerates longifolia ganze Bündelchen klebriger Klemmkörper mit sich fortschleppen

müſſen, deren Pollen dann in anderen Blüten an die Narbenkammern verbracht wird. Bei Gynanchium findet man außer einer Unmaſſe toter Fliegen nicht ſelten auch kleinere Weſpen und Bienen.

Wenn die bisher erwähnten Befruchtungsvorrichtungen für die ſtärkeren Inſekten, ſpeziell für die Bienen, mehr oder weniger nur Vexierfallen waren, die denſelben zwar die koſtbare Zeit rauben und viel Verdruß bereiten, aber im großen und ganzen doch einen Ausweg zur Freiheit offen laſſen, ſo lernen wir in den amerikaniſchen Asklepiasarten wirkliche Bienenfeinde, ja geradezu Bienenmörder kennen. Chr. Robertſon hat dieſe amerikaniſchen Asklepiasarten neuerdings genauer unterſucht, deren kleinere Repräſentanten durch Fliegen, deren größere durch Hummeln, Falter und Bienen beſtäubt werden. Er fand, daß die kleinere, einem gemiſchten Beſtäuberkreis angepaßte Asclepias verticillata keine Inſekten töte, auch bei Asclepias incarnata waren nur wenige Inſekten, meiſt Pelopaeus cemeterius und Colletes, totgeklemmt, dagegen war bei den größeren Arten, welche einem beſchränkteren Beſtäuberkreis angepaßt und den anderen Inſekten unzugänglich gemacht ſind, beſonders bei Asclepias Cornuti und Asclepias Sullivantii die Zahl der getöteten Inſekten eine ganz bedeutende. Bei Asclepias Cornuti fand Robertſon außer vier Spezies von Fliegen und vier Spezies von Motten zahlreiche Honigbienen, die der einheimiſchen nordamerikaniſchen Fauna bekanntlich nicht angehören, tot in den Blüten vor. Bei Asclepias Sullivantii konnte Robertſon allein auf dem kleinen Areal ſeines Hausgärtchens in wenigen Tagen 617 tote Honigbienen, ſage 617 Bienenleichen von den Blüten ableſen; in einzelnen Dolden klebten deren über ein halbes Dutzend. Im Staate Illinois ſollen die Bienen ſo häufig durch dieſe Blüte gefangen werden, daß infolge des üblen Geruches der maſſenhaften Bienenleichen der Beſtäuberkreis der Asclepias Sullivantii eine ſehr weſentliche Veränderung erfahren habe. Robertſon macht dabei darauf aufmerkſam, wie

ein Geschöpf sich die Kalamität des anderen alsbald zu nutze mache, indem zahlreiche Spinnen, Ameisen und Podisus spinosus sich während der Blütezeit der Asklepias unter deren Blättern und Blüten versteckt halten, um über die noch zappelnden Bienen ihrerseits herzufallen. Auch die Kniphofia ist eine Bienenfalle und es dürfte außer den Apocyneen und Asklepiadeen gewiß noch andere Pflanzenarten geben, bei denen durch gleiche oder ähnliche Vorrichtungen Bienen, überhaupt Insekten, zum Pollentransport gezwungen oder als ungebetene Gäste ferngehalten und unschädlich gemacht werden. Die in unseren Tagen immer weiter vordringende Durchforschung fremder Kontinente, mit welcher die wissenschaftliche Bereicherung der Tier- und Pflanzenkunde Hand in Hand geht, wird dem bis jetzt Bekannten früher oder später sicher neue Entdeckungen hinzufügen.

Uns genügt, an dieser Stelle zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Bienenfreunde darauf gerichtet zu haben, wie im heißen Kampf um das Dasein, diesem Kampfe aller gegen alle, auch die Bienen ihr Teil mitkämpfen und mitleiden müssen gegenüber zahlreichen Feinden — sogar im Pflanzenreich.

„Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß neben Rosen gleich die Dornen stehn!"

Unseren Bienen dürfte für ihre Blumenfahrten der Rat mit auf den Weg gegeben werden:

„Trau, schau wem!"

Sechstes Kapitel.

Das „Schwärmen" ist des Imkers Lust.

„Was summt dort im Garten im Sonnenschein,
Was häuft sich am Aste der Linde?
Ein Schwarm ist's von tausend Bienelein,
Eil', Imker, und faß ihn geschwinde!"

Berlepsch, nächst Vater Dzierzon einer der verdientesten Großmeister unserer Zunft, hat die Bienenzucht ebenso schön als wahr die Poesie der Landwirtschaft genannt. Jeder Imker, der nicht nur mit Kopf und Hand, sondern auch mit Herz und Gemüt Bienenzucht treibt, wird gerne in dieses Lob einstimmen. Ist aber die Bienenzucht als Ganzes schon in allen seinen Teilen Poesie, dann ist der Schwarmakt, kurzweg das „Schwärmen" der Bienen, der Höhepunkt dieser Poesie selbst wieder. Der Schwarmakt ist die phänomenale Kraftentfaltung des Bienenvolkes zum Zweck der notwendig gewordenen Gründung einer Kolonie. Volksarme, kraftlose Bienenvölker denken ebensowenig an das Schwärmen, als menschenarme Völker und Staaten an die Versorgung der nicht vorhandenen überschüssigen Volkskräfte durch Auswanderungsgelegenheit und Kolonialpolitik zu denken brauchen. Nur denjenigen Völkern, welche „die stärksten Lenden haben", wie ein deutscher Geschichtschreiber*) unserer Tage sich einmal ausdrückt, gehört das Erdreich und die Zukunft. Übrigens ist der Schwarmakt der Bienen nur das letzte in die Sichtbarkeit tretende Moment einer langen Reihe vorausgehender Entwicklungsstufen der Volkskraft selber. Die Fruchtbarkeit der

*) Heinrich von Treitschke in seinen historisch-politischen Aufsätzen.

Königin und die damit zusammenhängende fortgesetzte Brutvermehrung, das Anlegen sogenannter Weiselzellen, in denen königliche Thronfolger erzogen werden, sowie das Vorhandensein begattungstüchtiger Drohnen sind die Hauptfaktoren, welche das Schwärmen herbeiführen. Fehlen dieselben ganz oder auch nur zum Teil, dann kommt es eben nicht dazu, oder doch erst viel später, dann aber auch zu spät. Sind aber diese Vorbedingungen erfüllt und kommt die Natur durch vermehrte Licht- und Wärmequellen, durch eine Nektar und Pollen reichlich spendende Vegetation dem Naturtrieb des Bienenvolkes entgegen, dann wird das Schwärmen zur Notwendigkeit. Die übersprudelnde Volkskraft verlangt eine Teilung und Vermehrung. Jetzt kann die Kolonie als lebensfähiges Volkstum gegründet werden. Doch sind unsere Bienen viel zu kluge und vorsichtige Tiere, als daß sie diesen Haupt-Staatsakt nur so ins Blaue hinein unternehmen würden. Darum werden schon lange vor dem großen Entscheidungstage wiederholt Kundschafter ausgesandt, so wie einst das Volk Israel in der Wüste nach dem verheißenen Lande Kanaan seine Kundschafter vorausgeschickt hat. Erst wenn diese mit guter Botschaft zurückkommen und melden, daß sie in der Fremde einen passenden Platz zur Anlage einer neuen Bienenstadt gefunden haben und nachdem die Volksversammlung unter dem Vorsitze der Herrscherin und dem Beirat ihrer Ältesten den einstimmigen Beschluß gefaßt hat — erst dann machen sich die Auswanderer, mit der angestammten Königin in der Mitte, marschbereit. So leicht mag es denselben nicht werden, die alte liebgewordene Heimatstadt, welche die Vorfahren gegründet haben und in der ihre Wiege stand, wo sie so viele frohe Stunden verlebten, auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Denn „jedem ist die Heimat teuer, jeder liebt sein Vaterland". Aber die Not gebietet, das von den Vätern überkommene Staatsgesetz schreibt es so vor, die Königin geht den Unterthanen selbstverleugnend mit hehrem Beispiel voran — macht sie doch der jüngeren Thronerbin gerne Platz —, da darf niemand sich

bedenken und zurückbleiben wollen. Es ist die letzte Nacht, die man in der Heimat zubringt. Das Volk denkt nicht an Ruhe oder Schlaf. Mächtig braust es wie ein siedendes Meer durch die stille Nacht hin; ein Teil der übervölkerten Stadt hat ein Notlager vor dem Thore im Freien aufschlagen müssen. Da — an einem schönen, warmen Sommermorgen,

„wo lau die Lüfte wehn,
die Wälder lustig grünen,
die Gärten blühend stehn",

da will keine meiner Bienen mehr abfliegen, als würde etwas Besonderes heute vorbereitet. Nur da und dort tauchen einzelne hervor, umkreisen die Parteigenossen, bringen ihre Bulletins aus dem Innern und deuten durch Schüttelwehen die nahende Entbindung an. Noch einen Moment und mein Ohr vernimmt den lieblichen Schwarmton, eine Musik, dem Imkerohre köstlicher denn alle kunstreichen Konzerte der Welt. Jetzt wird im Lager Generalmarsch geschlagen und die auswanderungslustigen Kolonisten, jeder mit einem Tröpflein Honig als Wegzehrung versehen, strömen Mann an Mann gedrängt im Eilmarsch aus der Pforte der alten Heimat und erheben sich im Zickzackfluge in das Reich der Lüfte; immer frische Völker entströmen dem Stocke, wie Meereswogen sich unaufhaltsam und unabsehbar heranwälzen, so drängt es sich — eine einzige große Naturkraft, die auch den Letzten und Schwächsten mit sich fortreißt — hervor. Nicht selten mag es passieren, daß ein Haufe in der Überstürzung zur Erde herunterfällt, doch mit Blitzesschnelligkeit erheben sie sich wieder, um sich in den fröhlichen Kontretanz der Auswanderungslustigen zu mischen. Siehe da! Auf einmal wird es ruhig und leer um das Flugloch, ein paar Nachzügler noch oder ein paar Fahnenflüchtige und Heimwehkranke vielleicht, welche die vollen Honigtöpfe der alten Heimat gegen die ungewisse Zukunft nicht eintauschen wollen — und Mutterstock und Schwarm sind zwei getrennte, selbständige Lebewesen geworden. In den Lüften aber ist Leben, der helle

goldene Sonnenstrahl wird durch die kleine Wolke der schwärmenden Genossen gebrochen. Hierhin und dorthin schwenkt der Zug; noch hat er sich keine bleibende Stätte erwählt. Unausgesetzt folgt ihm mein Auge; fast bange schlägt mein freudig erregtes Herz; wie gerne wollte ich die fahrenden Gesellen bannen! Da zieht eben am Himmel eine schwarze Gewitterwolke herauf, die Sonne erlischt, ein heftiger Windstoß bläst mit vollen Backen auf die Schwarmgesellschaft herein und Königin samt Volk fällt auf den alten Stock zurück. Der kleine Haufen, der am Aste des nahen Baumes dort sich schon gesammelt hat, löst sich plötzlich wieder auf. Schwarz deckt sich die Pforte der alten Heimatstadt mit den Zurückgekehrten, welche vor dem drohenden Elemente des ausbrechenden Gewitters ein schützendes Obdach suchen. Unerwünscher Anblick für den mit klopfendem Herzen dabei stehenden Bienenvater! „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche baut!“ Für heute ist's mit dem Schwärmen vorbei und einige Pfund Honig sind unnütz verflogen. Trübsinnig wandert der Hausherr an seinen Stöcken vorüber, dem eigenen schützenden Hause zu. Doch nicht zu lange braucht er hier zu warten. Siehe,

„Milder schon fallen die silbernen Tropfen,
Munter schon zwitschert ein Sperling vom Dach,
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen,
All' das verschüchterte Leben wird wach.
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murrt noch der Donner, ein fliehender Leu,
Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündet's der Erde: der Herr ist getreu!“

Wie weht's und duftet's jetzt durch die Welt! Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur, wie golden strahlt der Sonne Angesicht über der verjüngten und gesegneten Erde! Da zieht neue Hoffnung in mein Herz hinein; flugs geht's wieder zu meinem Bienenstand, bin doch begierig, was die heimgekehrten Auswanderer jetzt treiben, ob ihnen nicht das Auswanderungs-

sieber im Gewitterſturme gründlich abgekühlt wurde. — — — Horch, da trifft ein ſeltener Klang mein lauſchendes Ohr! „Tüt, tüt, tüt!“ ſingt's da drinnen im Stock mit feiner Sopranſtimme und „quack, quack, quack“ antwortet eine zweite Sängerin im ſchönſten Alt. Was bedeutet dieſes Duett? Sind meine Bienen denn auf einmal muſikaliſch geworden und ihre Königinnen gewillt, als Primadonnen aufzutreten? Nein, das waren keine Freudentöne, das klang doch mehr nur wie ſchrille Eiferſucht erzürnter Nachbarinnen, die ſich zum Fenſter oder zur Thür hinaus Komplimente ſagen und ihrem übervollen Herzen ſchreiend Luft machen. Ach, das zurückgekehrte Volk mag und darf nicht mehr bleiben. Schon ſtürzen die erregten Auswanderer zum zweitenmal hervor. Wieder beginnt das Vorſpiel. Immer brauſender und lauter ſpielen die Muſici auf, noch feuriger und hinreißender als die Czarda beim Tanz der Pußtaſöhne. Der Schwarm zieht mit noch größerer Energie als das erſtemal aus; denn bei dieſem Auszug handelte es ſich ja um ein Haar um Thron und Leben der Königin, welcher die eiferſüchtige junge Erbin nach dem Leben ſtand. Und diesmal ſchreckt keine finſtere Wolke den Zug unſerer Auswanderer; höher und immer höher zieht ſie das goldne Sonnenlicht zu ſich empor. Siehſt du, wie ſie dort hoch oben am blühenden Birnbaum ſich dichter zuſammenziehen! Noch ein paar Augenblicke und der Traube gleich am edlen Weinſtock hängt das Volk am Aſte des Baumes ſchwer herab.

Nun, Imker, wohlauf zur That! Jetzt heißt es entſchloſſen ſein und raſch und weiſe handeln; nun mußt auch du gerüſtet und vorbereitet ſein, wenn du Herr deines Eigentums bleiben willſt. Die Zauberrute, durch welche du die Söhne der Freiheit in deinen Dienſt und Gehorſam zurückführen kannſt, ſollteſt du kennen. Sie heißt Ruhe und Überlegung, Sicherheit und Mut, Einſicht und Erfahrung. Manch junger Geſelle iſt ſchon zu Schanden geworden, daß er dieſe Zauberrute verachtete und dem eignen Kopfe folgend es beſſer zu können meinte. Wer

den guten Rat der Alten mit der eigenen Einsicht zu paaren versteht und von Jahr zu Jahr durch die Erfahrung vermehrt, der thut als Meister jetzt keinen Fehlgriff. Nur ein einziger kräftiger Ruck an dem schwanken Aste und die schwere Last des prächtigen Schwarmes stürzt wohlbehalten in den untergehaltenen Fangkorb und dieser selbst giebt sofort die willenlosen Gefangenen als Beute der neuen, schön ausgestatteten Wohnung, die auf dem Stande zurecht steht. Jetzt ist die Kolonie glücklich unter Fach und Dach, eingereiht als neues Volk in den vermehrten Besitzstand des Imkers, der bei dieser aufregenden und anstrengenden, aber süß lohnenden Arbeit erfahren darf:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben."

Zwar ist nicht mit einem Schlage das eingebrachte Volk an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Anfangs stürzt noch manch trotziger Geselle, rebellisch gegen die neue Ordnung der Dinge, zum Flugloch der Wohnung hervor, als wollte er die Macht und List der klugen Menschen verspotten. Aber bald kehren die Ausreißer wieder zurück, haben sie doch beim Auszug der erwählten Herrscherin aufs neue Treue geschworen; und was eine rechte Biene ist, bricht ihren Bürgereid nie. So machen sie denn, eine nach der andern, an dem Thore der neuen Heimat, wohl oder übel Halt und schlagen bald fröhlich mit ihren Flügeln zusammen, denn sie wissen, ihre Königin ist darinnen. Wo diese hingeht, da wollen sie auch hingehen, wo sie lebt und wirkt, da wollen auch sie ihr Tagewerk anheben; nur der Tod soll sie voneinander scheiden. Der Schwarm ist geraten und geborgen. Auch die Wildesten, die mit Berserkerwut in die vier Winde hinausstürmten, sowie die zersprengten Nachzügler, die in keiner Armee, auch der bestorganisierten, fehlen, sammeln sich gegen Abend am Eingang des neuen Hauses, eingedenk der alten Bienenweisheit:

„Bist du selber kein Ganzes, so schließ an ein Ganzes dich an!"

Nur am Birnbaume oben blieb noch ein kleiner Teil, ein winziges Reſtchen von Sonderbündlern zurück, welcher das liebgewordene lauſchige Äſtchen bei dem Finkenneſt nicht leichten Herzens verlaſſen möchte. Es ſind edle, ſchwärmeriſche Seelen, welche gerne in höheren Sphären ſchweben und das Flecklein Holz, das die Königin mit ihrem Leibe berührte und weihte, wie eine Reliquie fromm verehren; denn etwas Edleres und Verehrungswürdigeres als die Königin giebt es für den Bienen-Unterthanenverſtand nicht. Aber auch der allerſtärkſte Idealismus wird durch die rauhe, kalte Wirklichkeit des Lebens nach und nach abgekühlt. Das erfahren unſere ſchwärmeriſchen Bienen-Idealiſten ſchon in der nächſten folgenden Nacht, die ihre zarten Leiber, obwohl ſie ſich aufs Innigſte aneinander anſchließen, empfindlich durch Kälte und Winde trifft. Darum halten ſie am andern Morgen für geraten, den Verhältniſſen des Lebens Rechnung zu tragen und kommen müde und matt, abgehärmt an Leib und Seele, als die letzten bei ihrem Volke an, das auch ſie willig in ſeine munteren Reihen aufnimmt; denn ſpät kommen dieſe Letzten, aber ſie kommen doch.

Der Aſt am Birnbaum iſt jetzt wieder leer und der Fink und die Finkin machen ſich ihre Gedanken über das ſeltſame Volk, das geſtern ſein Lager neben ihrer Stammburg ſo dreiſt aufgeſchlagen hatte und heute mit Kind und Kegel verſchwunden iſt. Aus der neuen Wohnung aber kommen heute ſchon die Eifrigſten heraus, um ſich die nächſte Umgebung zu beſehen. Im Innern der Wohnung geht es an ein Putzen und Fegen, an ein Bauen und Mauern, daß es eine Freude iſt. Die Königin legt ihrem Volk den Stadtbauplan vor, die Stadtviertel werden abgeſteckt und die ſchönen geraden Straßen beſonders genau bezeichnet; mit Händen und Füßen wird gearbeitet Tag und Nacht,

„die Räume wachſen,
es dehnt ſich das Haus
und drinnen waltet —

die Königin als Mutter ihres neuen Reiches mit alter Liebe und Treue zum Wohle des ewig treuen, fleißigen Volkes. Aber, wird der geneigte Leser fragen, was ist denn aus dem alten Stocke geworden? Liegt doch die Vermutung nahe, daß derselbe nach so viel Kräfteverlust gar eingegangen und, der alten Herrscherin beraubt, am Ende in einen allgemeinen Staatsbankerott geraten sein dürfte. Es ist ja sonst der Welt Lauf und Ordnung, daß das Auferstehen des einen den Untergang des andern nach sich zieht. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen." Das Bienenvolk scheint diesem allmächtigen Lebensgesetze nicht unterworfen zu sein. Hier darf im Kreislaufe des Jahres ein Geschlecht dem anderen die Fackel des Lebens reichen, ohne daß das vorhergehende in die Nacht des Todes zurücksinkt. Hier pulsiert im großen und ganzen des Volkes fast unvergängliches Leben.

Freilich ist in dem abgeschwärmten Mutterstocke für die erste Zeit die Lebenskraft etwas herabgestimmt. Die Reihen der fleißigen Arbeiter sind seit dem Auszuge des Schwarmes merklich gelichtet. Die ausgewanderten Volksgenossen konnte man auch nicht mit leeren Händen die Reise aufs Ungewisse antreten lassen, darum sind der Honigschätze weniger geworden. Auch ist die allverehrte Stammesmutter nicht mehr vorhanden. Aber das Volk ist deshalb doch nicht verwaist. Schon legen hoffnungsvolle Töchter der alten Herrin im stillen das königliche Gewand an; in kürzester Frist wird die Erstgeborene unter ihnen das Scepter ergreifen nnd mit jugendlicher Kraft die Zügel der Regierung halten. Bis dorthin wird von den fleißigen Arbeitern desto eifriger gesammelt. In wenigen Wochen bereits sind durch die täglich ausschlüpfende Brut die Lücken im Volke ausgefüllt. Ist aber erst die junge Königin von dem in ihrer Reichs- und Hofordnung vorgeschriebenen, unumgänglichen Hochzeitsflug zurückgekehrt, dann ist alles in Ordnung und schönster Harmonie.

Siebentes Kapitel.

Wie die Bienen Hochzeit halten.

(Eins von P. K. Rosegger.)*)

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei."
(H. Heine, Buch der Lieder.)

Hat sich ein Schwarm**) mit seiner jungen Königin vom Mutterstamme losgelöst und sich auf seiner neuen Ansiedelung niedergelassen, so ist nun das erste und wichtigste Geschäft die Hochzeit der Königin.

Dabei geht's lustig zu und alles ist auf den Beinen und Flügeln; selbst die Arbeit wird vergessen, und das will bei den Bienen schon viel sagen, es wäre denn, daß die Gemächer der Braut noch ordentlich gereinigt, mit Wachs tapeziert, mit Nahrung und Dienerschaft versorgt werden müßten. Ein helles Summen und Singen ist das im Reiche, und ein Balgen und Schwelgen und alles schart sich um die Königin, die Holde und Hehre, die schöne, minnevolle Frau. Aber nicht, weil sie Königin ist, wird sie so hoch verehrt, sondern weil sie die Mutter der Nachkommenschaft werden soll.

---

*) Von dem mir persönlich befreundeten, liebenswürdigen Dichter aus den „ausgewählten Schriften" (XV. Band) desselben mir freundlichst zur Verfügung gestellt. D. Verf.

**) Hier ist ein sogenannter Nachschwarm gemeint, der mit unbefruchteter Königin auszieht, während die Königinnen der Vorschwärme befruchtet sind.

Da fliegen ein paar Bienen ins Freie, ſehen nach, wie es mit dem Wetter ſteht. Warm und windſtill, kein Wölkchen am Himmel und die Sonne leuchtet nieder über die weite, grünende, blühende Welt. Dieſe Nachricht bringen ſie in die Stadt. Das iſt ein Tag zur Hochzeitsreiſe. Der Ehemänner etliche haben ſich vielleicht an der Feſttafel etwas zu gütlich gethan, haben den Honigopfern, welche die Arbeiter aus der Mutterkolonie noch mitſchleppen mußten, vielleicht in zu reichem Maße zugeſprochen und möchten nun am liebſten ein bischen Sieſta halten. Aber die Königin iſt höchſt aufgeregt — ihr verlangt ſehr nach einem Ausflug und das Volk drängt auch danach und getraut ſich's wohl zu ſagen, daß ihm ſehr um einen Thronerben und überhaupt um jungen Nachwuchs zu thun iſt. Die faulen Ehegatten werden förmlich aufgetrieben und aus dem Hauſe gejagt — und endlich erhebt ſich der Hochzeitszug in die Lüfte.

Die Arbeiterbienen bleiben diskreterweiſe zurück, umtanzen aber fortwährend den Stock und ſind in großer Erregung. Mit Ängſtlichkeit bewachen ſie ihren neuen Heimatsort und weder Menſchen noch Tieren wäre zu raten, ſich in dieſer Zeit dem Stocke zu nahen. Dann wieder beobachten ſie den Himmel, ob wohl keine gefahrdrohende Wolke auftaucht, die dem Brautzug gefährlich werden könnte. Und wenn ſich ein Wind erhebt, welch' eine Verwirrung, welch' Schreck und Jammer in der Menge, welch' wildes Summen und Umherſchießen! Boten werden ausgeſandt, um nach der Richtung zu ſpähen, in welcher ſich der Hochzeitszug erhoben hatte, und nun, wenn er einzuholen iſt, ihn zu warnen und zum Rückzuge zu bewegen — denn die Hochzeiter ſelber kommen kaum dazu, erſt eine Weile nach dem Wetter zu lugen. Aber ſie ſind nicht zu finden.

Die Königin iſt mit ihrem Harem davon und hat ſich gefreut darüber, daß der Plebs zurückgeblieben. Die Ehemänner ſchlugen zuerſt das grüne Geäſte einer Linde zum Ruheplatz vor.

„Nein", ſagte die Königin (und die Bienen haben ihre

Sprache so gut wie die Menschen), „nein", sagte sie, „da sind die Mücken und die Hummeln, und die Käfer und Ameisen steigen den Stamm herauf — wir wollen höher fliegen."

Und als sie um die Wipfel und Kronen des Waldes tanzten, wollten die Herren sich dort niederlassen! „Nein", sagte die Königin, „hier flattern noch die Schmetterlinge, schwirren die Häher und die Meisen und anderes Volk. Wir wollen höher fliegen."

Und als sie hoch in den Lüften waren, daß der Zug von unten wie ein winziges Rauchwölklein zu sehen, und als sie sich überzeugt hatten, daß kein Habicht und keine Lerche und kein anderes Wesen mehr in der Nähe war — und als die Gatten hier wieder angefragt hatten — schwieg die Königin still. — In diesem Brautgemache des hohen blauen Himmels konnte kein unberufenes Auge ihre Fraulichkeit mehr verletzen. — Ruhig schwebt das Häuflein in Einem Punkte und die Jünglinge bringen der Braut ihre Huldigungen dar. —

Erst nach zwei Stunden denken sie wieder an die Heimkehr — aber wer weiß jetzt den Weg? Da unten der weite finstre Wald mit seinen tausend Wipfeln, dort die Wiesen, dort wieder der Wald — wo ist ihr Heim? — Über den Bergen steigen Wolken auf, durch die Luft geht mancher Stoß und schiebt unsere tanzenden Hochzeiter vor sich hin. Sie sind ratlos, hilflos. Sollen sie sich niederlassen auf fremdes Gebiet? Wie sich ernähren? Das Arbeiten haben sie nicht gelernt, den Genuß und den Luxus sind sie gewohnt und Nachkommenschaft ist zu erwarten. Sich eine fremde Kolonie, ein Hummel-, ein Wespenreich erkämpfen, den Honigvorrat rauben?

Die Königin wirft die Frage auf; die Ehemänner zittern. „Feiglinge!" ruft sie ihnen zu; nur im Genuß und in der Eifersucht seid ihr stark, im Hetzen und Lästern und, wenn ihr könntet, würdet ihr gleich den verliebten Männern des Menschengeschlechtes euch selber erstechen im blutigen Zweikampf; —

wo's was Rechtes gilt, da seid ihr Memmen. Ach, wäre ich bei meinem Volke daheim!"

Mittlerweile sieht sie ein Bienlein heranfliegen, es ist eine aus den Arbeiterscharen ihres Reiches. Sie eilt dem Sendling zu, er will sie auf seinen Rücken nehmen und nach Hause tragen, er hat den Weg gut gemerkt, den er hergekommen und findet ihn leicht zurück.

Mit Jubel wird sie daheim empfangen. Ein kleiner Teil der Ehemänner ist ihr gefolgt, aber keiner im Staate kümmert sich mehr um die männlichen Gatten. Hingegen wird die Königin mit um so größeren Aufmerksamkeiten überhäuft, und einige aus dem Volke treten vor und verbeugen sich tief und sprechen von der hohen Ehre, die ihnen zu teil werde, indem sie erwählt wären, dem getreuen Volke die Überzeugung zu verschaffen, inwieweit die Hochzeitsreise von allgemeinem Nutzen geworden wäre.

Die Königin hat keine Ursache, die Folgen geheim zu halten, kann obendrein den Begriffstützigeren noch mit einem handgreiflichen Beweis erfüllter Pflicht dienen, indem sie wohl imstande ist, irgend ein Härchen vom männlichen Barte vorzuweisen.*)

Die Zukunft ist gesichert, der Jubel ist grenzenlos. Alles Volk streckt die Hinterbeine aus und fächelt mit den Flügeln und jauchzt und singt und drängt sich herbei, die Königin mit Lecken und Bestreicheln zu liebkosen. Und sofort bestimmt es ihr einen Hofstaat von zehn oder auch zwanzig Bienen, welche sie überallhin zu begleiten und für alle Bedürfnisse zu sorgen haben.

Und schon nach wenigen Tagen muß die Wiege her. Die Königin legt Eier, je eines in eine besondere Zelle, jeden Tag über hundert bis tausend Stück — vermag also im Laufe des Sommers ihre 30—40000 Eier zur Welt zu bringen.

---

*) Das dem aufmerksamen Bienenzüchter hochwillkommene Befruchtungszeichen der heimkehrenden Königin.

Glücklicherweiſe hat ſie für die Familie ſelbſt nicht zu ſorgen, das thut das Volk. Nur zu bald aber iſt eine junge Königin da, oder es ſind deren gar mehrere, und die Königin-Mutter muß das Feld räumen, will ſie nicht von ihren Unterthanen erſtochen werden.

Die Bienen ſind eben ſeltſame Leute, ſie kennen kein Mitleid, keine Dankbarkeit und keine Penſion; ſie halten jeden aufrecht, ſo lange er dem allgemeinen Wohle nötig iſt — dann aber ſchaffen ſie ihn raſch aus dem Felde."

Das weitere Leben der heimgekehrten Drohnen iſt hinfort eine elende Galgenfriſt; eben noch himmelhochjauchzend, ſind ſie morgen vielleicht ſchon zum Tode betrübt; alle haben jetzt Urſache, ſich auf ihr letztes Stündlein vorzubereiten und über die Wahrheit des Sprichwortes nachzudenken:

„Das flüchtige Leben eilt ſchneller dahin
Als Räder am Wagen, —
Wer weiß, ob ich morgen am Leben noch bin."

Achtes Kapitel.

Unsere Bienen in Australien.

(Noch Eins von Rosegger.)

„Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe
Und wer steht, daß er nicht falle!"
(Goethe.)

„Es geschah im deutschen Norden zu Grünewald, in der Nähe eines Hafens, daß sich im Bienenkorbe eines Landwirtes das Volk verdoppelte. Deswegen keine Feindschaft, der junge Schwarm wanderte aus; wegen einer neuen Heimat ist keine Sorge, jeder Nachbar hält einen leeren, feingebauten Korb bereit, um den jungen Stamm in Empfang zu nehmen. So die Hoffnung. Aber auch Tiere haben mitunter seltsame Schicksale.

Der Bienenschwarm flog aus seinem Mutterkorbe über die Büsche hin, über die blumige Wiese hin, über das Kiefernwäldchen hin, dem Strande, dem Hafen zu, wohin der Lärm und das Geklirre der Matrosen ihn lockte, wo der Mastenwald der Schiffe ragte — auf dessen höchstem Stamme er sich niederließ. Wie eine stattliche Traube hing er im obersten Takelwerke und ergötzte sich an dem Glitzern und Schrillen da unten, dergleichen er bisher noch nicht gesehen und gehört. Und wie war das erst ein Spaß, als das ganze Ding anhub sich zu bewegen, zu schaukeln und der hohe Baum, auf dem der Schwarm gemütlich saß, sich mählich hinauswand zwischen dem wunderlichen Gestämme, bis er endlich mit dem großen Schiffe auf dem Spiegel des Gewässers dahinglitt.

So fuhren die guten Bienlein stundenlang mit; nun aber, da sie ringsum keinen Baum und keinen Boden mehr sahen, wollte es ihnen unheimlich werden. Rasch entschlossen flogen sie ab, irrten eine Weile auf dem Meere umher und da sie nirgends einen Ruhepunkt fanden, mußten sie wieder zurückkehren auf das Schiff, das ihnen nun doch so trostlos war, weil auf ihm kein Blatt und keine Blume wuchs. Aus gewaltigen schwarzen Röhren stob dichter Rauch hervor und wollte das kleine Völklein im Takelwerk fast ersticken. Sie wechselten mehrmals ihren Platz, aber von Stunde zu Stunde wurde es ungemütlicher. Da drängten sie sich um ihre Königin und hielten Rat.

Eines der Männchen brachte, selbstverständlich in der Bienensprache, seine Ansicht vor. „Ich halt mich insofern berechtigt, das Wort zu ergreifen", sagte das Bienlein, „als ich mir schmeicheln darf, unsere Lage, obgleich dieselbe sehr sonderbar ist, zu begreifen. Bei meinem vielen Schwärmen um die Blumenhecken des Dorfschulhauses in Grünewald habe ich unter anderem auch von der Geographie etwelches profitiert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns auf der Nordsee befinden. Wenn sich's noch bloß um eine Fahrt nach England handelte, aber ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns auf einem Auswandererschiffe befinden; denn alles, was uns auf dieser schwimmenden Stadt umgiebt, läßt eine weite Fahrt voraussetzen. Königin! ich ahne, daß wir unsere grüne Heimat niemals wiedersehen werden."

Darauf entgegnete eine andere: „Mein geehrter Herr Vorredner hat unsere Lage als sehr trostlos geschildert. Ich teile nicht ganz seine Ansicht. Soeben bin ich von einem Einzelausflug durch die Lüfte zurückgekehrt. Allerdings muß ich gestehen, daß mir das ungeheuere lebendige Wasser, das uns umgiebt und dessen Unendlichkeit ich auf meinem Flug erst recht ersah, einen sehr unangenehmen Eindruck verursachte; allein ich glaube in jener Richtung, der wir zusteuern, ein Streifchen

grünen Landes entdeckt zu haben. Wir können also, wenn wir demselben in der Nähe sind, sehr leicht anfliegen. Und sollte uns dort eine beständige Niederlassung nicht gefallen, so wird sich gewiß, etwa auf Umwegen zu Lande oder durch ein Schiff Gelegenheit finden, in unsere Heimat zurückzukehren. Ich beantrage demnach, daß wir auf jenen grünen Streifen, der uns immer näher kommt, unser Augenmerk richten mögen."

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Aber die Biene denkt und der Steuermann lenkt. Weitab bog der Dampfer vom grünen Eiland.

Schon früher hatte ein Schiffsjunge auf dem Maste den Bienenschwarm bemerkt. Als nun der Kapitän darauf aufmerksam wurde, klatschte er in die Hände, wie das sonst Kapitäns selten zu thun pflegen, und sagte: „Ein Bienenschwarm! Das ist trefflich! Ich ging schon lange mit der Idee um, in Australien die europäische Biene einzubürgern; nun kommen die Tierchen selbst mit uns; so werden wir auf unserer Kolonie in Australien auch an Honig keinen Mangel leiden. Möge der Schwarm nur sofort zweckmäßig verwahrt und verpflegt werden."

Das geschah und die armen Tierchen aus Grünewald waren nun Gefangene auf dem Dampfer, der mit seinem Stückchen europäischer Kultur nach Australien ging.

Wer wollte hier die Reiseeindrücke der auswandernden Bienen wiedergeben? Nichts als Meer und Meer wochenlang, monatelang. Da und dort einmal eine heiße, gelbe, kahle, steinige Küste, dann wieder Landstriche, anzuschauen wie das Eden, wo Milch und Honig fließt. Die Bienen mußten an allem vorüber. Die Arbeiter waren in solch' schrecklicher Thatlosigkeit schier krank geworden. Die Männchen unterhielten sich platonisch mit der Königin und eine zahlreiche Nachkommenschaft, die zu erwarten stand, erfüllte die Herzen der Gefangenen mit besonderer Sorge. Unter herben Stürmen heute, unter sengender Glut der Äquatorsonne morgen, zog das Schiff dahin, bis es endlich im Westen von Australien landete.

Allsogleich wurde den Bienen in der Nähe eines Akazienwäldchens ein Korb als Wohnung angewiesen. Das Völklein war glücklich, als es hinausſummte durch die milde, ſüße Luft in das tropiſche Gelände. Die Arbeiter machten ſich allſogleich ans Sammeln, damit die Speicher des neuen Hauſes ſich füllten mit Vorräten für den Winter. Aber mit gar manchem Gewächſe, das hier ſo prunkhaft und vielverſprechend aufwucherte, war nichts anzufangen; z. B. mit den lederhäutigen Gummibäumen rangen ſich die Bienlein vergebens ab, um Wachs und Honig zu gewinnen. Manch' fleißige Arbeiterin flog aus und kehrte nicht mehr zurück; manche ſchwirrte zerfahren und verwundet ihren Genoſſen zu; einen Kampf mit biſſigen Stechfliegen hatte es gegeben. Wieder andere waren in ihrem Sammelfleiß ſogar von Heuſchreckenſchwärmen und rieſenhaften Ameiſengeſchlechtern beläſtigt worden. Es ſchien ein ſo fruchtbares Land, aber es war ein gefährliches Land, und die Bienen ſehnten ſich den kalten, kurzen Tagen und der Winterruhe entgegen. Der Korb war längſt voll des feinſten Wachſes, des köſtlichſten Honigs, die Wohnung mit allem verſehen, was zur Winterbehaglichkeit nur immer wünſchenswert iſt — aber der Winter wollte nicht kommen.

Die Tage wollten nicht abnehmen, die Sonne blieb heiß, neben den Früchten der Bäume ſetzten ſich neue Blüten an, neben dem abfallenden Laube wucherte junges hervor.

Eines Tages war den Bienen der Korb ausgeraubt. Nicht einen etwaigen Überfluß hatten die wilden Menſchen weggenommen, wie man es fern in der kühlen Heimat wohl im Herbſt oder Frühjahr erlebte und verwand, ſondern alle Vorräte an Honig und Wachs waren fort und der Korb harrte auf neue Frucht der Arbeit. — Es iſt doch gut, daß die ſchöne Jahreszeit noch anhält, dachten die Bienen und machten ſich mit neuem Mut und Fleiß wieder an das Sammeln.

Wieder füllten ſich allmählich die Vorratskammern, während ſich die Tierchen das Nötige faſt von ihrem eigenen

Mund absparten und immer noch wollte der Winter nicht erscheinen.

Da trat eines abends ein Mitglied der arbeitenden Klasse auf, rief alles Volk aus den Zellen hervor und begann folgendes zu sprechen:

„Mich dünkt, Kameraden, hielands geht's nach einem andern Takt. Seit vielen Wochen habe ich geforscht und berechnet und bin zu einer Überzeugung gekommen, die ich nicht mehr länger verschweigen kann. Zuvörderst frage ich euch, meine Brüder, wofür arbeiten, sammeln und sparen wir eigentlich? Für den Winter, antwortet ihr. Ich aber sage euch, in diesem Lande giebt es keinen Winter!"

Große Aufregung in der ganzen Volksversammlung.

„Wozu also sammeln wir?" fuhr der Redner fort, „damit Fremde unsere Vorratskammern leeren können? Nimmermehr! Heute noch wird die Arbeit eingestellt!"

Ein unheimliches Surren ging durch die Menge; der revolutionäre Volksredner blickte selbstbewußt um sich.

Ein Polizeibeamter erklärte die Versammlung wegen Verbreitung staatsgefährlicher Tendenzen als aufgelöst. Der Redner berief sich auf die im Bienenstaate geltende Redefreiheit und erklärte trotzig, er sei nicht gewillt, sich einschüchtern zu lassen, wo es gelte, das allgemeine Beste zu fördern. Jetzt drohte der Polizeibeamte dem in wildem Aufruhr hin- und wiederwogenden Volke mit Belagerungszustand und den Aufwieglern mit Landesverweis. In demselben Augenblicke wurde der Wächter der Ordnung meuchlings niedergestochen und über seiner Leiche proklamierten die emanzipierten Arbeiter den Streik auf ewige Zeiten.

Ein Abgesandter der Königin erschien mit einem Manifest. Dem gegenüber machten sie insofern Zugeständnisse, als man sich bereit erklärte, für die Bedürfnisse der Königin auch in Zukunft zu sorgen und durch deren Hofstaat hinreichend versehen zu lassen.

„Nicht mehr arbeiten!" rief der königliche Abgesandte einen

Satz aus dem Manifeste, „ihr Bienen nicht mehr arbeiten! wollt ihr denn die Weltordnung stürzen?“

Da sagte einer aus dem Volke: „Herr, unsere Königin sei gepriesen! — Wir sind Bienen, aber wir leben nicht, um zu arbeiten. Im Gegenteile, meine Herren und Genossen, wir arbeiten, um zu leben. Bei unseren Urahnen — heilig sei ihr Andenken — mag die umgekehrte Lebensregel als Staatsgesetz gegolten haben. Sie waren eben dazu durch die Verhältnisse gezwungen und gewohnt, im Sommer für den Winter zu sorgen. Nachdem nun aber ein gütiges Geschick den Winter von uns genommen hat und seine starren Fesseln im Lichte der freien, sonnigen Gegenwart, hier im Lande der Freiheit und des ewigen Sommers, glücklich gefallen sind, sehe ich im Grunde genommen keine schädliche Idee in dem Bestreben, die Arbeit einzustellen. Warum sollen denn die Früchte unseres sauren Schweißes nur dem Geschlechte derer zufallen, die uns ausbeuten wie und wann und wo sie wollen? Auch wir wollen das Leben genießen und haben ein Recht, uns desselben zu freuen. Wohlan, freuen wir uns dieses Lebensgenusses! Sorglos fliegen wir aus, denn der Tag giebt, was wir für den Tag bedürfen; hier sind die Himmelsstriche Salomons, unter welchen jener Gott, der die Vögel des Himmels ernährt und die Blumen des Feldes bekleidet, auch der Bienen nicht vergißt. Ich habe gesprochen.“

Gegen solche Gründe wußte der königliche Abgesandte kein Wort der Entgegnung mehr, und die neue Verfassung, daß es keine Arbeiter mehr gebe im Bienenstaate, war einstimmig von dem zur Freiheit erwachten Volksstaate angenommen.

In neuer Jugend flogen sie aus und schwärmten durch die ewigen Blumengärten des wiedergefundenen herrlichen Paradieses.

Die Ungeheuer, wie jener edle Volksredner in der konstituierenden Versammlung die Menschen genannt hatte, heimsten aus dem Korbe wieder Wachs und Honig ein; sie ahnten aber nicht, daß es das letztemal war. Es wollte sich nun nichts mehr im Volke vermehren und immer seltener kehrten die Bienen

zum Korbe zurück. Nun erst merkte der Rest des Volkes, daß und weshalb es im Staate schief ging. Durch die Einstellung der gemeinsamen Arbeit verlor der einzelne das Interesse an dem Korb; auf eigene Faust schwirrte er in den Weiten umher, genoß die Frucht, wo sie wuchs, nahm das Nachtlager, wo er es fand. Der Sinn für die Zusammengehörigkeit und das Gemeinsame war dahin. Aufrufe über Aufrufe schickte die tiefbekümmerte Königin, die allein die Treue gehalten hatte, ins Land, aber nur die wenigsten der Bienen wurden noch gefunden, alle anderen kehrten nicht wieder — sie hatten sich zerstreut, waren verloren, gestorben und verdorben; teils in Üppigkeit, teils im Kampfe mit unbekannten Feinden waren sie zu Grunde gegangen. So elend war der brave Schwarm aus dem deutschen Grünewald mitten im süßen Blumenparadies verkommen.

Die Zeitungen verschwiegen mehr als sie sagten, da sie vor einiger Zeit folgende Notiz zur Kenntnis des Publikums brachten: „Der Versuch, die europäische Biene in Australien einzuführen, ist gelungen, aber — nach wenigen Jahren sammeln die Bienen dort keinen Honig mehr; sie machen einfach die Erfahrung, daß in jenen Teilen Australiens, wohin man sie zu bringen pflegt, fortdauernder Sommer herrscht, daß also für sie die Notwendigkeit, Honigvorräte anzulegen, nicht mehr existiert. So niederschlagend diese Wahrnehmung für die Kolonisten sein mag, so interessant ist sie für den Naturforscher." Wir schließen diese sinnige Bienen-Parabel des österreichischen Volksdichters mit der zeitgemäßen Frage: Müßte nicht in dem verheißenen Eldorado des von unseren Sozialisten angestrebten Volksstaates am Ende eine ähnliche Enttäuschung erlebt werden?

Neuntes Kapitel.

Eine steierische Bienenmutter*)

oder wie die Bienen ein Haussegen werden.

„Die Biene wird für den Menschen, der sie pflegt, zur Lehrerin der schönsten häuslichen und bürgerlichen Tugenden."

(Dr. Dzierzon.)

Bienenmutter? höre ich da einen Zweifler ausrufen. Wir kennen bloß Bienenväter bei uns zu Lande. Und nun gar eine steierische! Ist das am Ende so eine neuentdeckte Wunderbienenkönigin, welche dort in der Nachbarschaft der bienenzüchtenden Krainer irgend ein spekulativer Kopf aufgezüchtet hat und die nun, gegen gutes Geld natürlich, zu haben ist, so à la dorsata, jener ostindischen Riesenbiene, von deren Kreuzung mit der gemeinen apis mellifica sich gewisse Bienenzüchter goldene Berge von Honigerträgnissen versprechen? Nein, lieber Leser, das ist's nicht. Zu solcher Reklame würde der Verfasser dieses sich unter keinen Umständen hergeben; dazu ist er von Haus aus ein viel zu ehrlicher, wahrhaftiger und bescheidener Mann.

Meine Bienenmutter, die steierische nämlich, von der ich hier etwas erzählen will, ist keine edle oder hochedle Bienenkönigin, sondern — eine einfache, brave steierische Frau, die aber in der praktischen Bienenzucht ihren Mann stellt und vor deren Leistungen jeder Bienenvater den Hut abnehmen darf. Sie ist keine Dilettantin oder bloße Liebhaberin der edlen Bienenzucht, wie es deren

*) Reiseerinnerung des Verfassers an die von ihm besuchte XXXV. Wanderversammlung deutscher und österreich-ungarischer Bienenzüchter in Graz vom 28. bis 31. August 1890.

auch sonst geben mag, zumal so lange die Bienen nicht zu sehr stechen und unangenehm werden, sondern eine wirkliche Bienen-Mutter, welche ihrer Bienen mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe wartet, keine fremde Hand sie berühren läßt, auch die mühevollsten und schwierigsten Operationen an ihren Pfleglingen ohne jede männliche Beihilfe eigenhändig besorgt, wie eben nur eine Mutter ihre Kinder warten, pflegen und lieben kann. Auch ist diese steierische Bienenmutter keine Novize, d. h. ein Neuling in der Bienenzucht; sie imkert schon ihre 30—40 Jahre, hat also das silberne Ehejubiläum mit ihrem Bienenvolk längst hinter sich und geht, so Gott will, ihrem goldenen rüstig und gesund entgegen. Sie hat als ehrsame Wittwe die Schwelle der Sechziger bereits überschritten und sieht längst mit großmütterlicher Autorität auf Kinder und Kindeskinder. Aber obwohl in grauen Haaren, ist sie doch noch eine Bienenmutter, die sich's nicht nehmen ließ, die Festtage der Imker-Wanderversammlung in der nahen Landeshauptstadt Graz wie der strammste Bienenvater von Anfang bis zu Ende mitzumachen. Auch hatte sie doppelt ausgestellt und wurde zum Schluß, wie der geneigte Leser erfahren wird, ebenfalls doppelt prämiiert.

Von dieser wirklichen Bienenmutter, deren ganzer Namen, Vor- und Zunamen nebst Heimatsort zum Schlusse auch hier bekannt gegeben werden soll, will ich also erzählen. Ihre merkwürdige Lebensgeschichte habe ich aus ihrem eigenen Munde, also aus der besten Quelle, erfahren und der einfache, aber doch ergreifend schöne Inhalt dieser Lebensgeschichte einer schlichten steierischen Frau heißt: Wie die Bienen ein Hausfegen werden können.

Es ist mir unvergeßlich, wie und wo ich ihre Bekanntschaft machte. Vorgestellt wurden wir beide einander nicht. Aber daß wir so schnell bekannt wurden, ging also zu.

Es war am Nachmittage des Vortages der mit der Wanderversammlung jeweils verbundenen Bienenausstellung. Noch waren erst wenige Festgäste angekommen, da führte mich mein Weg

von dem großen Ausstellungsplatz, wo eben das vortreffliche Musikchor des Infanterieregiments „König der Belgier“ sein Nachmittagsprogramm beendet hatte, hinüber zu dem in der landwirtschaftlichen Abteilung reservierten Platze der Bienenausstellung, die der großartigen steierischen Landesausstellung als sog. temporäre Ausstellung eingereiht war. Alles war hier noch wüste und leer wie am ersten Schöpfungstage. Nur einige Herren des Festkomitees waren eben damit beschäftigt, mit Hilfe einiger dienstbaren Geister eine Unmasse Kisten und Kasten zu öffnen, auf welchen das ominöse „Vorsicht“, „nicht stürzen“, „zerbrechlich“, „Achtung“, „piano“ und „pianissimo“ (das magyarische Wort habe ich vergessen) sehr deutlich aufgeklebt war. Trotzdem mußte es während des Transportes mit einem Teile der Kisten doch nicht „piano“ genug hergegangen sein; denn nicht wenige Bienenvölker waren dabei umgekommen und beim Öffnen der Kisten schwamm eine wüste Masse von Honig, Wachsbruchteilen und Bienenleichen in den betreffenden Wohnungen herum. Ein trauriger Beweis, daß ein gut Teil ausstellender Imker es hier immer und immer wieder an der nötigen Vorsicht im Verpacken und Versenden lebender Bienenvölker fehlen läßt. Während nun unter dem unvermeidlichen Hämmern und Klopfen Kisten und Kasten geöffnet und die lebenden Bienen durch die Hände der beihelfenden Dienstmänner auf die zurechtgestellten Lager mehr oder weniger piano oder auch nicht verbracht werden sollten, um am morgenden Festtage in Reih und Glied zu paradieren, hörte ich auf einmal aus dem Munde einer bis jetzt wie ich als Zuschauer ruhig dabei gestandenen bejahrten Frau in steierischer Landestracht — dem einzigen weiblichen Wesen in unserem Kreise — die laut gerufenen, fast drohend klingenden Worte in steierischer Mundart: „Lôn Sie mir mine Beinle*) stô, Sie! Lôn Sie die Beinle stô; die dürfe

*) Beinen oder Peinen ist in Steiermark und Oberbayern das Dialektwort für Bienen.

nit ſo verpolleret werden; ich leid's nit, ich kann meine Beinle ſelber aufſtellen." Solche Sprache hatte keiner von uns Anweſenden erwartet. Die Herren vom Komitee ſahen ſich die ſeltſame Frau etwas verblüfft an und die Dienſtmänner ließen auf einen Augenblick die Arbeit ruhen. Bei der Frau aber hieß es: Geſagt gethan! Sofort packt ſie Beute um Beute, die ihr gehörten, und ſtellt ſie mit praktiſchem Griff ſo ſicher und feſt und doch ſo zart und ſanft, als es nur der zärtlichſte Bienenvater vermag, auf den nahen Standplatz. Nicht genug damit. Alsbald öffnet ſie die verſchloſſenen Fluglöcher ihrer Beuten. Die „Beinle" ſtürzen hervor, ſchon will eine Abteilung der ſchwarz und dicht herausgequollenen Maſſe im neugewonnenen Lichte der Freiheit über den Rand des Flugbrettes ſich herabwälzen — wie leicht könnten ſie auf die gerade naſſe Erde fallen! — da tritt die Bienenmutter furchtlos und ohne Bedenken in die Fronte vor das Flugloch und ſtreicht mit der bloßen Hand zart und ſanft die mit Herabſtürzen Bedrohten wieder dem Flugloche zu. Dieſe Manipulation wiederholt die Frau einigemal und faſt ſcheint es, als ob die „Beinle" die Hand ihrer Mutter kennen. Sie beruhigen ſich zuſehends und laufen bald friedlich an der Öffnung der Beute hin und wieder, fröhlich brauſend, daß ſie nach der langen Reiſe jetzt wieder Licht und Luft verſpüren, und zufrieden, weil ſie auch in der Fremde ihre wohlbekannte Pflegerin bei ſich wiſſen. Das war der Frau offenbar ein gutes Zeichen. Doch begnügt ſie ſich nicht damit. Jetzt tritt ſie — notabene ohne Bienenhaube, Helm, Viſier, Brille, Handſchuhe und wie die von kühnem Mute zeugenden Schutzmittel der Herren Bienenväter alle heißen — von hinten zu ihren Völkern, die in gefälligen mobilen Lagerſtöcken untergebracht ſind, öffnet die Thüre und das Deckelbrett, nimmt dann, wieder mit der bloßen Hand (ohne Wabenzange) Wabe um Wabe heraus, bis ihr forſchender Blick die Gewißheit hat, daß durch den Transport kein Schaden entſtanden iſt. — Es iſt alles in ſchönſter Ordnung. Mit ſichtlichem Wohl-

behagen schließt sie jetzt ihre Beuten wieder und schickt sich an zum Weggehen, doch nicht ohne den Herren vom Komitee und deren Hilfsarbeitern noch einmal, jetzt im milderen Tone, die Vermahnung zu wiederholen: „Lôn Sie mir meine Beinle stô; lôn Sie sie bigott stô; ich hab's Ihne gsagt."

Diese Frau hatte auf einmal mein lebhaftes Interesse als Bienenzüchter erweckt. Alles, was ich soeben an ihr beobachtet hatte, die ganze Art, wie sie sprach, handelte, operierte, ihr ganzes Auftreten, fest und bestimmt, fast männlich sicher und fachmännisch korrekt, imponierte mir. So trat ich denn ohne weitere Komplimente zu der Frau hin, gab ihr in wenigen aber herzlichen Worten meinen Beifall an ihrem soeben an den Tag gelegten Verhalten kund, lobte insbesondere ihren Mut im Hantieren und Operieren an den Bienen, worin es ihr in der That nicht jeder Bienenvater gleich thun dürfte. Sie selber nahm zuerst meine Komplimente sehr kalt, fast mißtrauisch auf, meinte sogar zwischenhinein, da gebe es im Imkerleben noch ganz andere Beweise von Mut und Unerschrockenheit abzulegen. Sie fasse ihre Schwärme ohne Ausnahme mit unbeschütztem Gesicht und bloßen Händen. Es komme nur darauf an, wie man sich bewege und wie man angreife.

Damit hatte die Frau in der That das ganze Geheimnis der Imkerpraxis enthüllt, wie es eben in keinem Lehrbuch der Bienenzucht steht, sondern von jedem einzelnen persönlich entdeckt und erprobt werden muß. Da ich hierin aus eigenster Erfahrung ebenfalls zustimmen konnte, erweckte ich auf einmal in ihr Vertrauen. Meine Worte hatten jetzt besseren Eindruck gemacht und die oft recht schwierige Brücke des offenen gegenseitigen Austausches unserer beiderseitigen Erfahrungen war geschlagen. Nun gab ein Wort das andere. Sie selber hielt, nachdem ich zur vollen Beruhigung meine Wenigkeit nach Stand, Herkunft und Zweck des Hierseins freimütig vorgestellt hatte, auch nicht länger zurück, sondern gestattete mir — und dafür bin ich und alle Imker mit mir zu Dank verpflichtet — einen

Einblick in ihre Vergangenheit, welche selbst wieder ein Beweis dafür ist, daß die folgenreichsten Wendungen in unserem Leben, die eigentlichen Mark- und Meilensteine an unserem Lebenswege, nicht ein Resultat unserer Berechnung, sondern Schickungen von oben sind, Winke und Merkzeichen von höherer Hand, denen wir folgen müssen, ob wir wollen oder nicht.

Ist's nicht seltsam und geradezu eine Fügung Gottes gewesen, wie diese einfache steierische Frau zur Imkerei kam? Lassen wir sie selber erzählen:

„Ich bin", so hub sie an, „von Haus ein armes Soldatenkind. Mein seliger Vater focht unter den Grenadieren des Erzherzogs Karl bei Aspern und zog dann später, nachdem die langen blutigen Kriegsjahre endlich friedlichen Zeiten gewichen waren, nach Mixnitz bei Bruck a/Mur. Hierher nämlich hatte ihn sein bewegtes Leben zuletzt geführt; hier fand er Arbeit im Maurerhandwerk, das er in seiner Jugend erlernt hatte; hier gründete er seinen Hausstand, und hier wurde ich geboren. Jetzt wissen Sie, lieber Herr, woher ich bin und warum ich gerade in Mixnitz geboren werden mußte.

Mein seliger Vater war aber selber kein geborener Steierer oder Österreicher. Er hatte nur, wie das dazumal oft vorkam, als Söldner unter österreichischen Fahnen gedient und gekämpft. Er stammte aus dem Nachbarlande zu Ihrer badischen Heimat, aus dem Elsaß. Viel Schönes und Gutes hat er von dieser seiner Heimat am Rhein uns Kindern erzählt, besonders von Straßburg, ‚der wunderschönen Stadt' und seinem herrlichen Münster, dessen Turm sogar höher sei als der Stephansturm der Wiener, der doch auch schon ungemein hoch sein soll. Wohl haben des Vaters Freunde und Verwandte dann und wann noch einmal einen Brief aus dem Elsaß geschrieben, aber mit des Vaters Tod hörten diese Nachrichten auf. Wir wurden, wie das mit der Zeit unter so weit voneinander wohnenden Menschen geht, zuletzt einander fremd. Jetzt wissen wir gar nichts von des Vaters Brüdern und Schwestern und deren

Kindern. Vielleicht haben sie uns gar vergessen. O wie gerne hätte ich meines Vaters Heimat einmal gesehen und den Freunden am Rhein die Hand gedrückt, aber es hat nicht sollen sein. Früher war halt der Weg ohne Bahngelegenheit viel zu weit für unsereins und jetzt bin ich einfach zu alt zu solcher großen Reise. Aber denken thu' ich noch manchmal dahin und gerade heute, wo ich hier in Graz mit Ihnen zusammentreffen muß, denk' ich doppelt gerne dorthin.

Nun bin ich aber selber im Laufe der Jahre Gattin, Mutter und zuletzt Großmutter geworden. Mein seliger Mann, dem ich die Hand für dieses Leben am Altare reichte, war ein Mixnitzer wie ich, ein echter Steierer, brav und gut, fleißig und frohen Mutes dabei, wie sie alle hierzuland sind. Wir haben in unserem eigenen Hause durch unserer Hände Fleiß ein gutes Auskommen gehabt und, was mehr wert ist als vieler Reichtum, gut und im Frieden miteinander gelebt, wie es bei rechtschaffenen Christen sein soll. Doch starb er für mich und unsere Kinder viel zu früh. So mußte ich manches Jahr als einsame Witwe hausen und die Kinder Waisenbrot essen. Das ist ein schwerer Stand, lieber Herr, wer den nicht kennt, der weiß nicht, warum nach dem Worte der heiligen Schrift gerade die Witwen und Waisen ihre Sache dem Herrn anbefehlen sollen und wie gerade sie Gottes gnädigen Beistand und guter Menschen Rat und That am allermeisten brauchen. Auch uns ist Gott beigestanden, bei Gebet und Arbeit hilft er allezeit und an beidem hat es bei uns nicht gefehlt.

Aber wir hatten noch einen ganz besonderen Segen, von dem sollen Sie jetzt hören. Es war ein Hausfegen, den uns ein Unbekannter, ein Weltfremder in unser Haus hereingebracht hat. Das ging also zu.

Noch zu Lebzeiten meines Mannes zog eines Tages in unser stilles Mixnitz ein fremder Herr aus Wien ein. Er war mutterseelenallein, schon bei Jahren und wollte, wie er angab, den Rest seines bewegten Lebens in der Abgeschiedenheit zubringen. Was

ihn gerade zu der Wahl unseres Ortes trieb, kann ich Ihnen nicht bestimmt sagen. Jedenfalls gefiel ihm unser grünes Murthal mit der „Bärenschutzschlucht", dem „Wasserfall", der „Drachenhöhle" und den herrlichen Waldungen in der Nähe des Ortes gar wohl, denn er war ein Naturfreund und brachte manche Stunde auf stillen, einsamen Gebirgspfaden und verlassenen Waldungen zu. Wo ihn die Menschen mit ihrem Treiben nicht störten und er mit Bäumen und Blumen, den Tieren und Vögeln des Waldes allein war, da war es ihm am wohlsten. Doch, nicht bloß die schöne Natur des Steierer Landes zog den in sich gekehrten Mann in unser Thal und Ort. Vielleicht war ihm auch das Thun und Treiben der Weltstadt, in der er bisher sein Leben zugebracht hatte, zuwider geworden. Am Ende hatte ihn dort gar ein schweres Schicksal getroffen, so daß es ihn nicht mehr da ließ und er fort mußte um der Ruhe seines Herzens willen. Wohl haben wir es ihm in der ersten Zeit an manchem Tage angesehen, wie er um diese Ruhe kämpfen mußte mit sich selbst. Aber es war immer bald überstanden und dann sah man ihm gar nichts mehr an von diesem innerlichen Kämpfen und Ringen, unter dem uns Menschen oft das Herz blutet und die Seele verschmachten will. Waren diese stillen, schweren Stunden bei ihm überstanden, dann war er so ruhig und still, so zufrieden und gottergeben als nur der beste Mensch und frömmste Christ es sein kann.

Und wissen Sie, lieber Herr, wann unser Hausfreund — denn das wurde der sonderbare Fremde mit der Zeit — am allerruhigsten, stillsten, zufriedensten und sogar glückselig war, er der einsame, allein in der Welt stehende Mann? Das erraten die Menschen nicht, aber wenn Sie ein echter Imker sind, der mit den lieben Bienen zu leben und zu fühlen versteht, wie es die guten Tierlein verdienen und wie es gute Menschen sollen, dann werden Sie es jetzt ahnen — dann, wann er bei seinen Bienen war.

Gleich nach seiner Ansiedelung bei uns hatte er sich Bienen

gekauft. Sie saßen in zwei Strohkörben, wie sie bei den steierer Bauern vor den Häusern und in den Gärten stehen. Aber lange hat unser Hausfreund die altmodischen Strohkörbe nicht vor unserem Hause stehen lassen. Sobald die Bienenvölker gekauft waren, wurde von demselben auch eine Hobelbank sowie das nötigste Schreinerhandwerkzeug herbeigeschafft. Auch trockene Bretter wurden aus der Sägemühle herbeigeschafft. Nun ging's an ein Sägen, Hobeln, Nageln und Hämmern, daß wir die wahre Schreinerwerkstätte im Haus hatten. Nur geleimt hat unser fleißiger Hausfreund nie; denn, ein rechter Bienenschreiner, pflegte er im Scherz zu sagen — es liegt aber eine Wahrheit darinnen — darf keinen Leim an die Finger kriegen. Und nun hätten Sie sehen sollen, was für nette, saubere, praktische Bienenhäuslein, die Vereinsherren nennen solche „Wohnungen", aus der kunstfertigen Hand unseres Hausfreundes, der in den letzten Jahren auch unser Hausgenosse wurde, hervorgingen. Alles und jedes war in diesen Bienenwohnungen auf das zweckmäßigste erdacht und ausgeführt. Ohne irgendwo anzustoßen, konnte man den ganzen Hausrat des Bienenvolkes nach Belieben auf das Bequemste ein- und ausstellen, wie und wo und wann man wollte. Und damit dem Ganzen der inneren Einrichtung auch der Schmuck nicht fehle, wurde eine blanke Glasscheibe an der Rückseite angebracht, durch die das Auge das Leben und Weben der Insassen wie in einem Spiegel zu jeder Stunde beschauen kann. Von anderen, noch subtileren Ausstattungsgegenständen dieser Wohnungen nicht zu reden!

Die Mixnitzer Bienenzüchter sahen anfangs mit Spott auf diese Holzvergeudung, wie sie's in ihrem Unverstand nannten und, wenn sie unter sich allein waren, redeten sie nicht ohne Hohn von der neuen Wiener Mode in der Bienenzucht, die sie viel besser verstehen müßten. Aber diese durch den Fremden nach Mixnitz gebrachte Wiener Mode war aber doch die richtigere und bessere. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten." Wenn das Frühjahr kam, dann hatten nicht die Mixnitzer, sondern der

fremde Herr aus Wien die stärksten, schönsten Bienenvölker; und wenn der Herbst da war, dann standen regelmäßig bei unserem Hausfreunde die vollsten, duftigsten Honigtöpfe.

Das kam aber daher: unser Hausfreund überließ seine Bienen nicht dem Zufall. Solches, pflegte er zu sagen, sei für einen vernünftigen Menschen, der seinen ihm vom Schöpfer verliehenen Verstand besitze, ein unverantwortlicher Leichtsinn. Der vernünftige Bienenzüchter müsse zur gegebenen Zeit nachsehen, nachhelfen und vorbeugen, korrigieren und verbessern, wo und wie es gerade nötig sei. Gerade bei den Bienenhäuslein des Hausfreundes gingen alle diese Operationen leicht und bequem, ohne viel Störung und Gefahr für die Bienen und den Züchter von statten. Der Hausfreund war wirklich Herr und Meister seiner Bienen; sie gehorchten ihm zusehends und thaten seinen Willen. Also war seine Methode oder Mode, wie sie's kurz nannten, gewiß die richtige. Je länger, je mehr hatten wir alle, die Kinder, mein Mann, besonders aber ich, unsere Freude an den Bienen, während wir sie vorher, wie so viele Menschen, gar nicht beachtet, ja nur gefürchtet hatten. Die Liebe zu den guten Bienen habe ich also dem fremden Hausgenossen allein zu verdanken.

Sie sehen, lieber Herr, wie viel das gute Beispiel eines einzigen braven und tüchtigen Menschen wirken kann; es thut und leistet mehr als ganze Bände voll Bücher und Schriften, aus denen unsereins oft gar nicht klug wird.

Aber noch war ich keine Bienenzüchterin. Ich hätte auch zuerst gar nicht die Zeit dazu gehabt. Die Pflichten des Hauses als Mutter und Witwe machten mir heiß genug; doch habe ich dem Hausfreund immer gerne an seinem Bienenstand geholfen, wenn die Arbeiten wie beim Schwärmen oder beim Honigschleudern dem alt gewordenen Herrn zu beschwerlich wurden und dabei habe ich gelernt, was mir später sehr zu statten kommen sollte. Zum eigenen Betrieb kam ich aber auf diese Weise.

Der gute liebe Herr, der bereits ſo manches Jahr in unſerem Hauſe gewohnt hatte und nachgerade einer der Unſeren geworden war, fing eines Tages an zu kränkeln und dieſe Krankheit, in der wir ihn ſo gut verpflegten wie es leibliche Angehörige nicht beſſer vermögen, war eine Krankheit zum Tode. Sein Gott hatte ihm dieſe Krankheit als einen Boten von oben geſchickt, daß es bald für ihn Zeit ſei, aus der Fremde dieſer Erde in die ewige Heimat einzukehren. Unſer kranker Hausfreund verſtand den Wink dieſes Boten und machte ſich als gehorſamer Knecht, der geht, wenn der dort oben ruft, reiſefertig. Da lud er eines Abends, es war ſein letzter auf dieſer Erde, mich an ſein Bett, nahm meine Hand in die ſeine und dankte mir noch einmal für alles, was ich und die Meinen an ihm, dem Fremden, gutes gethan hatten. Dann ſank er vor Schwäche in das Kiſſen zurück. Schon meinten wir, ſein letztes Stündlein ſei vorhanden. Die Kinder und die herbeigerufenen Nachbarn, die den Sterbenden alle gar wohl leiden mochten, beteten mit mir unter Schluchzen und vielen Thränen für ein gnädiges Abſcheiden ſeiner Seele. Da ſchlug er noch einmal die lebensmüden Augen auf, ſuchte noch einmal mit zitternder, erkaltender Hand die meine, dieweil ich neben ihm ſtand, und öffnete die Lippen zum letzten Worte: „Vergeßt“, ſprach er, „meine lieben Bienen nicht; ſie gehören Euer, wie alles, was ich habe. Aber vergeßt ſie nicht! Verkauft ſie auch nicht! Es iſt ein Segen darin.“

Das war ſein letzter Wille, ſein kurzes aber heiliges Teſtament. Dann wendete er das müde Haupt zur Wand hinüber, wo des Heilands Bild zu ihm herunterſah — und verſchied. So bin ich, eine alte Witwe, Bienenzüchterin geworden. Ich mußte es jetzt werden; denn das Teſtament eines Sterbenden, auch wenn es kein Notar geſchrieben und verſiegelt hat, iſt einem Chriſten heilig.

Schon manches Jahr iſt gekommen und gegangen, ſeit wir den Hausfreund zu ſeiner Ruhe gebracht haben. Was

aber der Sterbende, dessen letzter Gedanke seine verlassenen Bienlein waren, mir auf die Seele gebunden hat, habe ich gehalten. Mit aller Sorgfalt und Treue, so gut ich's vermag und gerade so, wie ich's bei ihm gesehen und gelernt habe, bin ich den verwaisten Lieblingen unseres Hausfreundes eine liebende Mutter geworden. Darum thut mir's jedesmal einen Stich in das Herz, wenn ich wie vorhin sehen muß, daß unverständige oder herzlose Menschen die armen Bienen so unsanft stoßen und quälen.

Auch habe ich es nicht zu bereuen gehabt, daß ich eine Bienenmutter, wie sie mich im Thale heißen, geworden bin. Manch schöner Gulden ist mir durch die Bienen und ihren Honig zu rechter Zeit in das Haus gekommen. Ich selber aber habe noch einen besonderen Segen davon gehabt. Meine Kinder lernten an den Bienen die unschätzbaren Tugenden des Fleißes, der Ordnungsliebe, der Sparsamkeit und der Eintracht. Auch halte ich es jetzt für mein Teil gerade so wie der selige Hausfreund pflegte. Wenn mir nämlich im Leben etwas wider den Kopf geht und mein Herz anfangen möchte, ungeduldig und unruhig zu werden, wenn mir nichts mehr recht gefallen und behagen will, dann — gehe ich allein zu meinen Bienen. Da ist mir's, als würde der alte Hausfreund bei mir stehen und mich trösten. Da zieht Ruhe und Friede in das Herz hinein. Und das ist auch etwas wert im Leben. Schon manchmal hätte ich von Liebhabern für die Bienen und ihr zierliches Haus, in dem sie mit ihren Häuslein als unter einem gemeinsamen Schutz und Schirm gegen Wind und Wetter untergebracht sind, ein schönes Stück Geld eintauschen können. Aber sie sind mir für Geld nicht feil. So lange ich lebe, will und muß ich sie behalten, pflegen, lieben und hüten. Sie haben mir's angethan und, was die Hauptsache ist, es ist ein Segen darin.

Zum Schlusse aber muß ich gar schön bitten, lieber Herr, halten Sie mich ja nicht für hoffärtig, daß ich alte Bauersfrau

von Mixnitz hier in Graz die Landesausstellung mit Bienen und Honig besuche. Aus mir selber hätte ich's, Gott weiß es, nie gethan. Es hat mich Überwindung genug gekostet. Aber die Grazer Herren vom Bienenverein sind an allem schuld. Diese haben mir, weil sie meinen Stand kennen und dann und wann besuchen, keine Ruhe gelassen, bis ich zur Beschickung der Ausstellung einwilligte und auch meine Teilnahme an der großen Wanderversammlung versprach. So bin ich hierhergekommen. Ich will aber Gott danken, wenn ich erst wieder mit den armen Bienen die Stadt verlassen kann und wir miteinander wieder zu Hause sind."

Soweit die einfache aber ergreifende Erzählung der Frau. Der geneigte Leser und die noch geneigtere schöne Leserin dieses Bienenbuches wissen jetzt, warum ich mir herausnahm, in die Wunderwelt der symbolischen Bienennatur auch ein Stück idyllischen Stilllebens aus der Wirklichkeit der Gegenwart mit aufzunehmen. Die liebe Bienenmutter selbst möge dem Schriftsteller ob der poetischen Lizenz nicht böse werden.

Damit aber jeder Zweifel an der historischen Wahrheit dieser lieblichen Bienenzüchter-Idylle schwinde, nenne ich zur Ehre unseres ganzen Imkerstandes auch den ganzen Namen unserer steierischen Bienenmutter. Sie heißt Magdalena Hermann Wwe. und lebt, so Gott will, bis auf diesen Tag in Mixnitz bei Bruck a/Mur.

In der That, es war so wie die Frau, die vor mir, dem Fremden, ihr gutes, treues, deutsches Herz ausgeschüttet hatte, erzählte. Einige Grazer Imkerfreunde, mit denen ich im Laufe des Tages noch über meinen interessanten Zwischenfall redete, haben die Selbstbekenntnisse der braven, ehrenwerten Frau mit Freuden bestätigt und die hohe Preisrichterkommission der XXXV. deutsch-österreichischen Wanderversammlung beziehentlich deren Ausstellung hat ihres Amtes gut gewartet: Der Bienenmutter von Mixnitz fielen zwei schöne Preisauszeichnungen zu. Dadurch ist ihrem stillen Verdienste vor den Augen der Imker-

welt die gebührende Anerkennung widerfahren. Den besten Lohn aber trägt die bescheidene Frau, wie ich weiß, in sich selbst. Dieser Lohn ist köstlicher denn Gold und viel feines Gold.

Ob sie ihre „Beinlin“ wieder glücklich nach Mixnitz in die Heimat, auf den Stand ihres schönen Bienenheims zurückgebracht hat? Wir wollen es hoffen, wollen dazu wünschen, daß sie noch manches Jahr, dem Testamente des sterbenden, jetzt seligen Hausfreundes getreu, als echte Bienenmutter ihre Lieblinge pflegen und auf Kind und Kindeskind, bis in das dritte und vierte Glied die Kraft dieses Hausſegens vererben möge.

Nun ade, liebe Bienenmutter von Mixnitz! B'hüt Gott im neuen Jahre 1891 und einen herzlichen Imkergruß und deutschen Handschlag von dem Sie hochschätzenden Herrn aus Baden, aus dem schönen Nachbarlande des wiedergewonnenen deutschen Elsaß, wo einst die Wiege Ihres in Gott ruhenden Vaters gestanden hat!

Noch rauscht der Rhein mit seinen grünen Wellen zwischen den beiden Nachbarlanden mit ihren Bruderstämmen mächtig durch die Ufer hin. Noch grüßen des Schwarzwalds finstere Tannen im Morgen- und im Abendrot des Wasgaus blaue Berge. Noch ragt Meister Erwins herrlicher Münster zu Straßburg, „der wunderschönen Stadt“, majestätisch zum Dome des Himmels empor. Noch lebt deutsche Art und Zucht, deutsche Sitte und deutscher Glaube in dem treuen Herzen eines biederen Volkes. Und deutsche Worte und deutsche Lieder klingen mächtiger und verheißungsvoller als je aus dem Munde eines neuen Geschlechtes zur Ehre des großen deutschen Vaterlandes.

B'hüt Gott!

Zweiter Teil.

Die Symbolik der Bienen bei den vornehmſten Kulturvölkern.

„Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen ſie ſich d'rauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stilleſtand!
Wir ſeh'n ſie auf-, wir ſeh'n ſie niederwehen
Und jede Blüte iſt ein Volk, ein Land —."

(Freiligrath.)

Erstes Kapitel.

Bei den Indern.

„Gottheit, Seele und Welt erkennet als Eines die Urzeit,
All-Ein ehrt sie im Bild, preist sie in Feier und Lied.
Göttlich ist ihr der Menschen Geschlecht, Gott wohnt in Gesteinen,
Regt sich in Pflanzen und Tier, wandelt in Sonne und Stern.
Ewige Einheit erschaut sie im bunten Gewande der Gottheit
Und der Gestirne Chor singt ihr der Seele Geschick."

(Chr. Carl J. Bunsen.)

Seit den ältesten Zeiten steht Indien als Land der Wunder und des Reichtums da. Hier war das Goldland Ophir, nach welchem der prunkliebende Salomo seine Schiffe sandte, um Gold und Edelsteine, Pfauen und Affen zu holen. Hierher soll, nach griechischer Dichtung, Dionysos, der Gott des begeisterten Rausches, hierher soll Herakles, der Überwinder der Welt, seine Schritte gerichtet haben, hier war das letzte Ziel, bis zu welchem der größte Eroberer der alten Welt, Alexander, seinen weltgeschichtlichen Eroberungszug fortsetzen wollte. Was dem gewaltigen Sohne Philipps nicht vergönnt war, näher kennen zu lernen und zu behaupten, gelang erst spät der Kühnheit europäischer Seefahrer. Vasco de Gamas große Entdeckung (1498) machte das indische Wunderland den Europäern erst wieder zugänglich. Allein das altberühmte Land verlor durch diese nähere Kenntnis nichts von seinem Zauber; vielmehr bietet dasselbe noch auf den heutigen Tag Wunder über Wunder.

Nirgends zeigt sich die Natur in größerer Schönheit, in majestätischerer Größe und zugleich sanfteren Formen, in bunterer Mannigfaltigkeit und reicherer Produktionskraft. Von den Schneegipfeln des Himalaya, des höchsten Gebirges der ganzen Erde durch alle Abstufungen bis zum feuchten Flachlande an den Mündungen des Indus und der heiligen Ganga — welch' eine unermeßliche Vielfältigkeit der Vegetation und der Tierwelt! Hier bricht der Riese der Landtiere, der verständige mächtige Elefant, durch den Urwald seine einsamen Pfade; hier findet sich das kolossale Rhinozeros; hier bevölkern die seltensten Vögel mit dem behenden Geschlecht zahlloser Affen die verschlungenen Zweige riesiger Waldbäume; hier umschwirren Myriaden bunter Insekten die nektargefüllten Kelche einer paradiesischen Blumenwelt; hier, wo die sagenberühmte Lotosblume ihre Honigschätze darbietet, ist auch das Heimatland unserer Honigbiene. Während die übrigen Länder Asiens, Europas und Afrikas nur eine Spezies derselben (die gewöhnliche apis melifica) aufzuweisen haben, die neuentdeckten Kontinente von Amerika*) und Australien aber erst durch die dahin gezogenen Europäer solche als Kulturtier erhielten, sind in Indien nicht weniger als vier Spezies aus dem Genus der Apiden einheimisch; es sind dies 1. die gewöhnliche apis melifica; 2. die indische Biene, apis indica; 3. die große südasiatische Biene, apis dorsata**); 4. die kleine südasiatische Biene, apis florea.

Hier ist die Biene seit den ältesten Zeiten als Haustier

---

*) Die in dem südamerikanischen Kontinent, besonders in Brasilien und den Guyana-Territorien vorkommenden Meliponen und Trigonen gehören nicht zur Familie der Apiden. Den wissenschaftlichen Nachweis hierfür erbrachte der französische Naturforscher Drory in Bordeaux, dessen interessante Untersuchungen in der bekannten Eichstädter Bienenzeitung (Jahrgang 1872—1874) veröffentlicht sind.

**) Die Importirungsversuche (Frank Bentons und R. Dathes) dieser für die intensivere Ausnutzung einiger sehr honigreichen Kulturgewächse (Trifolium pratense) veranlagten Rasse sind leider mißlungen.

domestiziert worden. Der indische Bauer ist ein geborener Bienenzüchter; neben der primitiven Bambushütte fehlen selten die aus Rohr gefertigten Bienenwohnungen; dieselben gehören in vielen Gegenden Indiens nach den Berichten der Reisenden zu dem sonst sehr bescheidenen landwirtschaftlichen Inventar. Aber auch die im wilden Zustand lebenden Bienen, welche in diesen Breitegraden kein nordischer Winter mit dem Erstarrungstode bedroht, gedeihen vortrefflich und sammeln reiche Schätze von Honig und Wachs, auf welche beide von den sogenannten Honigjägern förmlich Jagd gemacht wird. Besonders Ceylon und die Insel Timor sind wegen ihres Honig- und Wachsreichtums berühmt.

Bei einem so häufigen Vorkommen und bei so wunderbar reichen Erträgen ihrer für das menschliche Leben wichtigen Produkte mußte die Biene die Aufmerksamkeit hier in erhöhtem Grade und in der mannigfaltigsten Weise auf sich ziehen. Das Interesse der Bewohner an dem regen Treiben der geflügelten Honigsammler mußte um so größer sein, als für die äußerst lebhafte Phantasie des indischen Volkes die ganze Natur persönlich belebt wird; hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, Tiere; die ganze sichtbare Schöpfung ist die Erscheinung der Gottheit; nah und fern wirken Geister auf Geister; geradezu märchenhaft ist das Ineinanderspielen der indischen Götter- und Menschenwelt. „Es ist der Bund der Menschenseele und der Weltseele, der in Indien geschlossen wird", wie einer der ersten Kenner indischer Kultur sich treffend ausdrückt. In diesem liebevoll aufgehenden, tiefen Naturgefühl ist alles beseelt, der Hauch der Anmut und Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der nationale Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders der Tier- und Pflanzenwelt, hier und da eine gewisse Bilderüberfülle herbeigeführt hat, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld des Naturkindes.

Vishnu, die erhaltende Kraft in der indischen Trias der

Gottheit, der an der höchsten Stelle des Himmels Thronende und Waltende, dessen Antlitz sich am azurblauen Himmelsgewölbe und in der klaren Flut der tiefen Wasser spiegelt, dessen nie versiegende Lichtfülle Ordnung und Harmonie der Welt- und Naturkörper schafft und alle Geschöpfe zum frohen Dasein ruft — dieser Allerhalter der Welt und Menschen wird als blaue Biene abgebildet, ruhend im Kelch der Lotosblume, welche selbst auf den Wassern schwimmt. Die Lotosblume aber ist Symbol der Natur, der empfangenden Erde, deren Lebenskräfte solange schlummern, bis der Lebensquell der Sonne mit ihrem Licht und ihrer Wärme sie zu neuem Dasein ruft. Die durch den Sonnenstrahl erwachte Biene ist also das Sinnbild der Geburt selbst. In diesem Sinne heißt es in den Gesängen des Nagha: „Wenn die Sonne aufgeht, schließt sie die Lotosblume auf und befreit aus ihrem Kerker die Bienen." Daher bringen in der vedischen Mythologie die Açvins, diese zu Genien des Lichtes symbolisierten ersten Strahlen der aus der Morgendämmerung hervorbrechenden Sonne, „den Bienen den süßen Honig" (Rigveda I, 112, 21). Die weißen Rosse der Açvins, welche „ambrosischen Schwänen vergleichbar, goldene Schwingen erhebend, mit der Dämmerung erwachend, aus dem fernen Meere emportauchen", werden angerufen im Morgengebete des Frommen, daß sie kommen „gleich der Honigfliege (maksha = madhva = Biene)*) zu den Säften" (Rigveda IV, 45, 4). Gleich der nektarfrohen Götterschar der Olympier heißen die Götter Vishnu, Indra und Krishna Mâdhava, d. h. aus Madhu Entsprossene, Nektargeborene. Daher auch ihr Symbol die Biene. Speziell Krishna, eine der vielen Inkorporationen Vishnus, wird gewöhnlich mit einer blauen Biene über dem Haupte abgebildet; blau ist auch hier die symbolische Biene, weil die Farbe des

*) In den Veden heißt die Biene (madhva) bald madhupa (= Honigtrinkerin), bald madhukara (= Honigbereiterin), bald madhulih (= Honigleckerin).

Äthers, dem der inkorporierte Gott entstammt, blau ist. Krishna verwandelte eine seiner irdischen Geliebten in die Pflanze Toolsy (ocymum nigrum) und verordnete, man solle seinen Gottesdienst künftig nie ohne die Gegenwart dieser Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn sie den Honig aus den Stöcken entnehmen, bis auf diesen Tag stets ein paar Blätter dieser Pflanze in der Hand, weil der Gott selbst in den Bienen gegenwärtig ist. Hier ist also die Bienenzucht als solche thatsächlich religiöser Kultus geworden.

Als honigspendende Gottheit wird in den Veden der Mond betrachtet; sein häufig wiederkehrender Beiname ist Madhukara, d. h. Honigschaffender. Ein allegorisches, in den Veden viel gebrauchtes Wort für die Biene ist Brahmara, d. i. Wanderer, ein treffendes Sinnbild unseres von Blume zu Blume fliegenden Insektes, vielleicht mit der religiösen Nebenbedeutung der in Indien ursprünglich heimischen Seelenwanderung, welche in dem Aufflug der ätherischen Biene zum reinen Sonnenlicht typiert ist. Merkwürdig ist, daß der Bär, dieser bekannte Honigräuber und Bienenfeind, als Madhuhan, d. i. Honigvernichter, eine Personifikation Vishnus ist (so im Bhâgavata-P.). Angeführt von dem Bären Gâmbavant, dem Könige der Bären, gehen die lüsternen Affen in den Honigwald (madhuvana), welcher von dem Gott Dadhimukha bewacht wird (Râmây. VI, 6) und verwüsten den Wald, um die Honigschätze des heiligen Haines zu plündern (ebenda V, 59). Im Mahâbhârata (III, 1333) wird erzählt, daß die erzürnten Bienen den Honigvernichter Bär überfallen und töten. In dem Vishnu-Purâna (V, 25) macht sich sogar ein Gott Balarâma, der Bruder des Krishna, mit Honig, den er in einer Baumspalte findet, trunken. Im Pançatantra (I, 194) wird die untergehende Sonne nicht übel mit Meth-Trunkenen verglichen; gleich dem Trunkenen läßt dieselbe ihre Hände (= Strahlen) sinken und ihr Goldgewand fallen. Darüber wird die Himmelskönigin, die den Tag über das Licht nicht zu scheuen brauchte, schamrot. In der That ein origineller

Vergleich, der sich sonst in keiner Litteratur mehr finden dürfte und eine gewisse physikalische Wahrheit für sich hat, indem unser Auge in der That beim Untergang die Sonnenscheibe nackt, d. h. ohne die grell flimmernde und blendende Feuersphäre des Tagesgestirnes sieht. Auch der Bienenstock nimmt an der göttlichen Natur der Bienen teil. Das beweist die madhu mati kaçâ oder madho kaçâ des Rigveda und des Atharvaveda, welche den Açvins zugeschrieben wird und im Kultus bestimmt ist, die heilige Opferbutter zu zerlassen, die eine ähnliche Zauberkraft hat wie etwa der Caduceus des Merkur und die Zauberrute, welche aus allen verschiedenen Elementen und doch aus keinem im besonderen besteht.

Eine im heutigen Indien sehr beliebte symbolische Verbindung ist die auf der Yoni ruhende Biene, wodurch die Fruchtbarkeit des empfangenden Elementes angedeutet werden soll; wie denn auch der Honig in den Zeremonien der indischen Hochzeitsfeierlichkeiten eine wesentliche Rolle spielt. Nicht nur Stirne und Mund, sondern auch Augenlider, Ohren und die Pudenda der Braut werden unter althergebrachten Segenswünschen mit Honig bestrichen. Es dürfte diese Sitte aber wesentlich darin begründet sein, daß die Biene, die Spenderin des Honigs, das Attribut des indischen Liebesgottes Kama oder Kamadewa*) ist. Als Sohn der Maja erscheint der junge Gott auf einer Lotosblume schlafend. Der ständige Gefährte Kamas ist Vasantas, der Frühling, der ihm sein grünes, blumendurchwirktes Gewand webt. Gleich dem Eros der Griechen führt Kama einen Bogen, dessen Sehne aus einer Kette von Bienen besteht, worin die schöne Symbolik liegt, daß die Pfeile des Liebesgottes Schmerzen verursachen, wenn es auch nur süße Schmerzen sind. Eines der schönsten indischen Lieder ist der an den Liebesgott gerichtete Hymnus in der von unserem

*) Vgl. γάμος, γαμέω; amor, amare; Scham, schämen.

Goethe*) mit Recht in der Weltlitteratur so hochgestellten Sakuntala („Erkennungsring"), welcher (nach Hirzels Übersetzung) also lautet:

„O Kama!
Du und der Mond, wie quält ihr die euch vertrauenden Liebenden!
Wohl führst du nur Blumengeschosse
Und kühl ist des Mondes Licht;
Doch ach! wie täuschet ihr beide
Uns arme Liebende nicht!
Der Mond mit wint'rigem Strahle,
Er schleudert ja Flammen uns zu;
Aus deinen blumigen Pfeilen
Schaffst gleich Diamanten du.
Fürwahr,
Stets magst du mich, o Mächt'ger, ins Herze verwunden,
Gern nehm' ich's hin:
Nur daß auch sie mit den großen berauschenden Augen
Besiegt von dir sei!"

Nicht minder schön ist ein anderes Gedicht auf Kamas majestätisches Erscheinen aus demselben Drama:

„Über den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen
Kamas Wagen, dem rings alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit einem Wink Fluten und Ruhe gebeut.
Ihn zu beschatten, stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf,
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommenes Lied,
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfrau'n schmachtenden Blicks, scherzten und buhlten um ihn.
Sei mir gegrüßt, o Gott, du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang.
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambogomblume
Seiden; die Lippen zart wie der Tamareikelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme,
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt!"

*) „Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen:
Nenn' ich Sakuntala dir und so ist alles gesagt."

Wo der Liebesgott ſelber die Bienen als lebendigen Teil der Waffenrüſtung mit ſich führt, dürfen wir uns nicht wundern, das Leben und Weben der Bienen in der Lyrik des indiſchen Liebesliedes in allen möglichen Variationen poetiſch behandelt zu ſehen. Der größte Vorzug dieſer Lyrik beſteht in der ſinnigen Art, womit ſie ihre Lieder von der Liebe Luſt und Leid mit herrlichen Bildern aus dem Naturleben ſchmückt. Alle Tonarten der leidenſchaftlichen Liebe, ihr Verlangen und Bangen, ihr Schmollen und Grollen, ihr Tändeln und Koſen werden nacheinander angeſchlagen. Dieſe Vorzüge finden ſich am glänzendſten vereinigt bei Kâlidâſa, aus deſſen lyriſchem Cyklus Rituſanhâra („die Verſammlung der Jahreszeiten", deutſch von Höfer) wir einige Proben mitteilen:

III, 6: „Wenn den üppig grünen Zweigen
Blüten klar und rein entſprießen,
Trunkne Bienen Süßigkeiten
Aus den Blüten dein genießen,
Deine ausgeſpannten Äſte
Lauer Zephyr mild bewegt —
Weſſen Sinne, Kövidâra,
Haſt du nicht mit Lieb' bewegt?"

VI, 13: „Das Kokilamännchen, wie girrt es betrunken,
Vom Safte, dem Mango entfloſſen,
Und küßt ſo verliebt den Mund ſeiner Liebſten!
Das Bienchen, wie ſchwirrt es, verſunken
Im Kelche des Lotos erſchloſſen
Und macht, ein Verliebter, den Hof ſeiner Liebſten!

VI, 23: „Mögen, wenn Kokilagirren und Bienengeſumm ſich verbünden,
Schnell ſich im Lenze die Herzen der Mädchen entzünden!"

VI, 26: „Durch trunkne Bienenſcharen und Kokilageſang,
Blühende Mangobäume und Karnikaſproſſen
Werden der Weiber Herzen in Liebe ſchnell entflammt!"

VI, 31: „Wenn ums Ohr entzückend Honigträger ſchwirren,
Und der Kokila klagt vom Liebesſchmerz,
Laue Lüfte ſich im Blütenſpiel verwirren,
Welchem Fühlenden hüpft nicht das Herz?"

VI, 32: „Kühle Abendzeit vom Mondstrahl erhellt,
Linder Wind und Kokilas Klaggesang,
Trunkner Bienenschwärme Summen
Und zur Nacht des Honigs süßer Trank —
Wo dem Liebesgotte die zur Seite gehen,
Ach! da kann kein Herze widerstehen!"

In der Elegie „Der zerbrochene Krug" von Ghata-Karpara (übers. von Höfer II, 129) wird der berauschende Duft des Jasmin — ein treffendes Sinnbild der überströmenden tropischen Lebensluft, wie Fortlage bemerkt — mit den trunkenen Bienen in Verbindung gebracht:

Strophe 19: „Wenn sie von Kränzen der Blüten erglänzen,
der glücklichen, süßen,
Die sich beim Pflegen vom tauenden Regen
zum Dasein erschließen,
Bienen, die losen, in Wonne umkosen
den Zweig des Jasmin,
Dem sie im Nippen aus blühenden Lippen
den Honig entzieh'n —
Glückliche Zeit für jede liebende Maid!"

Wenn der Verliebte die Spur der Geliebten finden will, muß er die Biene fragen. Diesen Gedanken hat Kalidasa in seinem Drama Vikramorvasi, dessen vierter Akt um der wunderschönen, in musikalischem Wohllaute dahinflutenden Sprache und der prächtigen Naturschilderungen willen an Klassizität nur von Sakuntala erreicht wird, sinnig verwertet. Der Held des Dramas, König Pururava, sucht seine verschwundene Geliebte, die schöne Nymphe Urvasi allüberall. Trostlos irrt er umher und frägt bei Wolken, Bergen, Pflanzen und Tieren, ob sie die Schöne nicht gesehen hätten; zuletzt wendet er sich an die Bienen: (deutsch von Bollensen)

„Wie schön ist nicht die Lotosblume! Sie zieht
Vom Weg mich ab und meinen Blick auf sich.
Die Bienen murmeln zwischen ihren Kelchen.
Sie glühet wie die Lippen der Geliebten,
Wenn durch die meinigen zu hart gepreßt
Sie lang des heißen Kusses Spur behalten.

Ich will des Honigsammlers Freundschaft werben:
Sag, Plünderer des Honigtaus, hast du geseh'n
Die Nymphe, deren groß und schmachtend Auge
In Wollust rollt, als ob es schwömm in Wein?
Doch dünkt mich fast, daß diese Nachfrag' eitel,
Denn hätte ihren Odem je die Biene
Gekostet, würde sie verschmähn den Lotos."

Der volle Brand indischer Erotik flammt in dem „Abschiedslied an die Geliebte" (50 Abschiedsstrophen auf dem Wege zum Richtplatz, übers. von Höfer) von Tschaura. An die tropisch-heiße Glut dieser erotischen Naturmalerei darf allerdings der nüchterne Maßstab unserer nordischen Sittlichkeitsbegriffe nicht gelegt werden.

Strophe 3: „Mit Küssen sie (die Geliebte) erstickend wollt'
Am süßen Mund ich saugen,
Wie Bienen an der Lilie Kelch
Von Liebeslust gezogen."

„ 34: „Auch jetzt noch wird mein Herz berauscht,
. . . . . .
Beim Kosen von den Bienen, die
Nach Lotoskelchen lüstern,
Von süßem Dufte trunken, ihr
Um Mund und Wangen flüstern."

„ 35: „Auch jetzt noch denk' ich, wie vom Kuß
Des Honigmunds ich trunken,
An ihrem heißen Busen war
Vergehend fast gesunken."

Der Jüngling, der ein Mädchen durch Liebeszauber gewinnen will, wendet sich zuerst an die Pflanze, einen Zuckerrohrstengel, den er ausgräbt, dann an die Geliebte:

„Dies Kraut hier ist honiggezeugt, mit Honig graben wir nach dir,
Von Honig her bist du gezeugt, mache du uns nun honigsüß,
Auf meiner Zungenspitze fließt, auf der Zungenwurzel Honigseim,
Damit du mir zu Willen seist, meinem Geiste du an dich schmiegst.
Mein Eintritt sei dir honigsüß, hönigsüß meine Rede dir,
Honigsüß sei dir mein Wort, daß mich allein du lieben magst."

Bienen und Blumen gehören in der Poesie aller Völker zusammen.*) Die bevorzugte Lieblingsblume der ätherischen Biene ist in Indien die heilige Lotosblume. Wie schön ist dieses beiderseitige Zusammengehören in einem Gedichte des Nagha ausgedrückt, wo die Bienen die Thränen der Lotosblume genannt werden, aus deren Kelche sie des Morgens wie Freudenthränen aus dem Auge hervorquellen. Kein Geringerer als Indra, der Sonnengott selber, läßt diese Freudenzähren fließen. Wem fällt da nicht unseres Geibels herrliches Frühlingslied ein, wo nach langer, harter Winterszeit die Mutter Erde sich von neuem kleidet, sich blühende Blumen ins Haar flicht

„und läßt die Brünnlein fließen klar
als wären es Freudenthränen!"

In dem Gedichte Gita Govinda vergleicht der Dichter die dunklen Augenbrauen seiner zürnenden Schönen mit einem schwarzen Bienenschwarm, welcher sich um eine eben erschlossene Lotosblume drängt.

In den oben erwähnten Jahreszeiten Kalidasas (I, 82) kommt eine Biene vor, die sich in ein Pfauenrad verirrt, weil sie die prächtig schillernden Farben des Schweifes für Blumen hält. Derselbe Gedanke kommt aber auch in anderen indischen Dichtungen vor (vgl. v. Bohlen, ind. Gedichte S. 84). In einem Liede des Djajadeva werden schwarze Bienen an den Lotosblättern mit den Krallen an der Tatze des Löwen verglichen. Beide, Löwe und Bienen sind aber symbolische Tiere Vishnus (vgl. William Jones, asiat. Abhandlungen, deutsche Ausgabe I, S. 363).

Daß die indische Symbolik die Biene doch nicht bloß in süßer Liebeständelei, sondern auch im ernsten männlichen Thun, zum Gleichnis des blutigen Kampfes und seiner männermordenden

*) „Die Bäume breiten ihre Blüten aus,
Umschwärmt von rastlos vielgeschäft'gen Bienen,
Die den Tribut für ihren König sammeln."
(Wilsons Theater der Hindu I, 205.)

Geſchoſſe poetiſch zu verwerten weiß, dafür diene folgende Stelle aus den altberühmten Epen zum Beweis. Im Mahabharata (dem großen Krieg, der Ilias der Inder) erkennt der ſterbende Held den übermächtigen Gegner und ſpricht:

„Wie eine Reihe ſchwärmender Bienen ununterbrochen folgen ſich
Die ziſchenden Pfeile Schuß auf Schuß;
Das ſind Sichandins Pfeile nicht.
Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra raſch zur Erde fährt,
So fliegen dieſe Geſchoſſe daher;
Das ſind Sichandins Pfeile nicht."

(Überſ. v. Holtzmann S. 89.)

Auch der Undankbarkeit werden die Bienen geziehen. Im Drama Mrichkakati ſagt der edle Brahmane Tſcharudatta, welcher durch ſeine unbegrenzte Freigebigkeit zuletzt an den Bettelſtab kam:

„Ich klage nicht um das verlor'ne Gut;
Doch tief betrübt mich, muß ich dir geſteh'n,
Daß nicht der Gaſt mehr meine Wohnung ſucht,
Seitdem der Reichtum draus entflohen iſt.
Gleich undankbaren Bienen, die mutwillig
Des Elefanten*) breite Stirne flieh'n,
Wenn eingetrocknet drauf der Tau verſchwunden,
So kommen ſie nicht mehr, nicht mehr zu mir."

Eine vielfältige Symbolik findet endlich die Biene in der didaktiſchen Poeſie, welche bei dem ſtark beſchaulichen Zug des indiſchen Volkscharakters frühzeitig eine ſelbſtändige Ausbildung fand. So begegnen wir in dem höchſt graziös und ironiſch-witzig geſchriebenen Werk indiſcher Gnomik „Den Sprüchen des Bhartrihâri" (deutſch von Höfer I, 141—179), in denen unſere Litterarhiſtoriker mit Recht die Urquelle aller Tierepik und Fabeldichtung ſuchen, nicht nur dem Tiger, der in ſeinem Alter, wo die Zähne ſtumpf geworden ſind, ein Frömmler wird, oder der Katze, welche ebenfalls aus Altersſchwäche das Mauſen aufgegeben hat und die Vedas ſtudiert, oder dem diebiſchen Sper-

*) Der indiſche Elefant ſoll in der Zeit der Brunſt um die Schläfen einen ſüßen Schweiß austreiben, der von Fliegen aller Art, auch von der Biene aufgeſucht wird.

ling, der das Faulenzen und Schmarotzen einem Brahmanen zum Trotz versteht, sondern auch der Biene und ihrem diebischen Treiben. Sie raubt den Honig, wo sie ihn findet, auch dem Nachbar aus seinen Vorratskammern. In der That eine sehr richtige Beobachtung unseres Insektes, welches in trachtloser Zeit die schlimmsten Räubereien auszuführen pflegt. In Strophe VI der Sprüche Bhartriharis wird die treffende Lehre gegeben:

„Leichter ist's mit einem Honigtröpfchen
Süßen den ganzen Ozean,
Als den Bösen hinzuführen
Auf der Guten Tugendbahn."

Und in Strophe 57:

„Fällt ein Tropfen (Tau) auf glühendes Eisen,
Siehst du nicht die Spuren mehr.
Aber fällt er in Lotoskelche,
Glänzt als Honig er wie Perlen hehr.
Also wird man durch Berührung
Nichts und wenig, vieles selbst."

In dem Sankara Acharja („Hammer der Thorheit"), welches die ganze Energie indischer Weltverachtung asketisch predigt, wird die Nichtigkeit der Welt und ihrer Süße mit dem Honigtropfen im Kelche der Lotosblume versinnbildlicht:

„Gleich wie der zitternde Tropfen im Lotos,
Schwindet das menschliche Leben dahin."*)

Noch mögen zwei Märchen aus dem Vrihat-Katha („große Erzählung") des Somadeva (deutsch von Brockhaus) hier erwähnt werden: „Ein Reisender, der im Walde auf einem Baume geschlafen hat, sieht beim Erwachen unter sich den Tiger lauern, über sich die große Boa züngeln. Da weiß derselbe vor Angst nicht, wohin er sich wenden soll. Da träufelt aus der in den Ästen des Baumes eingebauten Bienenkolonie köstlicher Honig auf ihn herab. Er kostet denselben und — vergißt darüber die Lebensgefahr."

*) Ähnlich läßt Vater Homer seinen Glaukos klagen:
„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen."

Das ist ein Gleichnis des Menschen, der über einem vorübergehenden Genuß des Augenblicks den furchtbaren Ernst des Lebens vergessen kann.

Das andere Märchen ist sozusagen die indische Version des Shakespeareschen „Viel Lärmen um Nichts" mit tödlichem Ausgang: „Ein Jäger verkauft bei einem Kaufmann eine Honigscheibe. Ein Tropfen Honig fällt dabei auf den Boden. Des Kaufmanns Katze leckt ihn auf. Des Jägers Hund beißt die Katze tot. Der durch den Tod seiner Lieblingskatze erboste Kaufmann erschlägt den Hund. Nun geraten der Jäger und der Kaufmann aneinander; auf ihr Geschrei eilen die Nachbarn herbei; es entspinnt sich ein Kampf aller gegen alle. Sie fechten und schlagen aufeinander los, bis sie alle tot am Boden liegen, und das alles — um einen Tropfen Honig."

Vgl. William Jones: „Asiatische Abhandlungen" (deutsche Ausgabe).
v. Bohlen: „Das alte Indien."
„ „Ritusanhara."
Böhtlingk: „Indische Sprüche." 2. Aufl.
Max Müller: „Rigveda" (deutsche Ausgabe).
Polier: „Mythologie des Indes."
Holtzmann: „Indische Sagen."
Höfer: „Indische Gedichte."
Schütz: „Gesänge des Bhatti."
Max Müller: „Chips from a German workshop (II Essays on mythologie, traditions and customs)."
Meier: „Klassische Dichtungen der Inder."
Benfey: „Indien" (in der Ersch- u. Gruberschen Encyklopädie).
Lassen: „Indische Altertumskunde."
Weber: „Indische Studien."
Roth: „Zur Geschichte und Litteratur der Vedas."
Weber: „Über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen."

Zweites Kapitel.

Bei den Egyptern.

„Der König war wie ein Löwe,
Sein Brüllen in den Bergen ließ die Eb'ne zittern.

Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern,
So flohen die Feinde vor dem Helden.

Seine Schützen durchbohrten die Feinde
Und seine Rosse waren wie Sperber.

Er trägt das Land mit der Kraft seines Rückens und seiner Lenden
Und der Geist der Sonne ist geoffenbaret in seinen Gliedern.

Das reine Volk gedeiht im Glanz seiner Strahlen
Und vermehrt sich an Männern und Weibern.

Der Herr der Stärke spendet Leben wie die Sonne,
Seine Glieder leuchten über dem Lande wie die Sonne."

(Altegyptischer Hymnus auf Pharao Ramses III. nach einer Inschrift des Palastes von Medinet-Habu).

Aus dem Lande der großen Völkerwiege unseres Geschlechtes, zugleich dem Stamm- und Mutterland auch unserer Honigbiene, aus Asien treten wir herüber nach Afrika. In der Nordostecke dieses Erdteils zieht sich, die brausenden Wogen des Mittelmeeres im Norden, die schaumzischenden Wasser eines donnernden Kataraktes im Süden, und öde, sonnverbrannte Felsen zwischen den lautlosen Sandwellen der Wüste im Osten und Westen, zu beiden Seiten eines mächtigen, alljährlich das Land durch seine überflutenden Gewässer befruchtenden Stromes, ein wunderbares Thal hin, welches mit seinen vom fahlen Gelb der angrenzenden Wüste im Smaragdglanz sich abhebenden Fluren, mit seinen hochragenden Palmen und weitschattigen Sykomoren, seinen melancholischen dunklen Olivenhainen und hell leuchtenden Akazienbüschen, mit seinen von Jasmin und Rosenduft durchwürzten Hecken wie ein großer, üppiger, paradiesischer Garten erscheint. Wir befinden uns in Egypten.

Wenn es wahr ist, was ein Weiser sagte, daß die Geschichte den Boden adelt, dann gehört dieses Thal zu dem uralteſten Adel der Länder unſeres Erdballs. Als Hellas noch im Nebel der Mythe kaum begann in das Leben der Nationen einzutreten, als am Palatin und Aventin noch Evanders Rinder weideten, als auf Zions Hügel noch kein Stein zu einem Tempel des „Einzigen-Ewigen“ zugerichtet war, da hatte das große Volk dieſes Thales bereits eine Geſchichte von mehreren Jahrtauſenden zurückgelegt. Die Pyramiden von Giſeh hatten ſchon viele Jahrhunderte kommen und gehen ſehen, als der Patriarch des Volkes Israel, Abraham, in das Egyptenland kam. Ehrwürdig durch ſein Alter, angeſehen durch ſeine ſtarke ſtaatliche Organiſation, weithin berühmt durch Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt und, was mehr bedeutet als alles dies, durch ſeine ſtaunenswerten Leiſtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft übte das am Angelpunkte dreier Weltteile gelegene Egypten eine mächtige Anziehungskraft auf ſeine Nachbarn aus. Darum hat die Weiſeſten unter den Weiſen des Altertums ein Zug der Wahlverwandtſchaft nach dem Nilthal geführt, um dort in den Kollegien einer hochgelehrten Prieſterſchaft Weisheit zu ſammeln.

Doch das große Volk dieſes herrlichen Landes iſt längſt nicht mehr. Es iſt in Erfüllung gegangen, was in einem der geheimen Bücher der Egypter ein Seher in dunkler Ahnung geweisſagt hat: „O Egypten, Egypten! Nur Fabeln werden von dir übrig ſein, ganz unglaublich den ſpäteren Geſchlechtern, und nichts wird Beſtand haben als die in Stein gehauenen Worte!“ Bereits den Griechen und Römern war Egypten ein halbverſchloſſenes Land und heute, wo die Menſchen ſchweigen, müſſen hier buchſtäblich die Steine reden. Vom Hafen der alten Alexanderſtadt bis zum Kataraktenthor von Syene und über Egyptens engere Grenze hinaus, bis in das untere und obere Nubien, da ſtehen ſie, zu beiden Seiten der großen Waſſerſtraße, jene bewunderungswerten Monumente mit ihrem

seltsamen Bilder- und Inschriftenschmuck: Tempelwände und Grabkammern, Pyramiden und Obelisken, Säulen und Architrave, Grabstelen und Sarkophage, Königskolosse und Götterbilder, auf Stein und Papyrus verzeichnete Urkunden — das sind die stummen und für den, der sie zu deuten versteht, doch so beredten Zeugen der großen Vergangenheit eines untergegangenen Volkes, einer Kulturgeschichte „ohne Worte". „Egypten ist das Denkmalland der Erde, wie die Egypter das Denkmalvolk der Geschichte sind" (Bunsen). Die Denkmäler selbst aber mußten erst wieder reden lernen, sofern die wunderbare Hieroglyphenschrift, welche die ersteren zugleich ornamental schmückte, erklärt und gedeutet werden konnte. Gerade diese Hieroglyphen und zwar alle drei Klassen, die phonetischen, die ideographischen und die blos figurativen, wählen ihre symbolischen Objekte vorzugsweise aus dem Tierleben, so daß die Griechen die Hieroglyphen auch kurzweg Tierbilder nennen konnten. Welche Mannigfaltigkeit dieser Tiergestalten in der Hieroglyphenschrift sich findet, ist bekannt. Daß aber unsere kleine Honigbiene gleichfalls ein wichtiges symbolisches Tier war, gereicht dem entwickelten Natursinn der Egypter zu hoher Ehre, obwohl uns über eine eigentliche Bienenzucht bei diesem Kulturvolk leider nichts durch die Überlieferung bekannt geworden ist. Vielleicht dürfte aber aus dem nachstehenden der Schluß erlaubt sein, daß das Leben unseres Insektes von den alten Egyptern gekannt, genau beobachtet und in einzelnen Hauptfunktionen sehr naturwahr durch die Symbolik dargestellt wurde.

Bekanntlich hat König Menes im 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung die beiden Staaten von Ober- und Unteregypten erstmals zu einem Ganzen verbunden. Doch blieb bis in die jüngsten Zeiten der egyptischen Dynastengeschichte die Bezeichnung „König von Ober- und Unteregypten" ein ständiger Titel der Herrscher. Beide Reichshälften haben nun in der Hieroglyphenschrift ihre symbolischen Zeichen: Oberegypten ist symbolisiert durch die Lotospflanze, Unteregypten durch die

Biene. Das Bild, welches die Doppelkrone der egyptischen Herrscher darstellt, ist also ein Doppelbild, Lotos und Biene, ausnahmsweise auch Lotos und „rote Krone". Lotos und Biene geben zusammen den Wortbegriff „Souten", was schon der große Champollion, dieser Pfadfinder in dem Dunkel des hieroglyphischen Urwalddickichts, richtig mit dem koptischen choutin (= regere, dirigere) vergleicht. Beide Symbole, Lotos und Biene, entsprechen nicht nur der lokalen Beschaffenheit der beiden Reichshälften, sondern bezeichnen auch sehr richtig die Haupteigenschaften eines für das Volkswohl bedachten Herrschers. Im Lotos ist das Symbol der Fruchtbarkeit und Befruchtung, also der Volkswohlfahrt in nationalökonomischer Weise gegeben, in der Biene das Symbol der staatlichen Ordnung, der Gesetzlichkeit, der Herrschermacht und Würde. So steht auf dem Monument des Königs Thoutmes III., zu Füßen der königlichen Figur, die Aufforderung: „Bezeuget eure Ehrerbietung dem Könige von Ober- und Unteregypten!" Auch die auf dem berühmten flaminischen Obelisk befindlichen Bienen bezeichnen die Königswürde des großen Pharao Rameses (vgl. Baily, hieroglyph. origo et natura S. 52, 64 ff.).

Die Biene bezeichnet ferner das arbeitsame, dem Könige gehorsame Volk, wieder ein sehr naturwahres Symbol. Der hieroglyphische Charakter „Biene" ist Zeichen für Land und Volk von Unteregypten. Soll die unteregyptische Isis im Gegensatz zur thebaischen bezeichnet werden, so wird solches durch Beifügung der Biene ausgedrückt (vgl. Mémoires présentés par div. sav. Serie I, tome III, pag. 113—119). Auch königliche Prinzen und Prinzessinnen erhalten das Symbol der Biene. So die Prinzessin Hise mehouve auf einem Horusphylon in Karnak; desgleichen der Oberpriester des Ammon, der „Sohn und Nachfolger der Pischem", welcher „Ramen Cheper" heißt. Auch auf der bekannten Statue der Taja in Rom findet sich in ähnlicher Symbolik die Biene (vgl. Dictionnaire égypt. de Champollion).

Merkwürdig ist, daß die Stadt, in der nach egyptischer Mythologie die Isis den Horus*) geboren hat, „Cheb“ (= Chemnis) heißt; Cheb aber bedeutet Biene. Horus repräsentiert das im Osten zur oberen Hemisphäre aufspringende Tageslicht, die zu neuem Dasein wiedererweckte Sonne. Wie Osiris, um in der Denkmälersprache zu reden, der „gestrige Tag“, so ist Horus der „heutige“, die zum Lichte emporsteigende Welt der Erscheinungen, in ihrer periodisch wiederkehrenden und sich zur vollsten Stärke entwickelnden Erneuerung, stets wieder auflebend, wie Osiris stets absterbend. So auf der durch Chabas zuerst entzifferten und von Brugsch (Religion und Mythologie der alten Egypter S. 396 f.) übersetzten Inschrift einer Stele des Louvre aus den Zeiten der XVIII. Dynastie, wo Horus also gefeiert wird:

„Gefunden ist Horus; er triumphiert.
Das Königreich wird ihm übergeben,
Es erscheint für ihn das Diadem auf Befehl des Oueb.
Er erfaßt das Scepter des Doppellandes
Und die Südkrone steht auf seinem Haupte.
Das ganze Land wird ihm zu Teil
Und Himmel und Erde sind ihm unterthänig.
Die Bewohner Egyptens und die Ausländer
Und was die Sonne umkreist, besteht nach seinen Ermessen:
Der Nordwind und der volle Strom,
Der Fruchtbaum und die Ernte des Feldgottes.
Er spendet seinen vollen Pflanzenwuchs
Und die Erzeugnisse des Erdbodens,
Er kommt zum Vorschein
Und die Sättigung ist gewährt.
Er zeigt sich in allen Ländern
Und allerwärts herrscht Freude.

*) Die Irrfahrten und Wanderungen der Göttin Isis, ihre Niederkunft und die Geburt ihres Sohnes Horus auf der schwimmenden Insel der Chebstadt erinnern unwillkürlich an die griechische Sage von den Wanderungen und Schicksalen der Göttin Leto, die auf der schwimmenden Insel Delos den Apollo gebar, welch letzterer mit Horus viele mythologische Ähnlichkeit hat.

Voll Wonne sind die fröhlichen Herzen
Und jedermann ist entzückt.
An jedem Orte singt man preisend seine Güte:
Süß ist, süß ist seine Liebe gegen uns!"

Nehmen wir dazu die mythologische Bedeutung der Horusmutter Isis, „der Herrin des Himmels, der Erde und der Tiefe", „der Gottesmutter, die alles umfaßt, empfängt, gebärt, nährt, alles im Tode Schlummernde zu neuem Leben erweckt, alle Teile des Weltalls zusammenhält", „der Herrin des Brotes, des Überflusses und der Liebe", so fällt auf den Namen der Horus-Stadt „Cheb" ein bedeutsames symbolisches Licht. Die Fruchtbarkeit der empfangenden Erde einerseits, die Zeugungskraft der Leben erweckenden Sonne im Tages- und Jahreskreis andererseits finden in dem Symbol der Bienen eine Art von tertium comparationis. Doch nicht dies allein. Gleich den übrigen vier offiziellen Titeln, welche den egyptischen Königen bei ihrer Thronbesteigung beigelegt wurden, ist der oben erwähnte „König des Süd- und Nordlandes" ursprünglich mit dem Horus-Namen verbunden. Die Horus-Prädikate („der lebende „Horus", „Herr der Krone des Südens und Nordens", „der goldene Horus", „König des Südens und Nordens", „Sohn des Râ") sind zugleich Titulaturauszeichnungen der Herrscher, weil Horus, als der letzte König der Götterdynastie die irdischen Pharaonen zu seinen unmittelbaren Nachfolgern hat. Die regierenden Fürsten sind die Sonnen (Râ) des Landes und Volkes, welche bei ihrer Thronbesteigung als Horus d. h. als Morgen- und Frühlingssonne ihren Tageslauf im Herrscheramt antreten, um als Osiris oder als Nachtsonne nach ihrem Tode in das Reich der Tiefe zu steigen. Diese Anchauung eines Königtums von „Horus-Gnaden" war so egyptisch-national, daß sich dieselbe sogar bis in die Zeiten der fremdländischen Ptolomäer und Römer erhalten hat. Die Biene war also nicht blos ein königliches Herrschersymbol der

Pharaonen*) als der Herren von Ober- und Unteregypten, sondern steht mit der Mythologie zweier bedeutsamen Gottheiten, der Isis und des Horus in symbolischer Verbindung.

Die Einwendung Wilkinsons (the ancients Egyptians II, 415 f.: the bee is not represented on the monuments; the insect, the emblem for king so often repeated, being the hornet or wasp) unsere mehrgenannte Hieroglyphen-Biene sei gar keine Biene, sondern vielmehr eine Wespe oder Horniſſe ist nicht stichhaltig. Denn damit, daß dieser bekannte Egyptenreisende unser Insekt bei den Egyptern von heute nur selten als Kulturtier antraf, ist noch lange nicht gesagt, daß dasselbe den alten Bewohnern unbekannt gewesen sei. Daß der Bienenhonig bei den alten Egyptern zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen gerechnet wurde, beweisen zwei aufgefundene Inschriften: die eine, von einem Grabdenkmal der Nekropolis Abydos in Mittelegypten stammend und durch den Direktor des Museums von Bulak, Brugschbey, neuerdings in der „Deutschen Rundschau" (1889) veröffentlicht, lautet: „Der König bestimmt, daß eine Summe von $3^1/_2$ Pfund Silber von der Schatzkammer des Osiristempels alljährlich zu leisten sei, um den täglichen Bedarf von 1 Hin (Maß) Honig für den Totenkultus seines Schatzes Naromantha zu decken". Daraus ersehen wir zugleich den Tarif des Honigpreises in Alt-Egypten: da $3^2/_8$ Pfund (= $36^2/_8$ egypt. Lothe) ihrem Silberwerte nach 66,70 Mark entsprechen, so kostete ein Hin (= $^3/_4$ Liter Rauminhalt) die Summe von $^1/_{10}$ egypt. Lot = 18 Pfennige.

Die andere Inschrift befindet sich auf einem beschriebenen

*) Vgl. die kolorierten Abbildungen von Bienen als hieroglyphische Symbole in den Mémoires présentés par divers savants à l'académie des inscriptions I. Série, tome III S. 196/197. Es sind 6 Exemplare. Nr. 1 vom Koloſſe des Memnon; Nr. 2 von Abydos; Nr. 3 von Medinet Habu; Nr. 4 aus den Gemächern des Königs Toutmes III. in Karnak; Nr. 5 von einer Statue Setis I.; Nr. 6 von einem Obelisken in Luxor.

Kalkstein des Britischen Museums und giebt an, daß fünf Hin Honig für vier Pfund Kupfer gekauft worden seien. Überhaupt scheint der Honig bei den alten Egyptern unter den Nahrungsmitteln rangiert zu haben. Brugsch teilt a. a. O. einen Ehekontrakt mit, in welchem es heißt: „Ich nehme dich zum Weibe . . . und verpflichte mich, dir alljährlich . . . . . 12 Krüge Honig zu liefern". Die unter der Mißwirtschaft des Islam leiblich und geistig verkommenen Fellahin haben vieles, wir wollen nicht sagen alles, verloren von dem, was den Stolz, den Reichtum und die Macht ihrer Vorfahren ausmachte. Wer die alte Kultur an der neuen im Nilthale messen wollte, befände sich auf falscher Fährte. Aber den Fall gesetzt, die Hieroglyphenbiene wäre eine Wespe oder Hornisse, so fragen wir, wie kamen denn die alten Egypter, welche sonst eine so sinnige, treffende und naturwahre Symbolik übten, zu dem widersinnigen Vergleich, die Majestät ihrer Pharaonen, dieser Hüter des Rechts, der Ordnung und wahren Volkswohlfahrt, über deren Regierungsthätigkeit das unerbittliche Totengericht das letzte Wort zu reden hatte, durch das Raubgesindel und Wegelagerergeschlecht der Hornisse und Wespen zu parodieren? Was den allerdings etwas massigen und langgestreckten Rumpf der Hieroglyphenbiene anlangt, ist zu verwundern, daß keinem unserer großen Egyptologen, die allerdings nicht gleichzeitig ebenso große Insektologen und Bienenkenner sein können, einfiel, auf die durch Körpergröße ausgezeichnete Bienenkönigin, welche den Egyptern, wie allen alten Völkern männlichen Geschlechts schien, hinzuweisen. Dann wäre die Hieroglyphenbiene aber das treffendste Pharaonen-Symbol, welches erfunden werden konnte. Wir dürfen daher nach dem Vorgang Champollions mit Bunsen, Brugsch und den meisten Autoritäten unter den Egyptologen als unanfechtbar annehmen, daß die Hieroglyphenbiene eine wirkliche Biene und nichts anderes darstellt.

Es war ja auch das Bienenprodukt des Honigs bei den Egyptern als Opfergabe verwendet; so am großen Feste des

Gottes Thot (ſ. Carrière, a. a. O. I. S. 205). Das hieroglyphiſche Zeichen für Honig iſt eine wagerechte Linie über einer Schale. In der für den Vergleich mit dem Altegyptiſchen wichtigen, weil verwandten, koptiſchen Sprache bezeichnet Cheb und Chab die Biene und Chabiu die Honigpflanze.

Eine letzte, ausſchlaggebende Bekräftigung für die thatſächliche ſymboliſche Verwertung der Biene in der Hieroglyphik geben uns die Zeugniſſe zweier Schriftſteller aus der letzten Periode des klaſſiſchen Altertums, die immerhin noch früh genug lebten, um aus der im damaligen egyptiſchen Volk noch lebendig fließenden Quelle der Tradition ſchöpfen zu können: Horapollo*) und Ammianus Marcellinus. Der erſtere erklärt in ſeinen Hieroglyphika (I. cap. 62) die Hieroglyphe der Biene ausdrücklich für das Symbol des „gegen den König gehorſamen Volkes“ (*λαὸν πρὸς βασιλέα πειθήνιον δηλοῦντες, μέλισσαν ζωγραφοῦσι καὶ γὰρ μόνον τῶν ἄλλων ζώων βασιλέα ἔχει, ᾧ τὸ λοιπὸν τῶν μελισσῶν ἕπεται πλῆθος, καθὸ καὶ οἱ ἄνθρωποι πείθονται βασιλεῖ· ἀνίττονται δὲ ἐκ τῆς του μέλιτος . . . ἐκ τῆς του κέντρου τοῦ ζώου δυνάμεως . . . χρηστὸν ἅμα καὶ εὔτονον εἶναι πρὸς . . . καὶ διοίκησιν*). Mit Ergänzung der durch . . . bezeichneten Lücken dieſer Schriftſtelle dürfte ſich (vgl. Leemans Horap: Niloi Hieroglyph S. 291) folgender ungefähre Wortſinn ergeben: „Wenn ſie (die Egypter) ein ſeinem Könige gehorſames Volk bezeichnen wollen, malen ſie eine Biene; denn die Bienen haben unter allen übrigen Tieren allein einen König, welchem die übrige Maſſe der Bienen zu folgen hat, wie auch die Menſchen dem Könige Gehorſam leiſten. Zugleich erachteten ſie die Biene in Anſehung der Honigerzeugung und Arbeitſamkeit, nicht minder auch in Würdigung des Bienenſtachels als einer Waffe als vorzugsweiſe brauchbares und paſſendes Symbol für die gedeihliche

*) Vgl. Lauth „Horapollo“ (in den Sitzungsberichten der bayer. Akademie der Wiſſenſchaften, philol. hiſt. Abteilung 1876).

Entwicklung eines Gemeinwesens, dessen Wohlfahrt durch jene Tugenden am meisten gefördert wird". In demselben Sinne erwähnt Ammianus Marcellinus (ed Lindenbr.) die hieroglyphische Verwendung der „honigwirkenden" Biene zur Bezeichnung der königlichen Würde und Majestät, welcher bei aller Anmut und Liebenswürdigkeit doch auch ein Stachel zur Züchtigung angeboren sei: „Perque speciem apis mella conficientis indicant regem: moderatori cum jucunditate aculeos quoque innasci debere his signis ostendentes" (XVII, 6, 11).*)

Egyptens Bienensymbolik ist jedoch mit der Hieroglyphik nicht erschöpft, sondern erstreckte sich in einer gewissen, magischen Geheimlehre weit über das egyptische Land und Volk hinaus bis zu Griechen und Römern, ja bis in das christliche Mittelalter hinein. Finden sich ja noch im 16. Jahrhundert Spuren davon, wie wir unten nachweisen werden. Wir meinen den Glauben an eine Procreations-Möglichkeit der Bienen aus dem verwesenden Leibe eines Stieres, die sog. „Bugonie" der Bienen, um ein Wort des Eumelus, welcher diese magische Kunst in einem eigenen Gedichte „*βουγονία*" verherrlicht haben soll (s. Salmasius in Exerc. Plin. p. 602), zu gebrauchen.

Die Anfänge dieser Geheimlehre weisen uns nach Egypten, speziell nach dem in der Ptolemäer- und Römerzeit durch Reichtum, Bildung, Kunst und Philosophie hochberühmten Alexandria, der größten Handelsmetropole der alten Welt, „wo Morgenland und Abendland wie zwei Weltalter ineinander übergingen". Hier blühte auch die Philosophenschule des Euhemerismus, welche lehrte, daß sich unter Einwirkung der Sonne auf die feuchte Erde nicht bloß die Keime der Pflanzenwelt, sondern auch die Protoplasmata der Tierwelt entwickelt haben. So erwähnt der euhemerisierende Diodor von Sicilien (S. I, 13) als Glauben der Egypter, daß in dem äußerst fruchtbaren Schlamme

*) Vgl. Plutarch. de Is. et Os. XXXVI, p. 365: „*καὶ ϑρίῳ βασιλέα καὶ τὸ νότιον τοῦ κόσμου γράφουσι.*" Vgl. Ael. h. n. I, 60.

ihres Landes von Anfang an lebende Wesen entstanden seien, und führt als Beweis dafür an, daß zu seiner Zeit noch in der Thebais manchmal unzählig viele und große Mäuse wie aus dem Boden herauswuchsen. Einige derselben seien wunderbare Gebilde; bis an die Brust und Vorderfüße seien sie ausgebildet und bewegungsfähig, während der hintere Körperteil unausgebildet sei und wie mit dem Boden zusammengewachsen erscheine*). Man nehme deutlich wahr, wie nach Überschwemmungen, sobald das Gewässer zurücktrete und der Schlamm zu trocknen anfange, sich allerlei belebte Geschöpfe erzeugten, einige vollkommen ausgebildet, andere nur halb entwickelt und noch mit der Erde zusammengewachsen. Auch der leichtgläubige Plinius (XI, 38) sucht die Geburtsstätte der Insekten an feuchten Stellen, derjenigen, die „mit den Hinterfüßen sich leichtfertig in die Höhe schnellen", im erweichten, von der Sonne beschienenen Kothe, solcher hingegen, „die mit Flügeln versehen sind", in dem feuchten Staube von Höhlen, der allerkleinsten in dem „von der Sonne verdickten" Tau einiger Kohlarten, in dem Gummi der Ulme (Pl. XIII, 20), in dem Innern des Menschen, in der Haut der Tiere, in den Federn der Vögel — hauptsächlich aber in entseelten Tierkörpern, sobald dieselben in das Stadium des Verwesungsprozesses eingetreten sind. Die Schöpferkraft der allbelebten Natur erschien bei dieser Betrachtungsweise nicht als eine durch die Ordnungen der erstmaligen Schöpfung fixierte und beschränkte, sondern als eine fortdauernde Fähigkeit, aus leblosen Stoffe neue, ursprünglich nicht in derselben enthaltene Lebenskeime in primitiver Weise hervorzurufen. Doch ist diese Procreationshypothese bei Griechen und Römern ernstlich nur auf die Insektenwelt angewendet worden, welche für einen oberflächlichen Beobachter allerdings viele Analoga aufweist. So

*) Vgl. die auch von den Zoologen konstatierte Erscheinung des sog. Rattenkönigs, d. h. einer Gruppe junger Ratten, welche im Neste mit den Schwänzen zusammengewachsen sind.

entstehen die Käfer aus dem Kadaver des Esels, die Wespen und Hornissen aus dem der Pferde (Ovid. Met. XV, 386 f.), Schlangen aus Leichnamen von Menschen (Plut. Cleom. 39), Bienen — aus den Kadavern der Stiere (Plin. XI, 33).

„Siehst du nicht, daß die Körper, so viel durch Alter und schlaffe
Wärme von ihnen verwest, in winzige Tierchen sich wandeln? —
Untergescharrt ergiebt das Roß der Schlachten die Horniß.
Wenn dem Krebse des Strands du nimmst die gebogenen Scheren,
Und mit Erde den Rest zudeckest, so geht aus vergrabnem
Rumpf ein Skorpion und droht mit hackigem Schwanze.
Auch die Raupe des Felds, die das Laub mit gelblichen Fäden
Pflegt zu umspinnen (die Sach ist getreulich beachtet vom Landmann),
Tauscht mit dem Schmetterling um die Gestalt . . .“
(Ovid. Met. XV, 361 f.)

Der Imker-Heros Aristäus, der weitherrschende Mann in Arkadien, war Erfinder dieser Kunst, aus faulenden Rinderkörpern Bienen zu erzeugen (Ovid. Fast. I, 377). Virgil rühmt diese aristäische Erfindung mit dem feierlichsten Ernste, dem man anmerkt, daß in ihm ein von den Unfällen der Bienenzucht betroffener Züchter mitredet:

Aristäus, der Hirt, da er floh das peneische Tempe,
Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Hunger und Krankheit,
Stellte sich wehmutsvoll an die heilige Quelle des Stromes,
Jammerte laut und rief zur hohen Gebärerin also:
Mutter Cyren', o Mutter! . . . (Georgic. II, 5, 5.)

(Die Göttin Mutter weist den ratlos jammernden Sohn an Proteus und heißt ihn des Alten Rat zu befolgen:)

„Vier untadliche Stier', mit herrlich prangenden Leibern
Führt er daher, auch Rinder so viel, unbelasteten Nackens.
Drauf, sobald die neunte der Morgenröten emporstieg,
Bringt er des Orpheus Totengeschenk und kehrt zu dem Haine.
Aber, o sieh! urplötzlich ein staunenswürdiges Wunder
Schauen sie dort: wie rings aus geschmolzenem Fleische der Rinder
Bienen durchschwirren den Bauch und geborstenen Seiten entsummen,
Dann endloses Gewölk hinzieht, das im Wipfel des Baums sich
Jetzo vereint und als Schwarm am biegsamen Aste herabhängt.“
(Virg. G. IV, 282.)

Aus dieſem verwandtſchaftlichen Verhältnis zwiſchen Stier und Bienen ergeben ſich im Sprachgebrauch der Dichter die Prädikate der letzteren: „ſtiergezeugt“, „ſtiergeboren“, „ſtierentſprungen“. Der Epigrammiſt Archelaus aus Egypten nennt ſie (Varr. III, 16) „des verweſenden Stiers geflügelte Kinder“. Strato (G. 88 f. Jakobs III, 88) fragt:

„Stiererzeugte Biene, woher, den Honig erſpähend,
Fliegſt du?“

In der ſchönen Frühlingsidylle des Meleager heißt es:

„Künſtliche Werke bereiten die ſtierentſproſſenen Bienen.“

Varro (III, 16) erwähnt Nikanders Ausſpruch:

„Roſſe verleihen der Weſpen Geſchlecht und Stiere der Bienen.“

Philetus, der Grammatiker und Dichter aus Kos, nennt ſie mit Auszeichnung „ſtiergeborene“ (*βούγενεαι*). Aber nicht nur die Dichter, auch die Proſaiker, Philoſophen und landwirtſchaftlichen Schriftſteller rühmen unverhohlen die große Kunſt der Bugonie. Nur der vorſichtige Ariſtoteles hüllt ſich in Schweigen. Dagegen verbreiten ſich Varro (III, 16, 3), Aelian (II, 57), Porphyrius (de abstin. anim. II, 11), Columella (IX, 14, 7), Florentinus, der tüchtigſte der Geoponiker, Plutarch, Philo und der große Origenes ſehr ausführlich über dieſe Geheimkunſt. Den beiden letzterern mußte dieſelbe ſchon als Alexandrinern ſympathiſch ſein.

Auch der Kirchenvater Auguſtinus kennt und verwertet zu theologiſchen Zwecken die Bugonie (Civ. d. XV, 27). Auf welche Weiſe ſollte aber die myſteriöſe Prozedur vorgenommen werden?

Mago, der Gewährsmann des Columella (XI, 14, 6) verlangt nur einen Rinderwanſt (venter bubulus), Varro (II, 16, 3) hingegen einen ganzen Rindskörper und zwar ein männliches Exemplar (vitulus taurus), womöglich zweijährig (Virgil G. IV, 297). Plinius (XI, 23, 1) hält für wichtig, daß der Kadaver friſch ſei. Antigonus, der Karyſtier, welcher unter Ptolemäus Philadelphus ſeine „Wundergeſchichten“ (*ἱστορίων παραδόξων συναγωγή*) kompilierte, bedingt nicht nur einen

kompleten, zu dieſem Zweck ausgeſuchten Stier, ſondern betont noch ausdrücklich, daß derſelbe in eine Erdhöhle dergeſtalt vergraben werden ſoll, daß wie bei den von den Egyptern begrabenen Stieren die Hörner vorſtehen. „Werden die Hörner nach Verlauf einiger Zeit abgeſchnitten, ſo ſieht man aus deren Löchern junge, in dem Stierkadaver zur Welt gekommene, Bienen herausfliegen.“ Alſo ganz dieſelbe Prozedur, welche Ovid empfiehlt:

„Geh' und vergrab' in die Erd' erleſene Stiere geſchlachtet!
Aus dem faulenden Wanſt entſtehen — die Erfahrung beſtätigt's —
Blumenbenaſchende Bienen zerſtreut, die ähnlich den Eltern,
Fluren befliegen, zur Arbeit geneigt ſich mühen in Hoffnung.“
(Met. XV, 365.)

Die dazu geeignetſte Zeit iſt nach Virgil (I, 217) das Frühjahr, wann die Sonne in das Zeichen des Stieres eintritt und der entwölkte Himmel auf der Erde die ſchlummernden Lebenskräfte weckt; dann finden die durch das Experiment gewonnenen Bienen auch gleich die nötige Nahrung. Columella hingegen hält nach dem Vorgang des Demokrit und Mago die Zeit des längſten Tages bis zum Aufgang des Sirius für geeigneter (Col. IX, 14, 10), weil die heiße Atmoſphäre des Hochſommers zur Beſchleunigung des Verweſungsprozeſſes beitrage. Soll das Experiment gelingen, ſo bedarf es noch weiterer Vorrichtungen. Juba, der vielſeitig gebildete König von Lybien, hatte nach dem Zeugnis des Florentinus (Geop. XV, 2, 21) den Stierleichnam einfach in eine hölzerne Kiſte eingeſchloſſen und damit operiert, während Demokrit, Varro und Virgil (G. IV, 297) ein beſonders konſtruiertes, abſeits gelegenes Haus verlangen; dasſelbe ſoll zum Schutze gegen den Regen mit Hohlziegeln (imbrex) gedeckt ſein, zur Temperierung und Ventilation vier ſchräge Fenſter, eines nach jeder Himmelsrichtung, und nur Eine Thüre haben. Der innere Bau ſtellt einen Raum von zehn Ellen Höhe und ebenſoviel Breite dar. Daherein verbringt man einen tadelloſen, zweijährigen, gehörnten

Stier, welchen nach Demokrit und Florentinus mehrere kräftige Jünglinge in anfangs ſchwächeren, dann in immer ſtärkeren Stockſchlägen ſo lange prügeln müſſen, bis Fleiſch und Bein zerknirſcht ſind und das Leben entflohen iſt. Dem Dichter Virgil ſcheint dieſes barbariſche Manöver doch zu grauſam. Er meint, es genüge, dem in das Operationshaus eingeführten Stiere alle Öffnungen des Leibes, vornehmlich Mund und Naſe, mit ſauberen, feinen Leinwandtüchern zu verſtopfen, damit er ſchnell durch Erſticken verende. Dann erſt möge der Körper völlig zermalmt werden. Der Kadaver wird dann rücklings, die Beine aufwärts, auf eine untergebreitete Streu von Thymus und friſcher Caſſia, beides Lieblingsblumen der Bienen, gelegt, das Haus verſchloſſen und jede Fuge der Thüre und Fenſter mit fettem Lehm verſtrichen, damit in den erſten drei Wochen der Verweſungsprozeß ungeſtört vor ſich gehe. Erſt nach Ablauf dieſer Friſt werden die vier Fenſter geöffnet, damit Licht und Luft die Keime des jungen Bienenlebens im Wachstum befördern. Bei rauhem, trockenem Oſtwind aber muß der Verſchluß wieder vorgenommen werden, weil ſonſt die zur Entſtehung der Inſekten notwendige Feuchtigkeit zu raſch aufgezehrt werden könnte. Sobald die jungen Bienenmaden ſich zu entwickeln beginnen, wird das Operationshaus wieder luftdicht verſchloſſen und verſtrichen und nach einer Pauſe von etwa zehn Tagen geöffnet, wo dann von dem Stiere außer Hörnern, Knochen und Haaren nichts mehr zu finden iſt.

— „Ein Schwarm ſeltſamer Beſeelung zeigt ſich,
Mangelnd der Füße zuerſt; doch bald mit ſchwirrenden Flügeln
Wimmelt er, mehr ſich und mehr zu dünneren Lüften erhebend,
Bis er, wie Wolkenbrüche geſtrömt aus Sommergewittern, ausbricht."
(Georg. IV, 310.)

Die durch dieſen myſteriöſen Procreations-Prozeß erzeugten Bienen ſind je nach den Körperteilen, aus denen ſie entſtanden, verſchieden an Art, Geſchlecht und Güte. Florentinus behauptet, daß aus dem Blute ſelbſt keine Bienen entſtänden. Der König

entstammt den edelsten Körperteilen, dem Gehirn und Rückenmark. Woher, das heißt aus welchen Körperteilen die Drohnen entstehen, wird nicht erwähnt. Dagegen wird bemerkt, daß die Bienen, obwohl in dem verwesenden Tierleib erzeugt, dennoch nichts von dem Fleische verzehren, sondern kraft der auf sie übergegangenen Lebenskraft sich geheimnisvoll von selbst entwickeln. Wir nehmen zum Schlusse Veranlassung, das ganze mysteriöse Zeremoniell, über welches so viel gefabelt, aber betreffs dessen in der ganzen Litteratur des griechischen und römischen Altertums auch nicht ein einziger thatsächlicher Versuch mit Erfolg erwähnt wird, aufzuhellen und auf seinen letzten Entstehungsgrund zu prüfen.

Zuvor aber sei uns verstattet, diese allgemein geglaubte, von keinem geprüfte und doch fast magisch wirkende Bugonie-Fabel auf ihrem Wege in die christliche Gelehrtenwelt zu verfolgen.

Der berühmte Petrus de Crescentiis schreibt in seinem „opus ruralium commodorum“ (Buch XII) also: „apes nascuntur partim ex apibus, partim ex bubulo corpore putrefacto.“

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts schreibt der Regensburger Domherr Konrad von Megenberg in seinem „Buch der Natur“, der ersten selbständig vorgehenden Naturgeschichte in deutscher Sprache: „es werdent peinen (= Bienen) aus frischen Waldrinderbäuchen, die man Urochsen nennet, so man zu Latein bubuli heißet; aber man muß die bäuch mit mist bedecken, so kommen die peinen davon. Es werden auch peinen aus Ochsenhäuten, die man in der Erden vergräbt (Kap. „von den peinen“ S. 292 nach der Ausgabe von Pfeiffer).

Ausführlichsten Bericht, noch detaillierteren als Virgil, giebt über die „Praktik“ der „Bienenmacherei“ Magister Michael Herren in seinem „verdolmetschten Veldtbau“ des Constantinus Porphyrius (gedruckt in Straßburg 1563). Im wesentlichen an Demokrit, Varro und Virgil sich anschließend, ist es doch der Mühe wert, diese verdolmetschte Bugonie dem Leser vor-

zuführen, indem der ehrwürdige Magiſter die Angaben der alten Klaſſiker durch mancherlei Schlüſſe und Sentenzen ergötzlich erweitert hat. Im XV. Buch läßt er ſich alſo vernehmen: „Laß dir ein Häuslin machen, das zehen Ellen hoch und breit ſei, mit gleichen Wänden. Darein mach' ein Thürlein und vier Fenſterlin, an jede Wand Eins. In dies Häuslin führ' einen Stier, der 30 Monat alt, wohl bei Leib und faiſt ſei. Beſtelle dann etlich' ſtarke Kerle, die den Stier mit dicken Knüppeln ſchlagen, ſo hart und übel, daß der Stier daran ſtirbt, alſo daß Fleiſch und Bein miteinander zerknitſchert werden. Das mag ihm wohl wehthun, aber es muß halt ſo ſein. Man muß auch wohl Acht haben, daß kein Blut mehr bei dem Stier bleib'. Dann aus dem Blut wird keine Bien'. Es ſollen auch die erſten Streich nicht zu grob und ſtark ſein. Sobald aber der Stier ſtirbt, ſoll man alle Löcher ſeines Leibes mit weißen zarten Tüchlein, in warm Pech getunkt, verſtopfen, als die Augen, Naslöcher, das Maul und beſonders den After, als den Gängen, durch welche die Natur das Unrein' aus dem Leib führet. Darnach ſo mach' ein Streu mit Thymian und leg' den Stier mit allen Vieren über ſich gekehret obendrauf und geh' dann aus dem Häuslein und ſchließ es zu. Verſtreich' auch alle Löcher und Ritzen mit zähem Lehm, damit kein Luft nirgends darein kommen möge. In der dritten Woch' aber ſollſt du das alles wieder aufthun, damit das Licht und reiner Luft darein gang. Hui, mag das auch ein übler Schmack (Geruch) und Brodem ſein! Sollt' aber der Luft zu ſtark ſein, ſo ſoll man die Fenſterlin wieder zu laſſen. So man aber ſiehet, daß die Materie lebendig wird, ſoll man's wieder über zehn Tage zuſchließen; dann thu's wieder auf und du findſt viel Bienenſchwärm' über einander ſitzen, aber ſonſt findſt du Nichts dann die Hörner, Bein und das Haar. Man ſagt, daß der Bienenkönig aus dem Gehirn gemacht werden und aus dem Fleiſch die anderen Bienen. Aus dem feuchten Mark werden auch Könige, denn ſonderlich die König' wollen nicht trocken (!)

sitzen; sie sind auch, weil sie stärker verranzioniert sind, größer, stärker und schöner an Leib. Nun wollen wir sagen, wie berührte Veränderung des Fleisches im Stiere geschehe: Wenn du zum Ersten das klein Häuslein aufthust, so sind es alles weiße Dinglein, eins wie's andere, noch nicht vollkommen formiert wie Thierlein, bewegen sich auch nicht. Über ein klein' Weil siehst du augenscheinlich, daß sie größer werden, Flügel und Gleich (=Gelenke, Glieder) annehmen, dazu kommt ihnen ihre rechte Farb'. Sie sitzen auch um ihren König herum und heben gemächlich an zu fliegen mit Zittern der Flügel. Dann aber stürmen sie bald mit Getös den Fenstern zu aus Begierd' des Lichts; dann im Dunkeln wollen sie mit ihrem König auch nicht sitzen. Solches dient zur Manchfaltigung (=Vervielfältigung) der Bienen." Ob es der gelehrte Herr Magister wohl selber einmal probiert hat, diese „antike Kunstschwarmbildung"? Nach seinen, nicht ohne Witz geschriebenen, Zwischenbemerkungen scheint es fast so, wenn ihm nicht sein karger Magistergehalt das corpus delicti eines feisten Ochsen unerreichbar gemacht hat, was das Wahrscheinlichere sein dürfte, da die deutschen Magister — Gott sei's geklagt — nicht wie die Könige im „Feuchten" schwimmen, sondern im Trockenen sitzen dürfen.

Zwei französische Agronomen, Carolus Stephanus und Johannes Libaltus empfehlen in ihren „XV Büchern von dem Feldbau" (übersetzt ins Deutsche durch Melchior Selbitz, der Arzenei Doktor, 1533) gleichfalls das Experiment der Bienenmacherei. „Die besten Bienen erhält man aus Putrifizierung verfaulter junger Rindswammen und Därme (Buch IV, Kap. 4).

Hieronymus Cardanus schreibt in seinem großen Werke „de subtilitate etc. libri XXI" ein ganzes Buch (IX) „de animalibus, quae ex putredine generantur" und meint „de apum generatione" (S. 646 f. der Ausgabe von Pantaleon, Basel 1640): „recte de apum ortu Virgilius cecinisse videtur." Der Verfasser der „oeconomia ruralis et domestica", Joh. Colerus, weiß (Buch XIII) nicht nur treffliche Bienensalben zu

empfehlen, „so daß die Bienen von sich selber in die Stöcke fliegen“ *), sondern wiederholt ebenfalls aufs Eingehendste die Geheimkunst des Virgil und Petrus de Crescentiis. Doch ist er der Erste, in dem sich gelinde Zweifel an dieses Kunststück regen, indem er (cap. 120) sich dahin bekennt: „Wollen die Gelehrten aus toten verfaulten Ochsen Bienen werden lassen, aus toten Pferden Hornitzen, aus toten Eseln Roßkäfer, aus toten Menschen Schlangen, so laß ich das alles meinesteils in seinem Wert und Unwert bleiben. Ich will niemand darob strafen; glaub's wer da will!“

Nach diesem Exkurse wenden wir uns zur Untersuchung des der Bugonie-Fabel zu Grunde liegenden mythologisch-symbolischen Kernes, bis zu welchem keiner der Alten vorzudringen den Mut hatte.

Vor allem ist zu beachten, daß schon die Heimat der als Gewährsmänner der Bugonie-Fabel oben zitierten alten Schriftsteller teils direkt nach Egypten weist, wie bei Antigonus, dem Karystier (unter Ptolemäus Philadelphus), dem Epigrammatiker Archelaus und den beiden Alexandrinern Philo und Origenes, teils in die dem alten Wunderland benachbarten Länder, nach Libyen (König Juba s. o.) und Karthago (Mago s. o.). Die egyptische Naturphilosophie selbst aber, welche in dem der Bugonie-Fabel als wissenschaftliches Substrat zu Grunde liegenden Euhemerismus eine mit griechischen Motiven versetzte Ausbildung erhielt, ist, ihrem innersten Wesen nach gar nichts anderes als ein letzter Niederschlag der antik-egyptischen Mythologie. Die

*) Eine meisterlich' Bienensalb zu machen (Buch XIII, 133): Nimm 4 Nösel ausgeseimt Honig, 1 Kanne rheinischen Wein, 1 Lot Zucker, ½ Quintlein Zimmtrinde, für 6 Pfennig Muskatenblume, für 6 Pf. weißen Ingwer, für 3 Pf. Anis, für 3 Pf. Johannisbrod, für 2 Pf. Süßholz, für 2 Pf. Balsam, für 2 Pf. Kampher, für 2 Pf. Eberwurzel, dazu Thymian und Melissenkraut. Alles muß klein geschnitten und zerstoßen werden. Dann laß man's gähren und probir's. Aber „wider den Bären weiß ich keine Arznei; er ist ein grober Geselle“ (XIII, 145).

Idee der Gemeinsamkeit des Lebensprinzipes in allen lebendigen Wesen, auch zwischen Tier und Mensch (daher die sühnende Seelenwanderung), ist die Zentralidee der egyptischen Religion, Wissenschaft und Kunst gewesen. Dieselbe Idee entdecken wir wieder in den philosophischen Kosmogonien der Euhemeristen und Orphiker, welche in Egypten heimatsberechtigt waren. Dieselbe Idee spiegelt sich ab in dem Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit, von eigener Täuschung und absichtlichem Betrug, welches unter der Etikette „egyptische Geheimkunst" den Griechen und Römern so besonders imponierte und bis auf den heutigen Tag seine Zugkraft noch nicht ganz verloren hat, wenigstens bei der großen Masse, von der das Sprichwort gilt: „vulgus vult decipi." Plotinos hat den Entstehungsgrund dieser egyptischen Zaubereien und Geheimkünste, von denen sein Zeitalter voll war, sehr treffend auf folgenden mythologisch-symbolischen Entstehungsgrund zurückgeführt, wenn er sagt: Weil sie (die Egypter) den Zauber wahrgenommen, der in dem Weltall selbst wirkt, indem in den Bestandteilen desselben eine Kraft der Liebe verborgen ist, vermöge deren sie von einander angezogen und bezaubert werden, so sind sie darauf geführt worden, durch künstliche Mittel die innewohnende Kraft der Liebe zu erregen und die gegenseitige Anziehung zu erzeugen, so daß das Geheimnis der Zauberei darin besteht zu wissen, auf welche Weise die Anziehung erweckt wird." Der Zauberei liegt eben wie der Astrologie und Alchymie die gemeinsame Wahrheit zu Grunde von einem organischen Weltganzen, dessen sämtliche Teile durch ein geheimes Band wechselseitiger Beziehung, einer Art von unbewußtem Rapport, verknüpft sind. Wir wissen nunmehr, in welchem Gebiete wir die Anfänge der Bugonie zu suchen haben. Die Lösung des Rätsels liegt in der mythologisch richtigen Deutung des „bienenzeugenden" Stieres der Geheimkunst. Wir müssen uns daher vor allem darüber klar werden, welche symbolische Natur der Stier in der Mythologie der alten Egypter hatte.

„Apis" war der Name des zu Memphis unterhaltenen,

in ganz Egypten göttlich verehrten Stieres. Seine hieroglyphische Bezeichnung ist Chupa oder Chupy, d. i. der Verborgene. Dieser Name findet seine Erklärung in der egyptischen Priesterlehre, daß unter der leiblichen Hülle des Apis-Stieres die Seele des großen Gottes Osiris verborgen sei (vgl. Diodor I, 85; Plutarch de Isid. XX u. XXIX, Strabo XVII, 31). Als eine Incarnation des Osiris beurkundet sich Apis auch in den Inschriften durch die Bezeichnung „Apis-Osiris", „Apis-Râ", „Apis-Ptah" (s. Mariette „Le sérapeum de Memph. III, p. 11). Sonach vereinigte oder versinnbildlichte der Apis-Stier die Wesenheit der beiden großen Gottheiten, des Osiris und Ptah, des „verborgenen" Gottes und des sich „offenbarenden" Gottes. Aelian sagt ganz richtig vom Apis (de n. a. XI, 10): „er gilt den Egyptern für den sichtbarsten Gott." Lucian (de sacrif. 14) nennt ihn den „größten" Gott der Egypter. Entsprechend seiner hohen Bedeutung wissen die alten Autoren viel Wunderbares über die Geburt, die äußeren Kennzeichen, die Verehrung, den Tod und das feierliche Begräbnis des Apis zu berichten. Herodot (III, 28) äußert sich darüber also: „Dieser Apis oder Epaphos ist ein Kalb von einer Kuh, welche nicht mehr in den Fall kommen kann, noch eine Leibesfrucht zu bekommen. Die Egypter sagen, ein Strahl vom Himmel komme auf die Kuh und davon gebäre sie den Apis." Plutarch (de Isid. 43) führt folgende Aussagen der Priester an: „Der Apis sei ein beseeltes Bild des Osiris, welcher erzeugt werde, wenn ein befruchtender Lichtstrahl vom Monde entspringe und eine brünstige Kuh berühre. Daher gleiche vieles vom Apis den Mondgestalten, indem bei ihm das Leuchtende vom Schattigen umdunkelt werde." Damit stimmt die Angabe des Pomponius Mela (I, 9, 7): „Der Apis wird nicht kraft tierischer Begattung gezeugt, sondern durch ein himmlisches Feuer auf göttliche Weise." Ebenso erwähnt Aelian (I, 3): „Der Apis wird von einer Kuh geboren, auf die ein himmlischer Strahl gefallen ist, welcher der Erzeuger des Apis ist." Die

übernatürliche Empfängnis des Apis wurde nach rückwärts auch auf die Kuh, welche ihn gebar, übertragen. Die Apis-Mutter war jungfräulich und genoß als solche göttliche Verehrung, Strabo spricht von einem Tempel der „Mutter des Apis" (XVII, 31); in den Denkmalschriften werden „Propheten der Mutter des Apis" erwähnt (s. Mariette a. a. O. I, 14)*. Der generelle Name der Mutter des Apis ist in den Hieroglyphen „Aha", „Aô", woraus die „Iô" der griechischen Mythologie wurde, die, wegen ihrer Liebe zu Zeus von der eifersüchtigen Hera in eine Kuh verwandelt, auf der ganzen Erde umherirrte, bis sie endlich in Egypten, von wo sie ausgezogen, ihre Ruhe fand und mit Zeus dem Epaphus (= Apis) das Leben schenkte.

Der tote Apis wurde unter großartigen Feierlichkeiten im Serapeum beigesetzt, sein Kadaver unter allerlei geheimgehaltenen Zeremonieen in ein Grab verbracht, dessen Platz außer den Priestern niemand wissen durfte. Von diesem Augenblicke an heißt der Stier Osiris-Apis, woraus im Griechischen *Ὀσορόαπις*, *Σορόαπις*, *Σάραπις*, *Σέραπις* wurde. Ihm gelten die zahlreichen Aufschriften auf den sog. Apis-Stelen, welche überall in Egypten sich vorfinden, besonders aber in dem von Mariette entdeckten Serapisgräberfeld (zwischen Abusir und Saqqarah) ausgegraben wurden. Solche Aufschriften sind: „Osiris-Apis, lebend von Ewigkeit zu Ewigkeit!" oder „Osiris-Apis, verleiht jegliches reine Leben und Gesundheit" und andere mehr**).

Ferner wurde die große Göttin Neith, welche den Lichtgott Râ gebar und im unteregyptischen Sais ihr Hauptheiligtum besaß, als die alles gebärende und nährende Urmutter in

*) Wir kennen aus den Apis-Urkunden sogar einige Eigennamen von Apismüttern. So hieß die Apismutter vom Jahre 253 v. Chr. „Rauen", diejenige vom Jahre 231 „Tanaekt", diejenige vom Jahre 210 „Taamun" (vgl. die Monatsberichte der Berl. Akademie 1853 Nr. 720).

**) Vgl. das Stiersymbol im kretensischen und marathonischen Theseus-Cyklus; auch die Taurilia der Römer sind religiöser Art (Livius XXXIX, 22: „religionis causa").

Kuhgestalt mit der Mondscheibe, dem Symbol des befruchtenden Himmelszeichens, zwischen den Hörnern abgebildet. In ihren Mysterien nimmt die Kuh die erste Stelle ein. Dieselbe galt als Symbol des erneuten Daseins nach der Nacht des Todes „des Ausgangs am Tage", wie das Totenbuch sich ausdrückt.

Endlich findet sich hier eine Isis-Horus-Mythe, welche sich an eine der libyschen Oasen knüpft, eine beachtenswerte Bedeutung. Nach Brugsch (Mythologie der alten Egypter S. 343) lautet dieselbe: „Isis, die Mutter, die Herrin der Oase ‚Kuhland' (Taahit, heute Tarafra), das junge Weib ist in der Wüste, dem Lande des typhonischen Set, mit ihrem Kinde, dem Horus, den Nachstellungen des bösen Dämon ausgesetzt. Um denselben zu entgehen, nimmt Isis die Gestalt der Kuh an, das Horuskind wird in einen jungen Apisstier verwandelt und beide ziehen miteinander nach der Apisstadt, auf dem Gebiete des libyschen Nomos (d. h. dem westlichsten Gebiete in Unteregypten), um den daselbst verehrten Vater Osiris in seiner Apisgestalt zu schauen." Auch zum Isiskultus gehörte das Stieropfer. Herodot (II, 40) berichtet: „Die Egypter opfern der Isis als ihrer größten Gottheit an einem prächtigen Feste einen Stier, den sie, wenn er ausgeweidet ist, wobei allerlei Regeln beobachtet werden, mit mancherlei Früchten und Spezereien anfüllen, und dann zu Ehren der Göttin verbrennen; Stiere begraben sie auch in den Vorstädten, indem sie ein Horn oder beide über dem Grab hervorstehen lassen, damit solches als Symbol diene."

Auf Grund dieser von uns gesammelten Hauptmomente des hieratischen Stiersymbols in Altegypten ergiebt sich für die Bienenprocreation der Bugonie-Fabel folgende Parallele:

Die Bienen, diese auf wunderbare Weise entstandenen und geheimnisvoll lebenden Geschöpfe mit ihrer ätherischen, dem Lichte und Leben zugewandten, Naturseite finden in dem Stier, als dem irdischen Ausgangspunkt und sichtbaren Repräsentanten der zeugenden Licht- und Lebenskraft den passenden Untergrund der Entstehung.

Wie das Eine in der Vielheit aufgeht und wieder in die Einheit zurückkehrt, so nimmt das Licht der Einen Sonne in dem Apis-Stier seinen Eingang und gewinnt in den „stiergezeugten" Bienen seinen Ausgang; es kehrt zurück. Der Kreislauf der Naturkraft setzt sich ununterbrochen fort. Gleich der zeugenden Naturkraft des Einen Sonnenkörpers (Osiris) verteilt sich die Eine Lebenskraft des symbolischen Stieres durch die Metamorphose des Verwesungsprozesses, dieser verborgenen Nachtseite alles Kreatürlichen. Der Verwesungsprozeß ist ein Vervielfältigungsprozeß. Nun werden uns auch die einzelnen seltsamen Vorschriften des Bugonie-Experimentes klar: Der für das Experiment bestimmte Stier darf nicht auf die gewöhnliche Art getötet werden, da hierbei Blutverlust, was gleichbedeutend mit Kräfteverlust ist, unvermeidlich ist. Die dem Stiere, als einem symbolischen Tiere, innewohnende göttliche Lebenskraft soll ganz intakt, voll und ganz erhalten bleiben, damit das Resultat ein ganzes werde. Daher wird der Stier in der Bugonie-Fabel nicht geschlachtet, sondern zu Tode geprügelt und zwar nicht durch einen gewaltigen Schlag auf einmal, wodurch wieder Blut- d. h. Kraftverlust eintreten könnte, sondern langsam nach und nach.

Ebenso darf dem toten Stier nichts von seiner Kraft entweichen; deshalb die Vorschrift, daß alle Öffnungen des Leibes mit Tüchern, die in Pech getaucht sind, sorgsam verstopft werden.

Die neu entstandenen Bienen wollen „im Feuchten" sitzen. Das Feuchte mit seinen latenten Keimkräften ist das Element der Geschöpfbildungen. Daher die Vorschrift, das Operationshaus zu schließen und vor dem austrocknenden Ostwind zu schützen. Der Entwicklungsprozeß dauert drei Wochen und zehn Tage, also ungefähr einen Monat. Der Mond und sein Umlauf ist für die Zeitdauer der Procreation maßgebend. Der Mond selber (s. o. Neith) steht als Symbol der Befruchtung mit dem Stier in Beziehung.

Die geeignetste Zeit zur Vornahme der Kunst ist das Ein-

treten der Sonne in das Zeichen des Stieres. Mit der Sonne im Zeichen des Stieres verbindet sich der Begriff der gedeihlichen Witterung, des erwachenden und aufblühenden Naturlebens*). Kreuzer hat recht, wenn er als der Erste, der auf den egyptischen Ursprung der Bugonie-Fabel hinwies (Symbolik I, 375 f.), meint: „aus dieser physikalischen Metamorphose gingen, um im Bilde zu bleiben, wie aus dem Stierleib der Bienenschwarm, eine ganze Schar geflügelter Mythen hervor.“ Die oben erwähnte Jo der Griechen ist ein Gleichnis dieser von Egyptern zu Griechen, von Griechen zu Römern und von diesen zu den Völkern der christlichen Welt unaufhaltsam gewanderten Fabel der Bugonie. Daß wir in der That in Egypten, und nicht etwa anderswo bei Phöniziern oder im persischen Mithrasdienst, das Mutterland dieses Mythus zu suchen haben, dürfte aus den bis in das Einzelnste zutreffenden Parallelen evident von uns nachgewiesen sein. Um allen Zweifeln an der Richtigkeit dieses von den Symbolikern vielumstrittenen mythologischen Objektes zu begegnen, schließen wir mit einem ganz klaren und bestimmten Zeugnis, welches Hermias (in Platons Phaedra; cf. Porphyr. de autr. XVII) niedergelegt hat: „*γενέσεως γὰρ σύμβολον ὁ ταῦρος.*“ Mit diesem symbolisch naheliegenden Tiere hat zuerst die mythologische, dann die philosophisch-poetische Einbildungskraft der Alten ihr Spiel getrieben, bis dasselbe in der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Geheimkunst ein Inventarstück der magischen Wunderwelt wurde, dessen physikalische Nichtigkeit erst der erwachende Sinn der modernen Naturwissenschaft aufgedeckt hat. Die Bugonie-Fabel ist gleichsam ein erratischer Block, welcher von den sagenumrauschten Gestaden des Nil auf den Wassern der Tradition und des Aberglaubens bis in die Länder und Völkerwelt der christlichen Aera herübergetragen wurde.

*) Vgl. das Stiersymbol auf zahlreichen Münzen griechischer Städte (Thurinum, Athen, Larissa, Pherae, Pharkadon, Perrhäbia, Paestum u. a.).

Vgl. Brugſch: „Religion und Mythologie der alten Egypter.“
Piehl, Karl: „Inscriptions hiéroglyphiques.“
Brugſch: „Thesaurus Inscriptionum Aegyptiacarum (Abteilung IV, mythol. Inſchriften).
Mémoires, présentés par divers savants à l'académie des inscriptions et belles lettres de l'institut de France (Ie Série, tome III).
Lepſius: „Zeitſchrift für egyptiſche Sprache und Altertumskunde.“
Dümmichen: „Hiſtoriſche Inſchriften altegyptiſcher Denkmäler.“
Léon de Rosny: „Les écritures figuratives et hieroglyphiques des differents peuples anciens et modernes.“
Wilkinson: „Manners and customs of the ancients Egyptians.“
Stephan, Heinrich: „Das heutige Egypten.“
Hartmann: „Naturgeſchichtlich-mediziniſche Skizze der Nilländer.“

Drittes Kapitel.

Bei Hebräern und Mohammedanern.

„Die Rechte des Herrn ſind wahrhaftig und alleſamt gerecht.“
„Sie ſind köſtlicher denn Gold und viel feines Gold; ſie ſind ſüßer denn Honig und Honigſeim.“
(Pſalm 19, 10 u. 11.)

„Der Ewige und Allbarmherzige lehrte auch die Biene, indem er zu ihr ſagte: Baue deine Häuſer in die Felſen der Berge und in die Bäume der Wälder mit ſolcher Kunſt, wie die Menſchen zu bauen gewohnt ſind! Fliege aus zu allen Blüten und Früchten, welche der Herr dir angewieſen!“
(Koran, Sure 16.)

Von den Geſtaden des Nil wenden wir uns zu den Ufern des Jordan, von den Egyptern zu den Hebräern. Das Hebräerland, Kanaan, wird in der altteſtamentlichen Litteratur mit einer Art ſprichwörtlichen Vorliebe als das Land, „wo Milch und Honig fließt“, bezeichnet (2. Moſe 3, 8; 13, 5; 33, 3; 3. Moſe 20, 24; 4. Moſe 13, 28; 5. Moſe 6, 13; Joſua 5, 6; Jeſ. 7, 16; Jer. 11, 5; Ezech. 26, 6). Zumal während des langen und beſchwerlichen Wüſtenzuges weiß der große Geſetzgeber und Führer Moſes die unzufriedene Volksmaſſe, welche ſich zuweilen nach den Fleiſchtöpfen Egyptens zurückſehnte und bis zur offenen Empörung widerſetzlich wurde, mit der lockenden Ausſicht auf Milch und Honig, die im gelobten Lande in Strömen fließen ſollten, zu beruhigen. Ein Schlaraffenland war deshalb Paläſtina noch lange nicht; der alte

Hebräer mußte so gut wie sein egyptischer Nachbar das tägliche Brot dem Acker „im Schweiße seines Angesichtes“ abringen; doch läßt die sprichwörtliche Hervorhebung des Honigreichtums mit Sicherheit den Schluß zu, daß das Land einer außerordentlichen Menge von Bienen zum Aufenthalt diente, denen die noch heute dort wildwachsenden aromatischen, honigreichen Kräuter Nahrung in Fülle boten. Tristram (the natural history of the Bible, London 1867) bemerkt, daß gegenwärtig noch die größere Quantität Honig, welche im südlichen Palästina auf den Markt kommt, von wilden Schwärmen gewonnen wird. In den zahllosen Spalten und Klüften des Kreidekalks finden die Bienen passende Stellen genug zur Ansiedelung. „Israel saugte Honig aus den Felsen und mit Honig aus dem Gestein sättigt Gott das gehorsame Volk“ (5. Mose 32, 13; Psalm 81, 17). Auch an Bäumen kleben die wilden Schwärme ihre Wohnungen an, wobei es dann vorkommen konnte, daß ein Stock wegen der Fülle des Honigs in den Waben zu Boden stürzt und von den Bienen verlassen wird. Einen solchen Stock fand Jonathan, als er einst während eines Feldzuges durch den Wald marschierte (1. Sam. 14, 257). Auf wilden Honig deutet auch der Prophet Jesaja hin, wenn er verkündet, daß im verwüsteten, mit Dorngestrüpp überwucherten Lande die geringe Zahl der das Kriegselend Überlebenden Rahm und Honig essen werde (Jes. 7, 22). Dagegen möchten wir die bekannte Erzählung von den Bienen im Aase des von Simson erschlagenen Löwen (Richt. 14, 8) hier nicht zum Beweise beiziehen. Wenn auch die Unwahrscheinlichkeit, daß Bienen, die bekanntlich jedem üblen Geruch ausweichen, in ein verwesendes Aas sich ansiedeln, durch den von alten Exegeten beliebten Hinweis auf die ausdörrende und reinigende Kraft der palästinensischen Sonne etwas plausibler gemacht werden kann, so wird doch die Hauptsache übersehen, daß wir in der ganzen Geschichte des Helden Simson, dieses hebräischen Herakles, nicht bloß in dieser einzelnen Episode, eine Sage vor

uns haben, die mit ganz anderem Maßstabe gemessen sein will. Simson, „der Sonnenmann", ist Löwenbezwinger, d. h. die Kraft der Sonne, die mit ihren Armen (d. i. Strahlen) die an sich harte und widerstrebende Erde lockert und öffnet, bewirkt, daß „Süßigkeit ausgeht von dem Starken" (Richt. 14, 14). Dafür wurden die Bienen, die an ihrem Teil dasselbe produzieren, das passende Symbol, wohlgemerkt die einzige Symbolisierung der Biene im ganzen Schrifttum der Hebräer und diese einzige ist nicht genuin-hebräisch, d. h. dem Geiste des hebräischen Monotheismus entsprungen, sondern muß als ein in denselben von außen hereingeschobenes Motiv einer fremden Sagenreihe, ob egyptischen oder iranischen Ursprunges (vgl. das Betreffende in Kap. 2 dss. Teils) begriffen werden.*) Ob man schon in vorexilischer Zeit Bienenzucht getrieben hat, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Doch findet der Honig im Leben des Volkes die mannigfaltigste Verwendung. Er wird benutzt zur Speise (Richt. 14, 9; 1. Sam. 14, 26, 27), zur Arznei (1. Sam. 14, 27), zum Mettrank (Neh. 8, 10), in Krügen gefaßt zu angenehmen Geschenken (1. Mose 43, 11; 1. Könige 14, 3), zu schätzenswerten Gütern (Jerem. 41, 8).

Josephus (Altertümer XIV, 7, 4) berichtet, daß man den Leichnam des unglücklichen Aristobulus mit Honig bestrichen habe, um ihn vor Verwesung zu bewahren; ein Verfahren der Einbalsamierung, von dem sich in der Bibel selbst keine Andeutungen finden. Dagegen scheint in der nachexilischen Zeit die Bienenzucht betrieben worden zu sein. Wenn das Neue Testament den Täufer Johannes wilden Honig genießen läßt, so setzt dies voraus, daß es damals auch nicht an Honig von zahmen Bienen gefehlt habe (Matth. 3, 2). Philo (de vita contempl. III, 633) berichtet ausdrücklich, daß die in kloster-

*) Auch die fünfte Großthat des Simson, daß er mit einem Eselskinnbacken 1000 Philister erschlagen und nachher aus einer dem Knochen entsprungenen Quelle, vom Kampfe ermattet, sich erquickt habe (Richt. 15, 18), kann nur mythol. Sinn haben.

ähnlichen Verbindungen lebenden Therapeuten Bienenzucht mit Vorliebe getrieben hätten. Dasselbe gilt von den verwandten Essäern, welche außer Ackerbau und Viehzucht auch die Bienenzucht in geregelter Weise ausübten (Joseph. Altert. XVIII, 1, 5; Philo, quod omnis probus liber II, 457). Sogar ein Anfang zu einem Bienenrecht wurde gemacht. Die Mischnah führt dasselbe, allerdings ohne nähere Gründe, auf Josua zurück und bestimmt (Sabb. 24), daß den Bienen am Sabbath kein Wasser, wie den anderen Haustieren vorzusetzen sei, weil sie dasselbe selbst holen könnten. An einer anderen Stelle (Chelim 16, 7) wird eingeschärft, daß der von den israelitischen Imkern schon gebrauchte Madoph oder Medaph, eine Art Rauchmaschine*), welche mit trockenem Rindermist angefüllt und zur Bändigung stechlustiger Völker beim Zeideln in Brand gesetzt wurde, am Sabbath nicht gefüllt werden dürfe. Auch findet sich die Verordnung, daß die Bienenstöcke, um den öffentlichen Verkehr nicht zu stören, fünfzig Ellen von der Stadt oder dem Dorfe entfernt aufgestellt werden sollen.

Bei alledem ist bei dem Hebräervolk von einer mythologischen Symbolik der Biene, wie wir sie bei allen anderen Kulturvölkern der alten Welt wahrnehmen, keine Spur zu finden; denn die oben berührte Symbolik der Simsonsage ist nicht auf dem Boden des nationalen Hebraismus erwachsen. Der strenge Monotheismus der mosaischen Religion hatte in dem kategorischen Gesetz jeglicher symbolisierenden Regung der Phantasie eine unübersteigliche Schranke gesetzt. „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, weder dessen, das oben am Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, noch dessen, das unter der Erde ist“ (2. Mose 20, 4; 5. Mose 4, 16; 5, 87; 27, 15 f.). Damit war jeder Symbolik, auch der künstlerischen, der Mutterboden des Gedeihens entzogen. An

*) Also der älteste Smoker, den übrigens die Römer und Griechen ebenfalls gebrauchten.

Stelle der in den Naturreligionen zu klassischer Blüte gelangten Symbolik tritt eine künstelnde Emblematik, welche in dem Inventarium der Stiftshütte und später des Tempels, sowie auf einzelnen wenigen Kunstwerken für den Profangebrauch, wie dem prächtigen Löwenthron Salomos (1. Könige 10, 19) und in den Theraphimbildern der Könige (1. Sam. 15, 23; 1. Sam. 19, 13; 2. Könige 23, 24) zur Verwendung kam. Zumal in der späteren sog. nachexilischen Zeit machte sich unter dem Drucke der Zeitverhältnisse mehr und mehr ein starrer Rigorismus geltend, der die Bildwerke überhaupt, auch die unschuldigsten architektonischen Verzierungen, als Reizmittel zum Götzendienst verdammte (Joseph. Altert. XV, 8, 1; XVII, 5, 2; XVIII, 3, 1; jüd. Krieg II, 9, 2).

Überaus reichlich ist dafür bei den mit Vorliebe allegorisierenden Hebräern die metaphorische Verwendung der Biene und noch mehr ihrer Produkte, vorab des bei ihnen hochgeschätzten Honigs. So wird die Israel feindliche Heidenwelt mit den Bienen verglichen, die „von allen Seiten" heranbrängen (Psalm 188, 11 u. 12). Zur Strafe für den Abfall des Volkes „wird Johovah die Fliege vom Nil Egyptens und die Biene vom Lande Assurs herbeizischen" (Jesaja 7, 18). Treffend ist dieser Vergleich in der That: das egyptische Volk, das ungemein zahlreiche, gleicht der schwärmenden Fliege; das assyrische Volk, das kriegerische und eroberungssüchtige der wehrhaften und stechlustigen Biene; die Embleme entsprechen auch beidemal der Natur der feindlichen Länder, die Fliege dem schlammigen und deshalb insektenreichen Tiefland des Nildeltas, die Biene dem waldigeren und gebirgigeren Assyrien. In der Amoriterschlacht bei Seir brechen die Scharen der Feinde aus den Bergschluchten hervor und jagen hinter Israel her „wie die Bienen thun" (5. Mose 1, 44). Die streitbare Debora, Lapidoths Eheweib, welche als Befreierin ihres geknechteten Volkes auftrat und mit dem Helden Barak den glänzendsten Sieg feierte, führt ihren Namen nicht umsonst von der Biene;

sie wurde ihrem weisellosen Volk eine „wahre Königin“ (Richter 4, 57). Dagegen scheinen die Hebräer, ähnlich wie die Egypter, dem Bienenfleiß keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Nicht die Biene, sondern die Ameise*) ist das Tiersymbol des Fleißes, der Emsigkeit, der vorsehenden Klugheit, des in schönster Eintracht geordneten Haushaltes. „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne“ (Sprüchw. 6, 6). „Die Ameise, ein schwaches Volk, dennoch schaffen sie im Sommer ihre Speise“ (ebenda 30, 25). Im Talmud (Erubin 100, 6) wird sie wegen ihrer Ehrlichkeit sogar über die Biene gestellt.

Äußerst beliebt ist dagegen im Alten Testament der Vergleich alles Süßesten und Köstlichsten mit dem Honig**). „Die Rechte des Herrn sind süßer denn Honig und Honigseim“ (Psalm 19, 11; 119, 103). „Meine Predigt ist süßer denn Honig und meine Gabe süßer denn Honigseim“, rühmt der weise Siracide von seinem Buch (24, 27); desgleichen „wie Honig im Munde ist das Andenken des Gerechten“ (49, 1). Die dem Propheten Ezechiel und dem Apokalyptiker des Neuen Testamentes zu teil gewordenen Offenbarungen waren wohlschmeckend wie Honig (Ezech. 3, 3; 16, 13; Offenb. 10, 9). „Die Reden des Freundlichen sind Honigseim“ (Sprüchw. 16, 24). „Eine volle Seele zertritt sogar Honigseim“ (Sprüchw. 27, 7). Die Lippen der Braut sind wie Honigseim (Hohel. 4, 11), aber auch „die Lippen der Buhlerin sind süß wie Honigseim, aber hernach bitter wie Wermut“ (Sprüchw. 5, 3). „Wer zu viel Honig isset, dem bekommt es nicht gut und wer zu schwierige Dinge erforschet, dem wird es zu schwer“ (Sprüchw. 25, 27). Dem auferstandenen Christus, der den Jüngern am

*) Vgl. das berühmte „Buch von der Emeis“ von Geyler von Kaisersberg, worin die Demut, Dienstfertigkeit und Einigkeit der Ameisen den Christen zum Exempel vorgestellt werden; ebenso die Ameisenmoral des „Fornicarius“ von Joh. Nider.

**) Das Wort Honig kommt im Alten Testamente allein 38 mal, das Wort Wachs nur sechsmal; das Wort Biene nur fünfmal vor.

See Genezareth plötzlich erscheint, wird Honigseim als Speise vorgesetzt (Luk. 24, 42); für den durch die Auferstehung in dem Glauben der Jünger Verklärten, der nicht einmal „angerührt" sein will (Joh. 20, 17), ist das reine Produkt der Bienen die passendste Speise. Um so mehr muß auffallen, daß der so hochgeschätzte Honig durch das mosaische Gesetz (3. Mose 2, 11) von den Opfergaben ausgeschlossen war. Wie der Sauerteig, als eine im Übergang zur Korruption und Fäulnis begriffene Masse, somit im Gegensatz zur Integrität und Reinheit, durch seine Beimischung zum Opferbrote demselben den für jedes Opfer wesentlichen Charakter der Reinheit benommen hätte, ebenso war auch der Honig, welcher gleich dem Sauerteig einen Gärungsprozeß bis zur Läuterung durchmacht, vom Altare Jehovahs ausgeschlossen. Daneben lief aber in der Intention des Gesetzgebers ein bewußter kultischer Gegensatz gegen die Symbolik der umgebenden heidnischen Völker mit unter, welche den Honig mit Vorliebe zu Opferzwecken verwendeten.

Was dem Hebräer und Christen die Bibel, das ist bekanntlich der Koran (al Koran, d. i. Sammlung der Schrift) dem Mohammedaner, dem gläubigen Moslemin. Nur ist der ethisch gemilderte und messianisch erweiterte und über die nationale Grenze hinausgehobene Monotheismus der Hebräer hier zur starren und schroffen Satzung geworden; der dichterischen Produktionskraft ist hier die starre, unlösbare Fessel des Dogmas angelegt; jedes Sicherheben der Phantasie in das Reich der Symbolik ist unmöglich geworden. Die Sprache des Koran, eine gereimte Prosa, ist nur das willige Gefäß zu den Visionen und Verzückungen des Propheten, welcher, von dem Feuer seines Glaubens hingerissen, nur da wahrhaft poetischen Schwung erreicht, wo er die Scenen des jüngsten Gerichtes mit den Qualen der Hölle und den Freuden des Paradieses ausmalt (vgl. die 11. Sure von der Sündflut). Daher ist bei den Mohammedanern von einer mythologischen oder kultisch-symbolischen Bedeutung der Biene keine Spur wahrzunehmen. Wohl aber

wird das Thun und Treiben der Biene allegoriſch verwertet. Ein ganzes Kapitel des Koran (Sure 16) trägt die Überſchrift „Die Biene“, darin heißt es (nach der Überſetzung von Dr. Ullmann 1877): „Auch in den Tieren habt ihr ein belehrendes Beiſpiel; denn wir trinken auch von dem, was in ihren Leibern die Mitte hält zwiſchen Kot und Blut, nämlich mit der reinen Milch, welche für die Trinkenden ſo angenehm zu ſchlürfen iſt. Von der Frucht der Palmbäume und der Reben erhaltet ihr berauſchende Getränke und auch gute Nahrung. Wahrlich, hierin liegt ein Zeichen für verſtändige Menſchen! Der Ewige und Allbarmherzige lehrte auch die Biene*), indem er zu ihr ſagte: Baue deine Häuſer in die Felſen der Berge und in die Bäume der Wälder mit ſolcher Kunſt, wie die Menſchen zu bauen gewohnt ſind. Fliege aus zu allen Blüten und Früchten, welche der Herr dir angewieſen! Aus ihrem Leibe kommt nunmehr der köſtliche Honig, verſchieden an Farbe, aber eine wahre Arznei für die Menſchen. Wahrlich, auch in ihnen iſt ein Zeichen für nachdenkende Menſchen.“

Bei den mohammedaniſchen Dichtern findet ſich jedoch im Lehrgedicht, in der Satire, in der oft allerliebſten Makamen-Humoriſtik, beſonders in der reichen Fabeln- und Märchenlitteratur manch treffende allegoriſche Erzählung über die Bienen und den Honig. Als Perſiens größter dichteriſcher Genius, Firduſi, ſein berühmtes Heldenbuch, das Schahname, dichtete, gab Schah Mahmud ſeinem Weſir den Auftrag, an den Dichter für jedes Tauſend von Doppelverſen alsbald nach Vollendung tauſend Goldſtücke auszuzahlen. Fünfunddreißig Jahre dichtete Firduſi an den 60 000 Doppelverſen der Heldenſagen — aber der verſprochene Lohn wurde nicht gegeben. Da ſchleuderte der betrogene Dichter gegen den wortbrüchigen Sultan eine Satire von furchtbarer Kraft, in welcher er denſelben aufs herbſte geißelt:

*) Vgl. Sure 27 „Die Ameiſe;“ Sure 29 „Die Spinne.“

„Ob einen Baum von bitterer Natur
Man auch verpflanzen mag auf Edens Flur,
Ob man ihn aus des Paradieses Flüssen
Auch tränkt mit lauter Honiggüssen,
Nicht läßt sich seine Bitterkeit bezwingen
Und immer wird er schlechte Früchte bringen!“

Wie keine Rose ohne Dornen, so kein Honigseim ohne Stachel, diese Lehre wendet Hafis, „der genialste und fruchtbarste Lyriker, welchen im Orient der Kuß der Muse geweckt hat“, auf das menschliche Leben an:

„Auf die Welt und ihre Güter
Lege nicht zu großen Wert,
Weil noch keinem Menschensohne
Ihre Treue sie bewährt.
Keiner aß in diesem Leben
Stachellosen Honigseim,
Keiner trug aus diesem Garten
Dornenlose Rosen heim.“
(Mukathaat I, übers. von Rosenzweig.)

Der Honig ist ein Geschenk Gottes. So heißt es in Sadi's Bostan (II, S. 96, übers. von K. H. Graf):

„Drum wenn auf rechten Weg dein Fuß dich führt,
Nicht dir, dem Herrn ist's, dem der Dank gebührt,
Schuf in dir guten Sinn sein weiser Rat,
So geht hervor aus dir nicht böse That.
Aus Bienen Süßes läßt hervorgelangen
Derselbe, der das Gift erschuf den Schlangen.“

Im Übermaß genossen ist auch das Kostbarste schädlich; dieser Wahrheit giebt Sadi in seinem „Rosengarten“ *) (S. 102) Ausdruck:

*) Sadis Rosengarten wurde schon 1654 ins Deutsche übersetzt von Adam Olearius, welcher die von Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Schah Sefi nach Ispahan entsandte Gesandtschaft als Sekretär begleitete. „Persianisches Rosenthal, in welchem viel lustige Historien, scharfsinnige Reden und nützliche Regeln vor 400 Jahren von einem sinnreichen Poeten Sadi in persischer Sprache beschrieben, jetzo aber von Adamo Oleario mit

„Wenn in der Speise gleich Genuß und Freude liegt,
So bringt die Speise doch im Übermaß den Tod;
Des Rosenhonigs Viel kann dir verderblich sein,
Wie Honigseim schmeckt Hungrigen das trockne Brot."

Als Sadi jemand fragte, wem der Wissende ohne gute Werke gleiche, antwortete derselbe: der Biene ohne Honig:

„Sprich zu der groben, ungeschlachten Wespe:
Da du nicht Honig giebst, so stich auch nicht!"
(Ebenda S. 25.)

Gelehrte Leute sind oft recht unpraktisch und werden in der Welt leicht zu Schaden kommen:

„Gelehrte, Heil'ge, Scheiche und Novizen,
Und die vom Predigtstuhl die Stimm' erheben:
Wenn sie sich in die Welt herabgelassen,
Sie bleiben bald wie Fliegen an dem Honig kleben."
(Ebenda S. 87.)

Für den Tod ist aber auch der süße Honig kein Rettungsmittel:

„Den Pflanzen hat Gott Heilungskraft gegeben,
Wenn einem noch beschieden ist das Leben.
Der Honig ist dem Leib gut und gesund,
Doch heilt er nicht mehr was vom Tode wund.
Wenn sich die Seele trennt in letzter Stunde
Vom Leib, was hilft der Honig da im Munde?"
(Sadi's Bostan II, S. 85.)

Auch die Kleinen haben Kraft, wenn sie zusammenstehen:

„Viele Bienen stürzen wohl den Elefanten,
Mag er auch der Mächtigste und Stärkste heißen,
Der Ameisen viele, wenn sie sich versammeln,
Können leicht des grimmen Löwen Fell zerreißen."
(Sadi's Rosengarten S. 122.)

Das Angenehme will auch auf eine angenehme Weise an den Mann gebracht sein, sonst findet es keinen Beifall:

„Ein Lächelnder trug Honig aus zum Kauf,
So hold, die Herzen flammten vor ihm auf,

Zuziehung eines alten Persianers, Namens Hakwirdi, in deutscher Sprache herausgegeben und mit vielen Kupfern geziert."

Gleich Zuckerrohr, bereit zu ſüßer Spende,
Wie Fliegen drängten ſich der Käufer Hände.
Ja, reichte Gift mit ſeiner Hand er dar,
Als Honig hätten ſie's verzehrt fürwahr.
Ein plumper Menſch, der auf ſein Treiben blickte,
Ward neidiſch, daß dem ſo der Handel glückte.
Den andern Tag lief hin und her der Wicht,
Sein Kopf trug Honig, Eſſig ſein Geſicht.
Vergebens ging er ſchreiend hin und wieder;
Nicht eine Fliege ließ bei ihm ſich nieder.
Nachts, als kein Geld in ſeiner Hand er ſah,
Saß finſter er in ſeines Hauſes Winkel da.
Zum Gatten ſprach die klügre Gattin dann:
„„Herb ſchmeckt der Honig bei dem herben Mann!““
O mache ſelbſt das Leben ſchwer dir nicht;
Vom Mürriſchen kehrt ſich des Glücks Geſicht!“
(Sadi's Boſtan I, 188.)

Bekannt dürfte das Märchen aus „Tauſend und Eine Nacht“ ſein, wo eine Biene von der Tafel eines Sultans Broſamen fortträgt, um einen erblindeten Sperling damit zu nähren. Wir ſchließen mit einem Märchen aus dem „Frühlingsgarten“ des Abdurrahman Dſchami*) (überſ. v. Schlechta S. 130):

„Eine Horniſſe griff eine Biene an, um ſie zu verzehren. Dieſe begann zu jammern, bat um das Leben und ſprach: Mein Korb ſchließt ſo viel Honig ein; ich ſelbſt aber kann dir nur von geringem Werte ſein; warum willſt du nicht lieber jenen aufeſſen und mich in Ruhe ziehen laſſen? Die Horniſſe aber ſprach: Jener iſt ſüß, weil er Honig hat, du aber mußt noch viel ſüßer ſein, weil du des Honigs Schacht und Quelle biſt.“

*) In Dſchami's Frühlingsgarten (Behariſtan) ſteht der berühmte nihiliſtiſche Satz:
„Haſt einer Welt Beſitz du dir gewonnen, ſei nicht erfreut darüber, es iſt nichts!
Und iſt dir einer Welt Beſitz zerronnen, ſei nicht im Leid darüber, es iſt nichts!
Vorüber gehen Schmerzen ſowie Wonnen: Geh' an der Welt vorüber: es iſt nichts!“

Vgl. Bähr: „Symbolik des mosaischen Kultus."
Herder: „Vom Geiste der hebräischen Poesie."
Mejer: „Die poetischen Bücher des Alten Testamentes."
Delitzsch: „Geschichte der jüdischen Poesie vom Abschluß der H. Schrift d. A. B."
Ewald: „Die Altertümer des Volkes Israel."
Dillmann: „Über den Ursprung der alttestamentlichen Religion."
Levysohn: „Zoologie des Talmud."
Weil: „Historisch-kritische Einleitung in den Koran."
„ „Tausend und Eine Nacht, aus dem arabischen Urtext treu übersetzt."
v. Schack: „Heldensagen des Firdusi."
Daumer: „Hafis, eine Sammlung persischer Lieder."
Tholuck: „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik."
Nesselmann: „Der Rosengarten des Scheikh Muslih-Eddin Sa'di."

Viertes Kapitel.

Bei Griechen und Römern.

„Im roßprangenden Lande gingst nun zur schirmenden Ruhe du ein, o Gastfreund,
Im glanzreichen Kolonos,
Wo die melodische Nachtigall ihr süßjammerndes Lied hinausklagt ins grünende Waldthal,
Wo weindunkel der Epheu rankt über nimmer betretenes Laub,
Früchtebeladenes, welchem der Sonne Schein
Und jedes Windes Anhauch
Stets fern bleibt, wo von holdem Wahnsinn erfüllt Dionysos laut einherzieht
Im Geleite der Götterammen.

Aufblüht unter des Himmels Tau hier schönsternig mit jedem Tag Narkissos,
Euch zu kränzen, ihr beiden
Großen Göttinnen; goldeshell strahlt hier Krokos, und ewig gießt sein schlafloses Gewässer
Durch die Auen Kephissos' Quell und vollschwellend die Tage lang
Nahet den Auen der Lebenerweckende
Mit seinem reinen Regen
Im weitlachenden Lande, wo gern der Reigen der Musen weilt und gerne
Aphrodite mit goldnen Zügeln.

Hier auch blüht ein Gewächs, wie im Gefild Asias keines,
Keins auf dorischer Flur dort in dem weiträumigen Eilande des Pelops,
Ein ungepflegt selber sich erzeugend
Gewächs, der Feindeslanzen Schreck,
Das herrlich aufgrünt in dieser Landschaft,
Mein sproßtreibender, laubschimmernder Ölbaum.
Kein Führer, sei Jüngling sei Greis er,
Wird mit friedlicher Hand je ihn zerstören;
Sieht doch ewig der weihende Zeus ihn gnädigen Blicks an, feur'gen Auges Athene."

Mit dieſer ſchönſten landſchaftlichen Schilderung aus jenem herrlichen Chorgeſange des Sophokles, mit welchem die Greiſe von Kolonos den flüchtigen Ödipus auf attiſchem Boden gaſtlich willkommen heißen, begrüßen auch wir auf unſerer Wanderung vom fernen Oſten her das klaſſiſche Land der Freiheit und Schönheit. Wo die Blumen ſo duftig blühen, wo die Nachtigallen ſo traulich klagen, „wo die goldene Ceres lacht und der friedliche Pan, der Flurenbehüter“, da hat auch unſere Biene eine traute Heimat gehabt und liebevolle Pflege und Verehrung gefunden, mehr als bei irgend einem andern der bis jetzt von uns beſuchten Kulturvölker. Attika trägt die Palme eines durch die ganze alte Welt gefeierten Honigs; den Preis der cekropiſchen Bienen (Virg. Georgic. IV, 177) und des hymettiſchen Honigſeims wiederholen die römiſchen Dichter. Hier iſt das Mutterland der älteſten Bienenpflege und -Zucht. Den nach Sizilien und Italien weiterwandernden Griechen war die Biene eine treue Begleiterin der Koloniſation. Daher haben die Römer, die ſpäter ſo fleißige Bienenzüchter geworden ſind und aus deren Mitte der klaſſiſche Sänger der Biene und ihrer Zucht (Virgilius) erſtand, den größten Teil ihrer Bienenweisheit aus dem Vorgang der Griechen geſchöpft.

Die erſten Andeutungen geordneter Haus- oder Garten-Bienenzucht finden ſich in den Werken Heſiods (Theogn. 595), mit dem die Muſe der griechiſchen Poeſie aus den ritterlichen Übungen Homeriſcher Schlachten und Meerfahrten in die idylliſche Arbeit des bürgerlichen Feldbaues herabgeſtiegen iſt. Er, der Vater des griechiſchen Landbaues, kennt ſchon „gewölbte Honigkörbe und die verſchiedenen Arten der Bienen“; er bewundert den Tagesfleiß der Arbeiterbienen und tadelt die Faulheit und Freßluſt der Drohnen; er rühmt den wunderbaren Bau der Zellen, das geordnete Regiment der Bienenmonarchie und ihres Oberhauptes; er erkennt in der erbarmungsloſen Drohnenſchlacht, die alljährlich im Bienenvolk geſchlagen wird, einen Akt der Gerechtigkeit und haushälteriſchen Klugheit der kleinen Tiere (Op. 302).

Die Bienenzucht muß speziell in Attika einen nicht unbeträchtlichen Teil der Landwirtschaft ausgemacht haben, wenn Solon, der große Gesetzgeber der Athener, Veranlassung nahm zu verordnen, daß neu aufzustellende Bienenstöcke mindestens 300 Fuß vom nachbarlichen Stand entfernt aufgestellt werden müssen (Plut. in Sol. 23). Hierher weisen auch die ersten Spuren der bienenwirtschaftlichen Litteratur, welche kein Geringerer als der große Aristoteles, dieser „maestro di color che sanno", wie ihn anderthalb Jahrtausende später Dante genannt hat, in seiner Naturgeschichte auf einen klassischen und für lange Jahrhunderte, zumal für die römischen bienenwirtschaftlichen Schriftsteller maßgebenden Ausdruck gebracht hat. Mit welcher operativen Feinheit Aristoteles z. B. die Fische des Mittelmeeres zergliederte, haben selbst in unseren Tagen Johannes Müller und Liebold staunend durch die Resultate eigener Untersuchungen anerkannt. Nicht minder bewunderungswürdig sind die für die Hilfsmittel seinerzeit großartigen und treffenden Beobachtungen über das geheimnisvolle Leben unseres Insektes.

Das Leitmotiv der aristotelischen Philosophie, der Begriff der immanenten Zweckmäßigkeit, kraft welcher die der Welt einwohnende Vernunft sich dadurch erweise, daß jedes Wesen seinem Begriffe gemäß gebildet wird, daß alles Besondere aus einer inneren Einheit hervorgeht, daß das Ganze früher ist als die Teile, daß um des Besten und Vollendeten willen die Entwickelung und Gliederung sich vollzieht, daß im großen Haushalt der Natur auch das Unscheinbarste und Kleinste nicht zwecklos ist — wo fände das alles einen besseren Beleg, ein treffenderes Bild, eine natürlichere Deutung als im Bienenstaat und seinen nur auf das Zweckmäßige hinzielenden Gesetzen? (vgl. Aristot. hist. nat. V, 19; 21; 22; de genere anim. III, 10 u. ö.).

Eine lange Reihe kleinerer Geister — es sind nur die Namen von nicht weniger als 70 griechischen Agronomen, deren Schriften aber leider verloren gegangen sind, bekannt — hat

die Bienenzucht in den Spuren des großen Stagyriten weiter behandelt, so sehr war dieselbe ein wesentlicher Teil der nationalen Landwirtschaft, eine Nahrungs- und Erwerbsquelle des Volkes, die unerschöpfliche Fundgrube für die kultischen Bedürfnisse auf den Altären der Götter durch die Bienenprodukte des Honigs und Wachses, wovon später die Rede sein wird.

Auf den bienenwissenschaftlichen Forschungen und praktischen Erfahrungen der Griechen, vorab des Aristoteles ruht die Bienenzucht und -Wissenschaft der Römer, deren praktischer Realismus auch in diesem Gebiete der Kulturarbeit sich geltend macht. Während der Grieche mit angeborenem philosophischen Sinn in die Kräfte und Erscheinungen der Natur sein eigenes Bild hineinschaut und daran sich ergötzt, denn „der Mensch ist das Maß aller Dinge", macht der praktische Römer die Natur sich dienstbar, um sie für die Bedürfnisse des Lebens zu verwerten und auszubeuten. Wo das Römerschwert über ein Volk gesiegt hat, da nimmt der Pflug von Grund und Boden Besitz. Die römischen Legionen haben nicht nur in ihren Kastellen die feindlichen Völker von des Reiches Grenzen ferngehalten; ihnen verdankt das Donauland die erste Kultur des Weinstocks; sie haben auch längs dem Rheinstrom die erste geordnete Bienenzucht getrieben; darauf weist die Angabe bei Strabo (IV, 6), daß am Rheine die Casia um die Bienenhäuser angepflanzt worden sei. Hier war also schon damals die vaterländische Gegend durch eine honigende, aus dem Süden eingeführte Pflanze bereichert.

In M. Terentius Varro (116 v. Chr.) tritt uns wie der erste gelehrte Landwirt so auch der erste und tüchtigste Bienenwirt Italiens entgegen. Man merkt seinen Beschreibungen (Varr. III, 16, 1 ff.) an, daß er ein praktischer Imker war, aber seine bienenwirtschaftlichen Kenntnisse stützen sich durchgängig auf die griechischen Agronomen, namentlich auf Menekrates. Derselben Zeit gehören an die beiden Saserna, Vater und Sohn, Scrofa Tremellius und der bei den zeitgenössischen

Imkern als Autorität ersten Ranges geltende Julius Hyginus, Augusts Freigelassener, Ovids Freund und Columellas (I, 13), geschätzter Lehrmeister. Leider ist auch das Werk des Hyginus der Nachwelt nicht erhalten geblieben, was im Interesse der apistischen Archäologie umsomehr zu bedauern ist, als Hyginus nach dem Zeugnis seines Schülers Columella nicht nur die in den Schriften der Griechen zerstreuten apistischen Lehrsätze mit großer Sorgfalt systematisch geordnet (Col. IX, 2, 1), sondern auch — und das war das Neue — die Erfahrungen und Beobachtungen bienenwirtschaftlicher Praktiker, wie der beiden Sicilianer Aristomachus aus Solus und Hyliskus*) aus Thapsus, zum erstenmale einem größeren Publikum zugänglich gemacht hatte. Hyginus war nach den Andeutungen Columellas aber mehr als Sammler fremder Meinungen; er hatte in der Bienenzucht eigene Kenntnisse und selbständiges Urteil. Letzteres kann von dem großen römischen Encyklopädisten**) Plinius, welcher unsere Bienen in seine große Naturgeschichte aufnahm, nicht behauptet werden. Er schreibt zwar sehr ausführlich; aber die Art und Weise schon, wie er Wesentliches und Unwesentliches aus der Bienenkunde und -Pflege aneinanderreiht, zeigt den gelehrten Dilettanten, dessen erster und letzter Gewährsmann Aristoteles bleibt; nur daß bei diesem mehr Klarheit und Disposition vorhanden ist. — Als Kuriosität sei angeführt, daß Plinius glaubt, der Bär, dieser schlimme Honigdieb, verfolge beim Erbrechen der süßduftenden Bienenkörbe nicht bloß den Zweck, sich ein leckeres Mahl zu verschaffen, sondern wolle sich zugleich einen der Gesundheit dienlichen Aderlaß am Kopfe durch die bei dem Honigschneiden gratis verabfolgten Bienenstiche erwirken (nat. hist. VIII, 129).

*) Hyliskus soll sich mit seinen Bienen in eine Einöde zurückgezogen haben und als Einsiedler 58 Jahre mit ihnen zusammengewesen sein (vgl. Plin. h. n. IX, 9).

**) Nicht weniger als 2500 Schriftsteller soll der unermüdliche Sammler benutzt haben.

Dafür war der genannte C. Junius Columella, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung schrieb, ein theoretisch wie praktisch geschulter Imker, der das Zeug und den Beruf zum apistischen Schriftsteller in der That besaß (vgl. Col. IX, 14, 9; 14, 18 u. ö.). Allerdings stand in seinen Tagen die römische Bienenzucht, vorab in Italien, auf einer sehr hohen Stufe der Entwicklung und des Betriebs. Sie war nicht mehr ein Nebengeschäft des armen Kleinbauern, der Honig und Wachs auf dem Markt der Stadt zu Geld macht, sondern gehörte zum landwirtschaftlichen Betrieb des Großgrundbesitzers so gut wie die Obstbaumpflege, die Weinkultur oder die Fischzucht. Die goldene Biene war recht eigentlich ein fashionables Tier geworden. Der Honig fand nicht nur als Haustrunk des gewöhnlichen Mannes Verwendung, sondern wurde als Vor- wie Nachtischkost bei den lukullischen Mahlzeiten der Reichen erwartet (Varr. III, 16, 1). Nach Columella (VIII, 1; XI, praef.) und Plinius (XI, 17) wies man den Bienen in den Nischen der Villenwände, in den bedeckten Säulenhallen der Parkanlagen, in Obst- und Wildgärten, auch in besonderen, den Villen benachbarten Bienenschauern (alvearium, apiarium, mellarium vgl. *μελισσοτροφεῖον*, *μελισσαῖον*) ihren Platz an, während der ärmere Bauer und Hirte die bevölkerten Stöcke ohne weiteren Schutz unter Zeus' Himmel im Feld oder Wald aufstellte. Die Liebhaberei der Bienenzucht ging mit der in der Kaiserzeit verbreiteten Liebe zum Villenbesitz Hand in Hand. Hatten schon die strenggesinnten Republikaner, die Zeitgenossen Varro's und Cicero's volle Honigkannen für Erkennungszeichen des tüchtigen Landwirtes gehalten (Cic. de senect. 16, 8), so wurde die Bienenzucht bei den Römern der Kaiserzeit Modesache. Der eintretende Gastfreund, welchem die weißen, duftigen, den eigenen Stöcken entnommenen Honigscheiben ebenso vorgesetzt wurden, wie der selbstgezogene alte Massiker (Mart. IV, 13) oder der Falerner (Hor. S. I, 10, 24; II, 2, 12), schmeckte und fühlte daran den Erfolg der landwirtschaftlichen Bestrebungen des Hauswirtes

welch letzterer seinerseits darauf vielleicht einen größeren Wert legte als die alte Baucis gethan haben mag (Ovid. Metam. VIII, 676).

Von den XX Büchern der „artes“ des Aulus Cornelius Celsus, welche unter die Regierung des Tiberius fallen, sind gerade die ersten fünf, worin die Bienenzucht als Teil der Landwirtschaft behandelt war, nicht mehr vorhanden (Col. I, 1, 14; III, 17, 4; IV, 8, 1). Ähnliches Schicksal hatte das Wirtschaftsbuch des Julius Atticus und die Monographie des Weinbaues von Julius Grăcinus, welche beide die Bienenzucht nebenbei wohl berührt haben dürften.

Noch möge hier erwähnt werden, daß Roms gefährlichster Gegner, das phönizische Karthago, zwei land- und bienenwirtschaftliche Schriftsteller besaß, Mago und Hamilkar. Ersteren stellt Varro (I, 1) über alle Griechen und Columella giebt ihm den Ehrentitel eines „Vaters der Landwirtschaftslehre (Col. IX, 4, 11; XII, 4, 2).

Es muß angesichts so vieler verloren gegangener Litteraturstücke von allen Imkern und Freunden des klassischen Altertums als ein besonders gütiges Geschick gewürdigt werden, daß wenigstens Virgils Georgica, dieses klassische Hohelied auf die edle Landwirtschaft und deren edelsten, poesiereichsten Teil, die Bienenzucht, der Menschheit erhalten geblieben ist. Hier hat der Sänger der Äneide, wie Columella sich ausdrückt (I, 1, 14) „den Landbau zur Geltung im Liede erhoben“, sich dabei erweisend als ein berufener Träger jener gesunden italischen Volkskraft, welche der durch Üppigkeit und ziellose Genußsucht entnervten Weltstadt der Cäsaren noch immer vom Lande zuströmte. Größere Liebe zum Landbau und zur Bienenzucht hat keinen Dichter vor ihm und nach ihm beseelt. Mit welchem Verständnis und poetischen Geschick weiß er auch das Unbedeutende und Prosaische zu verwerten! Wie anmutig und idyllisch-lieblich wechselt in den vier Büchern Scene um Scene! Jahrelangen Fleiß wandte er auf die Vollendung dieses Werkes,

während*).... „Cäsar der Held am tiefen Euphrates donnerte mächtig im Streit, siegreich willfährigen Völkern Rechte gab und Gesetz, und den Pfad aufstieg zum Olympus. Damals weilt' ich Virgil in der holden Parthenope freundlich rührender Flur von Geschäften umblüht ruhmloseren Mühn."

Wenn wir es auch bedauern müssen, daß Virgil in der Georgica von Anfang an zu viel Regeln und Beschreibungen giebt, statt den Landmann in seiner mit den Jahreszeiten wechselnden Thätigkeit handelnd darzustellen, so sind doch die Reize der Natur und das Glück des friedsamen Landlebens im Bunde mit ihr gemütlich und anmutig geschildert; den Fehler, welchen er in der Conception der Äneide beging, daß er die mythologischen Götter- und Heldengestalten bloß zur allegorischen Maschinerie und Draperie verwendete, hat er in der Georgica glücklich vermieden; sparsam hat er den mythologischen Stoff benutzt, wo aber mythologische Bilder aufgenommen sind, erscheinen dieselben nicht als gesuchter Schmuck, sondern ergeben sich ungesucht aus dem Gegenstande der Dichtung, wie Blüten aus dem Zweig aufsprießen.

Am sinnigsten aber vertieft sich des Dichters Genius in das geheimnisvolle Leben und Weben seiner und unserer Lieblinge, der Bienen; in ihnen sieht er mehr als in den übrigen Tieren der Landwirtschaft das Walten der alldurchdringenden Weltseele.

„Die Gottheit geht durch alle
Land' und Meere dahin und durch den unendlichen Himmel;
Tiere des Feldes und Waldes, und alle Geschlechter der Menschen
Nehmen sich bei der Geburt von ihr das keimende Leben,
Und so kehren zu ihr sie aufgelöset zurücke.
Nie bleibt Raum für den Tod; es entschwebt das Lebendige wieder
Aufwärts unter die Sterne zum Zelt des erhabenen Himmels.
Schaue den Himmel an und die Erd' und die brausende Woge,
Schaue die leuchtende Scheibe des Monds und die Sonnengestirne,

*) Georgica IV, 560 ff.

Immer ernährt sie der Geist, und rings in die Glieder ergossen
Regt und bewegt er die Masse, dem Weltall innig gesellet."

In einer Schrift, welche wie die vorliegende die poetische Natur der Biene und ihrer Pflege behandelt, muß Virgils Leistung in erster Linie genannt werden. Wir glauben daher nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Manen des Dichters, der einen Dante zu seiner comedia divina anregte, zu erfüllen, wenn wir demselben zum Schlusse (III. Teil d. Symbolik, klass. Beilagen) noch einmal das Wort erteilen und das klassische Lob der Biene aus seinem Munde vernehmen.

Die Symbolik der Biene, zu welcher wir uns nun wenden, wurde in der griechischen Mythologie mit den verschiedensten Göttergestalten und -Geschichten in Beziehung gebracht. Die Volkssage versetzt die Entstehung der Bienen nach der Insel Kreta und bringt sie in Zusammenhang mit der Geburt des Göttervaters Zeus selber. In einer heiligen Grotte dieser Insel hat Rhea den jungen Gott geboren und Bienen waren nebst der Ziege Amalthea die Ammen. Um den Neugeborenen vor dem feindlichen Vater, dem kinderfressenden Saturn, zu verbergen, erhoben die Kureten*), diese erzgewappneten kretensischen Bergknappen und Waffenschmiede, einen lärmenden Waffentanz. Jahrhunderte lang wurde diese mystische Geburt des Göttervaters durch mimische Darstellungen in den Weihungsfeiern der Mysterien von Knossus verkündigt (Diodor V, 77). Dort zeigte man auch die Windeln des Zeus (σπάργανα) und sein erstes Spielzeug, den goldenen Ball mit den himmelblauen Streifen (σφαῖρα), aus dem sich die Weltkugel der römischen

*) Die Kureten, Dactyli Idaei, sind mythologische Personifikationen der alten phönizischen Bergleute und Metallschmelzer, welche zugleich Erfinder der Waffenschmiedekunst waren und gerade in Kreta lohnende Ausbeute fanden. Der Waffentanz der Kureten ist die erste Liturgie des Jupiterdienstes (vgl. Plin. n. h. IV, 20; Hesiod. op. 143; Apollod. I, 7, 2). Die kretensische Erzbewaffnung war die erste Stufe der griechischen Kultur.

Kaiſer und zuletzt unſer berühmter Reichsapfel als ein Symbol der Weltherrſchaft gebildet hat, als heilige Reliquien. Später kam der Würfel und der heilige Honig dazu (Clem. Alex. Protrept. p. 12), welchen eine beſondere Art kupferfarbiger und allen Stürmen trotzender Bienen in jener diktäiſchen Höhle auf dem Ida bereitet haben ſollen. Weder ein Gott noch ein Sterblicher darf von dieſem Honig koſten. Zu einer beſtimmten Zeit, wenn das Blut des Zeus von ſeiner Geburt her auffiedet, was alljährlich geſchieht, ſieht man ſtarkes Feuer aus der Höhle flammen. Zeus ſelbſt wacht über das Geſchlecht, das ihn ernährte, und ſtraft alle, welche dieſes Heiligtum zu betreten wagen. Vier Vorwitzige, Laius, Celeus, Cerberus und Ägolius wagten es trotzdem. Am ganzen Leibe mit Erz umpanzert, ſchöpften ſie von dem Honig der Bienen. Da zerriß das Erz an ihrem Leibe; Zeus donnerte und zuckte ſchon den Blitzſtrahl, aber die Parzen und Themis hielten ihn ab, denn es war nicht geſtattet, daß dort jemand ſterbe (Anton. liber metam. 19); darum verwandelte er ſie zur Strafe in Vögel. Von ihnen ſollen die Vogelgeſchlechter der Laier und Kolöer (Dohlen), der Cerberer und Ägolier abſtammen, deren Erſcheinen für auguriſch günſtig angeſehen wird, weil ſie das Blut des Zeus geſehen haben. Aus dieſer Sage vom heiligen Honig des Zeus entſtand die Fabel vom Göttertrank Nektar, der allerdings noch neunmal ſüßer iſt als Honig (Ibyk. bei Athen. II, 39; Hor. I, Od. 13, 16). Die vier Hauptakte dieſes kretenſiſchen Zeus-Mythus giebt auf plaſtiſche Weiſe ſehr ſchön ein bei Alba Longa aufgefundener vierſeitiger Altar, dem Jupiter Latialis geweiht*). Auf der einen Seite ſehen wir die kreiſende Mutter Rhea, auf der zweiten die Täuſchung des Kronos, auf der dritten den Waffentanz der Kureten, auf der vierten die Begrüßung des jungen Gottes durch die Olympier.

---

*) Im Museo capitolino T. IV, tab. 5; vgl. das marmorne Bruchſtück des Kuretentempels im Museo Pio-Clementino T. IV, tab. 9.

Merkwürdig für den Archäologen bleibt, daß auch die Variationen dieser ursprünglichen Zeussage doch immer den lokalen Hintergrund der für die griechische Kultur- und Mythengeschichte so wichtigen Insel Kreta beibehalten. Der Euhemerismus, welcher die Majestät des Göttervaters zur Würde eines kretensischen Königs ermäßigt, verlegt die Urheimat der Bienen doch auch nach Kreta; nur läßt er sie von Hornissen und der Sonne erzeugt werden (Lact. de fals. relig. I, 11, 13; de ira 11; Arnob. IV, 29). In einer anderen Variation derselben Sage erhalten die Bienen für ihre geleisteten Ammendienste von dem dankbaren Gott die Kunst, den Honig als Kost für den Winter in Wachstafeln zu sammeln, gleich den Menschen ein durch Gesetze geordnetes Volk zu bilden, insbesondere auch die goldenstrahlende Farbe des Leibes. (Col. IX, 2, 4.) Auch Nikander von Kolophon, der Verfasser eines Bienenwerkes (*μελισσουργικά*), welches Cicero bekannt war (de nat. deor. I, 16, 69), bezeichnet Kreta als Ursprungsland der Bienen. Daher wird der Göttervater auf antiken Bildwerken öfters von Bienen begleitet dargestellt; gewöhnlich sitzen dieselben neben Zeus auf dem Füllhorn, dem Sinnbild des Segens*).

Interessant ist weiter, daß auch die dem Göttervater geheiligte Eiche, welche in dem dodonäischen Orakel als quercus fatidica („arbor numen habet coliturque tepentibus aris“ Sil. Ital. III, 691) so hohes Ansehen genoß, mit dem Honig im Dienste desselben Gottes in mythologische Beziehung tritt. Bienen haben den Gott genährt; der dem Gott geweihte Baum giebt Honig. Die natürliche Entstehungsursache dieser Sage war die den Alten wohlbekannte Erscheinung des sog. Honigtaus (Arist. h. n. V, 22), welcher allerdings nicht, wie sie glaubten, als ätherischer Niederschlag vom Himmel herabkommt, sondern eine durch atmosphärische Veränderungen bedingte Ausschwitzung der Blätter von Pflanzen und Bäumen, besonders der Eiche, der

*) Vgl. den Zeuskopf mit Bienen in den von Winckelmann gesammelten Gemmen (monument. inedit. Nr. 12 u. 13).

Linde und des Ahorns ist. Von diesem Honigtau ging bei den Alten das Sprichwort: „Zeus regnet Honig“ (vgl. Galen. de alimentorum facultatibus III, 38). Bei der Wiederkehr des goldenen Zeitalters werden „die knorrigen Eichen süßduftenden Honig“ spenden*) (Virgil, Eclog. 4, 30).

Wie dem Göttervater so war die Biene auch der großen Weltmutter, der gebärenden Naturkraft, heilig, welche als Kybele bei den kleinasiatischen Griechen, als Artemis oder Demeter bei den eigentlichen Hellenen in hoher Verehrung stand. Ihr größtes, weltberühmtes Heiligtum stand in Ephesus, dem nach Strabos Zeugnis gewaltigsten „Emporium der Asia diesseit des Taurus.“ Von dem Tempel singt der Alexandriner Kallimachos: „Nichts Göttlicheres wird die Morgenröte schauen und nichts Heiligeres; leicht wird er Pytho überstrahlen“ (Hymn. in Dian. V. 294 f.). Die Universalität einer solchen Mutter alles Lebendigen auf Erden, auch aller menschlichen ersten Kultur unter Einfluß des Himmels, speziell des Mondes, ist von dem Kultusbild, einem schwarzen Puppenbild, durch allerlei Tiere, Früchte u. dgl. symbolisiert.

Die in der vatikanischen Sammlung (Museo Pio Clementino I, 32) vorhandene berühmte Statue zeigt an der Göttin eine Turmkrone, Greifen als Hüter des Goldes und Diener des Lichtes, im Nimbus Frucht- und Blumenkranz, die bedeutungsvollen Eicheln und Pinienäpfel, Zeichen des Tierkreises und der Jahreszeiten, endlich Reihen von Stieren, Löwen, Hirschen, Panthern und — Bienen. Pinienkerne, mit Honig eingemacht, waren eine Opfergabe. Die Priesterinnen hießen geradezu Melissen (= Melitten). Die Biene selbst wurde das bevorzugte Wappentier der Stadt Ephesus**). Auch die Priester-

*) Die Frage über die physiologische Entstehung des Honigtaues ist zur Stunde von unseren Gelehrten noch nicht endgiltig entschieden. Vgl. Dr. Büsgen, „Der Honigtau“. Jena 1891 (siehe das Nähere unter Teil III, Beilage I).

**) An einer farnesischen Statue der epheſ. Göttermutter sind

rinnen des Artemistempels in Athen, beſonders die Oberprieſterin der jungfräulichen Göttin, welche den Tempel öffnen und ſchließen mußte, wurden Meliſſen oder Meliſſonomen genannt (Aristophan. Ran. 1274). Ebenſo war die Biene der mit der Kybele verwandten griechiſchen Ceres heilig. Sie vermied die unreine Bohne, welche der Göttin der Fruchtbarkeit nicht geopfert werden durfte (Porphyr. de antronymph. 19).

In einen anderen, originellen Mythencyklus weiſt uns das Vorkommen der Biene in der Dionyſos- oder Bacchusſage. Bacchus, der Repräſentant der ſchwellenden in allen Organismen hervortretenden Naturkraft, welche im Kreislauf des Jahres dem gewaltſam eingreifenden Tode verfällt, um aus winterlichem Todesſchlaf zu neuem Leben geweckt zu werden (vgl. Shiwa der Inder), iſt zugleich der Träger jeder höheren, die Menſchen von Not und Sorgen befreienden, alles Schaffen, Ordnen und Neubilden bedingenden Begeiſterung. Als ſolcher hat Bacchus die vor ihm irr und wirr umherſchwirrenden Bienen erſtmals gebändigt und zuerſt in die Höhlung eines Baumes zum Wohnungsbau gelockt. Der Schauplatz dieſer Gottesthat waren die theſſaliſchen Gebirge, Rhodope und das durch Roſen herrliche Pangäum (Theophr. H. Pl. IV, 6; Pl. XXI, 10), als der Bacchuszug durch dieſes Land ſich bewegte.

„Schon gelangt zu Rhodope's Höh'n und den Blüten Pangäums
Bacchus, es ſchläget die Hand ſeiner Geſellen das Erz.
Sieh! Da ſchart ſich neues Geflügel, geführt vom Geklingel;
Wo erſchallet der Ton, ziehen die Bienen ihm nach.

ſeitwärts zwei Bienen abgebildet (Menetrej. tab. 59). In Bellori's Münzſammlung findet ſich auf vielen Stadtmünzen die Biene als begleitendes Wappentier. So führt Epheſus einen Hirſch mit Biene, Delphi einen Ziegenkopf mit Biene, Meſſana einen Haſen mit Biene, Dyrrhachium eine ſäugende Kuh mit Biene, Neapel einen Stier mit Biene, Metapont eine Ähre mit Biene, Syrakus eine Quadriga mit Biene, eine arkad. Münze, einen Adler mit Biene. Auch die römiſche Juno Caprotina (d. i. mit dem Ziegenfell als Helm) führt eine Biene als Symbol.

Liber ſammelt die Irren und ſchließt in die Höhlung des Baumes
Ein ſie; ſein iſt der Preis, daß er den Honig erfand."
(Ovid. Fast. III, 738.)

Gleich dem Göttervater iſt auch Bacchus als Kind mit Honig genährt worden und zwar durch Makris, die Tochter des Ariſtäus. Cornutus, der Erklärer des Perſius (ad S. I, 76) nennt die Nymphe Briſa, welche den Gott auch die Kunſt gelehrt habe, den Honig aus den Honigſcheiben auszupreſſen. In dem Dionyſustempel auf dem lesbiſchen Vorgebirge Briſa wurde Bacchus als Briſäus*) verehrt. Als Spender der ſproſſenden Blumen auf Feldern und Wieſen, dieſen Honigquellen der Bienen, führt Bacchus bei den Dichtern das Prädikat des „Blütereichen" (ἄνθιος). Demnach iſt Dionyſus Bienenvater und Bacchus Briſäus der Gott der Süßigkeit, der Honiggott.

Vermöge ihrer prophetiſchen, ſich beſonders bezüglich der Dichter und Redner äußernden, Begabung nennen die Dichter die Bienen „Dolmetſcher, Verkündiger, Redner der Muſen" (Theokr. XXII, 116) oder „der Muſen Vögel" (Varr. III, 16, 7, 30). So wurde die Biene zu einem dem „Führer der Muſen", dem Apollo, heiligen Tiere. Die Prieſterin des Gottes zu Delphi, dem helleniſchen Nationalheiligtum, hieß „delphiſche Biene". Eine Sage erzählt, die Bienen hätten einſt in Delphi einen Apollotempel im Kleinen aus Wachs gebildet zu Ehren ihres Patrons**).

Jamos, ein Sohn des Apollo, wurde als Kind auf Veilchen ruhend von zwei Schlangen mit Honig genährt und ſpäter der Stammvater eines berühmten Sehergeſchlechtes (Pindar Olymp. VI).

Eine letzte, ebenfalls den Myſterien angehörige, Sage läßt dem Heros Ariſtäus, dieſer Perſonifikation alles Trefflichen und

*) Das Wort Briſa leiten einige von βλίσσω oder βλίττω = Honig ſchneiden, zeideln ab, eine Kunſt, die eben der Gott zuerſt gelehrt haben ſoll.

**) Auf einem alten Basrelief dargeſtellt in Millins mythologiſcher Galerie (deutſche Ausgabe 2. Aufl. Tafel 19 Nr. 63).

Guten, den Ruhm der Erfindung der Bienenzucht und des Honiggewinnes. Als Sohn des Apollo und der von ihm entführten Nymphe Cyrene wird Aristäus in Lybien geboren und von Horen oder bienenkundigen Nymphen erzogen (Oppian IV, 275). Nach einer anderen Version soll Ceres selber ihre Lieblingstiere, die Bienen, angewiesen haben, den Heros in der Bienenpflege zu unterrichten (Apoll. Rh. IV, 1132; Justin. XIII, 8, 10). Vor ihrer Entbindung erhielt die Mutter den Götterspruch:

„Dort wird einen Sohn sie gebären,
Den der erhabene Hermes,
Von der geliebten Mutter ihn nehmend,
Den goldenthronenden Horen und der Erde bringt.
Sie, den Knaben auf die Knie' sich setzend,
Werden Nektar ihm in die Lippen
Und Ambrosia träufeln,
Und zum unsterblichen Zeus
Ihn erheben und zum reinen Apollon,
Daß er die Freude der Menschen,
Der treuste Begleiter der Herden,
Der Jagd und der Triften Beschützer,
Aristäus genannt werd'." (Pind. Pyth. IX, 109.)

Thessalien, die mütterliche Heimat, wurde sein erster Aufenthalt. Dort am vaterländischen Strome Peneus lehrte er die Menschen die Künste des Ackerbaus, der Viehzucht und Bienenpflege*) (Virgil. IV, 318. Cic. de nat. Deor. III, 18). Er schloß die wild umherschweifenden Waldbienen zuerst in künstlich gefertigte Wohnungen ein, gab die Weisung, den Sirius, dessen Erscheinen den für die Honigtracht so verderblichen Mehltau erzeugen soll (Arist. V, 22), durch Opfer zu versöhnen (Virgil I, 14, 282). Über die ihm zugeschriebene Kunst, aus verwesenden Stierkörpern Bienen zu erzeugen, haben wir oben (s. Bugonie, Egypten) ausführlich gehandelt. Die Aristäussage gehört gleich der Heraklessage nicht bloß einem Lande an. Auch

*) Der italische Volksglaube unterstellte die Kunst der Bienenzucht dem Priapus und der Mellona (Arnob. IV, 7, 8, 11).

Ariſtäus ſoll von Theſſalien aus viele Wanderungen nach Böotien, nach Keos, der fruchtbaren Inſel des myrtoiſchen Meeres, nach Thracien, Arkadien, ja bis nach Sicilien und Sardinien unternommen haben, überall Ackerbau und Bienenzucht lehrend. Wir machen hierbei die Bemerkung, daß die Mehrzahl der genannten Länder bei den Alten wegen ihres Honig- und Bienenreichtums berühmt waren*). Beſonders Sicilien erzeugte viel und vorzüglichen Honig; der bei der Stadt Hybla und dem Berge gleichen Namens erzeugte wurde nach dem hymettiſchen für den beſten gehalten (Ovid. Pont. II, 7, 15; Trist. V, 13, 22; 6, 38; A. a. III, 150: II, 517; Sil. XIV, 197). Der in Galatea verliebte Korydon bekennt:

„Nereus Kind, Galatea, mir ſüß vor hybläiſchem Honig."
(Virg. Eclog. VII, 36.)

Als Produkt des reinen, mit den Göttern ſelbſt in ſo vielſeitiger Beziehung ſtehenden, Tieres muß der Honig in der gottesdienſtlichen Verehrung eine hervorragende kultiſche Bedeutung erlangen. Mit Mehl und Milch erſcheint der Honig faſt bei allen Opfergaben. Es repräſentieren die genannten drei Produkte eine Art heilige Trias; das Mehl repräſentiert die nährende Pflanzenwelt, die Milch die Tierwelt; im Honig iſt die nektariſche Göttergabe ſymboliſiert. Der Honig war, wie Varro ſagt, „Göttern und Menſchen willkommen; man bedarf

*) Andere honigberühmte Gegenden und Länder waren: Die an Wieſen, Wäldern, Wein- und Obſtbäumen reiche Umgegend von Tarent, „wo Hymettus' Feldern nicht der Honig weicht" (Hor. Od. II, 6, 13); Gnoſſus auf Kreta (Ovid. Ib. 588); Cypern (Plin. h. n. XI, 14; XX, 78); Corſika (Diodor. S. V, 14): Spanien (Diod. S. V, 34); Kolchis (Str. XI, 2). Doch erhält der attiſche vom Hymettus immer das größte Lob; er iſt „der Ruhm Attikas" (Athen. I, 50):

„Hier, ſolch' edlen Nektar entſandte des Theſeus Hymettus'
Bewohnerin dir, die Bien', her vom palladiſchen Wald."
(Mart. XIII, 101.)

Wegen ſeiner purgierenden und berauſchenden Wirkung war der pontiſche Honig bei den Alten als giftig verrufen (Xenoph. Anab. IV, 8, 20; Plin. h. n. 21, 44, 45; Strabo XII, 3, 18).

ihn auf den Altären." Es dürfte wenige griechische und römische Gottheiten geben, welchen der Honig als Opfergabe nicht dargebracht worden ist. Vor allen erhielten die den Feldbau schützenden Gottheiten Honig als Opfergabe. So der ländliche Pan, „der Flurenbehüter" (Theokr. V, 59), der fruchtspendende Buhle der Demeter, Priapus:

„Wir auch bringen den Laren des obstbepflanzten Gartens
Erstlinge dar und weih'n dir gebildete Fladen, Priapus,
Waben gedrängt voll triefenden Seims und geläuterten Honig."
(Calpurn. II, 64.)

Auch der Terminus wurde nicht vergessen (Ovid. Fast. II, 639; Juvenal XVI, 39); in Hellas erhielt der Hermes vorzugsweise Honigopfer (Antipat. Ep. XXVIII, Antol. graec. II, 13). Der Landmann brachte den Honig am Feste der Frühlingsfeldweihe (ambarvalia), sowie bei dem großen Erntedankfest im Oktober der fruchtspendenden Ceres*) dar; auch Bacchus, der Erfinder des Honigs, der Bändiger der Bienen, der Freund aller Süßigkeiten (Ovid. Fast. III, 73), der Bekleider der blumenreichen, von Bienen bevölkerten Wiesen, verlangte sein Teil. Ebenso wurden die unterirdischen Gottheiten, der Hades, die Hekate, die Erinnyen sowie die Manen der Verstorbenen durch Honigopfer besänftigt; den Toten wurden Honigkuchen zur Besänftigung des Höllenhundes Cerberus mitgegeben (Apoll. Rh. III, 1034; Eurip. Iphig. Taur. 165, 636; Hom. Odyss. X, 519; XI, 27; Virgil. Aen. VI, 418).

Dazu kommen die Dii minorum gentium, die zahlreichen Haus-, Familien- und Geschlechtergottheiten, welche alle mit Honig erfreut sein wollen (Tibul. I, 10, 24). Auf die Opfertiere, welche den höheren Gottheiten geschlachtet wurden, wird außer Milch und Wein auch Honig gegossen (Virg. Georg. I,

*) Athenäus (l. 14) meldet, daß man zu Syrakus an dem großen Ceresfest, den Thesmophorien, Kuchen von Sesam und Honig in der Form der weiblichen Pudenda gebacken und in Prozession herumgetragen habe.

344). Als schlafwirkendes Mittel wurde der Honig Totenopfer; denn der Schlaf ist den Alten ein Bild des Todes. Neben den aufgebahrten Leichen werden schon in vorhomerischer Zeit honiggefüllte Gefäße und Honigscheiben aufgestellt; so an der Bahre des Hektor (Il. XXIII, 170) und des Achilleus (Il. XXIV, 67). Das Grab des Hesiod pflegte das fromme Hirtenvolk in Lokris pietätvoll mit Honig zu begießen. Überhaupt pflegten die Hinterbliebenen das Andenken geliebter Toten durch Honigspenden, welche auf die Gräber ausgegossen wurden, zu ehren (vgl. Cilano, röm. Altert. II, 403). Auch eine verwesungswidrige, konservierende Kraft legten die Alten dem Honig bei. Nach Columella (XII, 45) soll der Honig den Verwesungsprozeß auf lange Jahre hinaus verhindern (vgl. die im alten Assyrien und Babylon heimische Sitte, die Toten in Honig einzubalsamieren). Alexander der Große soll in Honig einbalsamiert worden sein (über Aristobulus s. o. unter Hebräern). In den leontinischen Weihen des Mithras-Kultus, welcher im cäsarischen Römerreiche bis in die westlichsten Provinzen*) sich verbreitete, war der Honig für die Neuaufzunehmenden ein Symbol der Reinigung und Wiedergeburt**). Der bekannte

*) Vgl. die zahlreichen Mithreen im Dekumatenland (im Badischen in Osterburken und Neuenheim bei Heidelberg), noch mehr im alten Gallien.

**) Bei den in den ersten Grad der „Wissenden" Aufzunehmenden wurde Honig in das Wasser gemengt. Diejenigen, welche den letzten Grad erworben hatten, opferten nur Honig. Daß der Mithraskult aus der Römerzeit bis in die Zeit der Frankenkönige sich als Geheimkult erhalten hat, beweisen die 300 goldenen Bienen, welche man 1653 nebst einem vergoldeten Stierkopf in dem Grabmal des Childerich III. zu Tournay (Doornik) in Flandern ausgegraben hat. Leider ist der größere und wertvollere Teil dieses einzigartigen Gräberfundes bis auf einen Rest, der sich jetzt im Museum des Louvre in Paris befindet, verloren gegangen. Doch sind gerade von den Bienen mehrere erhalten geblieben. Es sind goldene, mit roten Edelsteinen verzierte Bienen, welche auf den golddurchwirkten Stoff des Königmantels eingeheftet waren; dabei weise ich auf die erstmals von Felix Dahn (siehe die naturgetreuen Ab-

Löwe der Mithrasbilder hat regelmäßig die Biene zur Begleiterin. Ob auf diesen Altarbildern die Bienen aus dem toten Löwen hervorgehen oder von dem lebendigen Löwen gefressen werden, es ist dasselbe Symbol, nur in zwei verschiedenen Momenten aufgefaßt: Das eine Mal ruft die Sonne das Leben hervor, das andere Mal verzehrt sie es mit ihren sengenden Strahlen.

Demokrit spricht von einer Wiederauferstehung des Leibes, wenn er in Honig begraben würde. Eine mythische Parallele zu diesem Volksglauben ist die Sage vom Glaukos. Dieser, ein Sohn des Kreter-Königs Minos, fiel einst in ein Honigfaß. Der Vater sucht den Verunglückten lange vergeblich und erhält endlich den Orakelspruch, derjenige werde ihm seinen Sohn wiedergeben, der eine dreifarbige Kuh, die sich in des Königs Herden befände, am besten zu vergleichen wisse. Minos beruft den Seher Polyidos aus dem Geschlechte des Melampus und dieser vergleicht treffend die Farbe der Kuh mit der Frucht des Brombeerstrauches, die im Stadium der Halbreife bekanntlich in mehreren Farben sich zeigt. Minos fordert nun die Belebung des Sohnes und schließt den Seher mit dem Leichnam in ein Grabgewölbe ein. Hier schleicht eine Schlange auf die Leiche zu. Polyidos tötet sie, sieht aber in demselben Augenblick eine

---

bildungen in dessen Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III. Band, S. 42/43) gemachte Beobachtung hin, daß die erhaltenen Bienen zufolge einer verschiedenen Größe der oberen Körperhälfte (siehe die Bilder bei Dahn, Nr. 15 und 16) ganz deutlich sich als Drohnen und Arbeitsbienen charakterisieren. Das goldene Stierhaupt (ebenda Nr. 18 und 19) läßt Dahn als Prunkschirrung des mitbegrabenen königlichen Schlachtrosses gelten. Nr. 17 der Abbildungen zeigt deutlich die Hefte, mit der die Bienen an den Mantel angeheftet waren.

Vgl. J. Chiflet: Anastasis Childerici I., Francorum Regis, sive thesaurus sepulcralis Tornaci Nerviorum effossi et Commentario illustratus. Antwerpiae 1655.

andere Schlange herbeikommen, welche ein Kraut im Rachen trägt, mit welchem sie die tote Schlange bedeckt, worauf diese wieder lebendig wird. Nun legt der Seher dasselbe Kraut auf den Leichnam des Glaukos und dieser steht vom Tode auf (s. Eckermann, Melampus und sein Geschlecht S. 138). In einem Homerischen Hymnus auf den Hermes (550 ff.) wird der Honig als Mittel zur Erlangung der Gabe des Hellsehens, somit der Weissagung gepriesen. „Die Wahrsagerinnen suchen den Honig der Blumen und treiben das Geschäft der Bienen; sobald sie den frischen Honig gekostet haben, ergreift sie die Begeisterung.“ Hier hat also der Honiggenuß augurische Wirkung.

Der Honig ist auch Zaubermittel. Wenn heilkräftige Kräuter, wie etwa herba britannica, von dem bei den Römern der Glaube ging, daß es seinen Besitzer gegen Blitzschlag schütze (Plin. h. n. 25, 3), ausgegraben wurden, mußte das Erdreich rings um die Pflanze vorher, gleichsam zur Sühne der unterirdischen Götter, mit Honig und Met begossen werden (favis ante et melle terrae ad piamentum datis circumscriptam ferro verbenacam effodi sinistra manu et sublime tolli, ebenda 25, 9).

Auch das andere Bienenprodukt, das reine, duftende Wachs, diente kultischen Zwecken.*) Die Verwendung desselben war so beliebt und mannigfaltig, daß sich sogar das Gewerbe und die Kunst desselben als willkommenen Objektes bemächtigte. Es gab bei den Römern eine Gewerbsinnung der cerarii und sigillarii (Plaut. Mil. III, 1, 2). Für die griechische Welt war das kunst- und gewerbreiche Alexandria mit seiner hochentwickelten Wachsbildnerkunst (*τέχνη κηροπλαστική*), für die römische Welt Rom selbst Hauptplatz dieser weitverzweigten Industrie. Dort wurden unter anderem Wachsfrüchte so täuschend

*) Vgl. den Gebrauch des Wachses zu Schreibtafeln (tabellae pugillares, *κηρώματα*), zu medizinischen Zwecken (ceratum), in der Kosmetik zu Salben und Schminken (*γυναῖκες κηρίναι*), in der Gymnastik zur Salbung der Fechter.

gebildet, daß einſt der ſtoiſche Hofphiloſoph des Königs Ptolomäus eine auf die Tafel getragene Schüſſel wächſerner Granatäpfel für natürliche anſah und anbiß (Diog. Laërt. VII, 177). Varro rühmt die Kunſtfertigkeit des römiſchen Wachszichers Poſis, welcher Äpfel und Weintrauben ſo täuſchend imitierte, daß auch der Kenner ſie nicht unterſcheiden konnte (vgl. Plin. n. h. XXXV, 45). Die Wachskünſtler (fictores) ſtellen aber nicht bloß dekorative Kunſtwerke wie Früchte, Kränze und Puppen her, ſondern verkauften in ihrem Quartier, dem vicus sigillarius, auch ſämtliche Opfertiere, aus Wachs en miniature gebildet. Beſonders die Armen, deren Mittel zum Ankauf eines lebenden Opfertieres nicht zureichten, waren die Abnehmer dieſer ſog. simulacra, sigilla animalium, hostiae fictae (Ovid. Her. VI, 91; Cic. Fam. V, 12; Tertull. de or. 12). Mit Anchuſa gefärbte Wachsbilder der Ahnen wurden bei wichtigen Familienereigniſſen in den Häuſern aufgeſtellt (Cic. de nat. D. I, 29; Auson. Id. VII), ebenſo Götterbilder bei allen feierlichen Göttermahlen (Juvenal. X, 55; Symm. I, 203). Bei der Leichenfeier wurden die imagines majorum, d. h. die nach dem Leben geformten Wachsmasken (cerae) der Vorfahren dem Leichenkonduk feierlich vorausgetragen und zwar von den Klienten und Sklaven des Hauſes. Bei der Leichenfeier des Divus Auguſtus verſahen die neugewählten Konſuln dieſen Dienſt, was beſonders bemerkt wurde (Dio Cass. LVI, 34). Wachsbilder berühmter und verdienter Männer werden von ihren Verehrern im Atrium des Hauſes aufgeſtellt (Juvenal. VIII, 19; Tacit. dial. 11), bei Gelehrten in der Bibliothek (Plin. Ep. III, 7, 3), oder wie diejenigen des Appius Claudius und Scipio Africanus in einem Tempel (Valer. Max. VIII, 15, 1). In auguriſchem Sinne ſetzte man Wachsbilder von Göttern und Heroen auch über die Thürſchwelle, an Scheidewege und ſelbſt auf Gräber (Plato de leg. XI, 933). Beſonders waren die Wachsbilder der theſſaliſchen Zauberinnen bei dem abergläubiſchen Volk im Rufe magiſcher Kraft (vgl. den Zauber der Wachsbilder im deutſchen

Mittelalter im Abschnitt 5). An den großen Festen des Saturnus, Bacchus und der Ceres fanden Wachskerzen und -Kränze reichliche Verwendung. Der größte Prunk mit derlei Wachsfabrikaten wurde jedoch nicht in Rom, sondern im griechischen Orient am Adonisfest zur Schau gestellt. Am Tage der Todesfeier des Adonis*), dieses gestorbenen und wiedererstandenen Geliebten der Aphrodite, unter dessen lieblichem Bilde die belebende, zeugende Naturkraft, die im Winter erlischt, symbolisch verherrlicht wurde, stellten die Frauen die wächsernen Bildchen des Gottes öffentlich aus und erhoben die Totenklage. Dabei wurden sog. Adonisgärtchen neben dem kleinen Katafalke aufgestellt, welch' letzterer mit den mannigfaltigsten Wachsfiguren von Früchten, Tieren u. dgl. verziert war. Wir besitzen von Theokrit eine sehr anschauliche Beschreibung einer solchen Adonisfeier, welche von der egyptischen Königin Arsinoë veranstaltet wurde. Darin heißt es:

„Dir zum Dank, Aphrodite, du tempelgefeierte Göttin,
Ehrt Arsinoë heut' mit allerlei Gaben Adonis.
Neben ihm liegt anmutig, was hoch auf den Bäumen gereifet,
Neben ihm auch Lustgärtchen, umhegt von silbergeflochtnen
Körben, auch goldenen Krüglein, gefüllt mit syrischen Düften.
Auch des Gebackenen viel, was Frauen in Formen bereiten,
Mischend das weißeste Mehl mit mancherlei Würze der Blumen,
Was sie mit lieblichem Öle getränkt und der Süße des Honigs.
Alles ist hier, das Geflügel der Luft und die Tiere der Erde.
Grünende Laubgewölbe vom zartesten Dille beschattet,
Baut man und oben als Kinderchen fliegen Eroten.
Sehet das Ebenholz und das Gold! Und den reizenden Schecken,
Herrlich aus Elfenbein, vom Adler entführt zu Kronion!
Auf dem purpurnen Teppich hier, sanfter als Schlummer,
Ist ein Lager bereit zugleich dem schönen Adonis.
Hier ruht Kypris und dort mit rosigen Armen Adonis.
Morgen tragen wir ihn, mit der tauenden Frühe versammelt,
Alle hinaus in die Flut, die heraufschäumt an das Gestade,

*) Vgl. den Osiris-Horus der egyptischen Mythologie. Brugsch „Religion und Mythologie der alten Egypter." S. 659 f.

Und mit fliegendem Haar, das Kleid tief bis auf die Knöchel
Offen die Bruſt, ſo ſtimmen wir hell den Feiergeſang an:
Holder Adonis, du nahſt bald uns, bald Acherons Ufern,
Wie kein andrer Heilgott, ſagen ſie . . . . . .
. . . . . .
Schenk uns Heil, o Adonis und bring ein fröhliches Neujahr!
Freundlich kamſt du Adonis; o komm', wenn du kehreſt, auch freundlich!"
(Theokr. Id. XV, 112 f.)

Wo die Biene und ihre Produkte ſo ſehr im Mittelpunkt des religiöſen und kultiſchen Lebens des Volkes ſtanden wie bei Griechen und Römern, konnte es nicht fehlen, daß die Symbolik derſelben auch in der Dichtung, wie in der Sprache des Volkes überhaupt eine überaus reiche und bevorzugte werden mußte. Dies trifft ſogar für die Proſa der Sprache zu. Der Sprachkenner weiß, daß es im Griechiſchen wie im Lateiniſchen wenige Wortverbindungen von gleicher Fruchtbarkeit und Plerophorie giebt, als die allegoriſche oder metonymiſche Verbindung des Begriffes von Perſonen und Sachen mit dem Worte Biene und Honig.*) Ein gleiches gilt für den Sprachgebrauch der Römer. Daher begegnen wir der Biene und ihren Produkten nicht nur in den oben angeführten Fachſchriften der land- und bienenwirtſchaftlichen Schriftſteller, ſondern auch in allen Gebieten der Dichtung, im Epos wie im Drama, in der Didaktik wie in der

*) Im Griechiſchen: *μελίζειν, μελίζωρος, μελικός, μελικτής, μελίπνοος, μελισμός, μελισσότοκος, μελιστής, μελιτμός, μελιτόεις, μελίφθογγος, μελίφρων, μελίβρομος, μελιχρός, μελιγαθής* u. ſ. f.

Im Lateiniſchen: melli est = gereicht zu Honig (Hor. S. VI, 32). Puer mellitus (Cic. ad. Att. I, 18; Cat. 90). Puella mellita (Plaut. I, 2, 47). Eros giebt als „avis mellitus" „oscula mellitissima". Die Geliebte heißt bei dem Geliebten „mea mellitula" (Apul. III, 63) oder „meum mel" (Plaut. I, 4, 12), „meum melliculum" (Plaut. Cas. IV, 4, 14), „mea mellila" (Plaut. Cas. I, 57), „corpusculum mellitulum" (Plaut. Cas. IV, 4, 19) u. ſ. f. Vergleiche auch die vielen Ortsnamen: Melitonus (in Pontus), Melitaia (in Theſſal.), Melita (in Sicil.), Meliteria (in Cappadok.), Melituſſa (Illyrien), Meliſſurgis (in Makedonien) u. ſ. f.

Lyrik. Besonders im Idyll, welches recht eigentlich dem Genuß der landschaftlichen Natur gewidmet ist, wurde die Biene ein beliebtes und ausgiebiges Objekt poetischer Symbolik. Es dürfte wenige Idyllen geben (vgl. Theokrit und Moschos), wo die Bienen nicht ein wesentlicher Bestandteil der Naturschilderung sind: Die Hirten ruhen auf hochschwellendem, duftenden Grase, die Quellen rauschen, Ulmen und Pappeln werden vom sanften West bewegt, die Lerche und der Goldfink zwitschern ihre Lieder, die Turteltaube girrt, das Käuzlein ächzt melancholisch und — goldene Bienen regen sich mit Cikaden und Schmetterlingen um die Wette.

Anstatt vieler sei hierfür nur die Schilderung der Nachtruhe von dem spartanischen Dichter Alkman angeführt:

„Es schlafen die Gipfel der Berg' und die Felsenschluchten,
Höhen und Tiefen zumal;
All' das kriechende Volk, das nährt die schwarze Erde,
Die Tiere im dunkeln Wald'
Samt dem Volk der Bienen,
Das Ungetüm unten am Grunde des Meers,
Es schläft der Raubvögel
Mächtig befiedert Geschlecht."

Auch der ernste Homer, welcher doch wilde Meerfahrten und blutige Männerkämpfe besingt, beobachtet mit kindlicher Liebesfähigkeit das Leben und Weben der Geschöpfe der Natur. Seine Helden stehen „wie hochwipfelige Eichen des Berges, welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig" (Il. XII, 132). Seine Jünglinge senken im Tode das Haupt wie die Blumen des Mohnes oder fallen dahin wie „des Ölbaums stattlicher Sprößling", welchen der Sturm entwurzelt (Il. VIII, 306; XVII, 53). Das im Winde wogende Getreidefeld ist ihm ein Symbol der wogenden Schlachtreihen. Aus dem Tierreich ist ihm nicht bloß der Eber (Il. XI, 324, 414, 474), der Löwe (XII, 42), die Hirschkuh (Od. XVII, 126), der Esel (Il. XI, 558), die Hündin (Od. XX, 14), der Schwan (Il. II, 459), der Kranich (Il. III, 3), die Taube (V, 778),

die Nachtigall (Od. XIX, 517), sondern auch — die Biene ein beliebtes Symbol, und zwar vorzugsweise kriegerischer Natur. Ihnen vergleicht er den Ansturm der hauptumlockten Achäer:

„Her nun stürzten die Völker,
Wie wenn Scharen der Bienen daher zieh'n, dichten Gewimmels,
Aus dem gehöhleten Fels, in beständigem Schwarm sich erneuend;
Jetzt, in Trauben gehängt, umfliegen sie Blumen des Lenzes,
Andere hierhin entfliegen sie zahllos, andere dorthin.
Also zogen gedrängt von den Schiffen daher die Achäer."
(Il. II, 85 f.)

„Aber sie (die Achäer), wie die Wespen mit regsamem Leib und die Bienen,
Die am höckrigten Weg' ihr Felsennest sich bereitet,
Nicht verlassen ihr Haus in den Höhlungen, sondern den Angriff
Raubender Jäger besteh'n, im mutigen Kampf für die Kinder."
(Il. XII, 167.)*)

Doch nicht nur Dichter, auch Philosophen, Politiker und Pädagogen fühlen sich von dem wunderbaren Wesen und Treiben der Bienen angezogen. Ihnen allen ist die Biene Symbol. Den einen ein Symbol der paradiesischen Urzeit, des Volkes der Seligen, den anderen ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung, anderen ein Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit, wieder anderen ein Symbol der Wehrhaftigkeit und des kriegerischen Mutes, oder der Reinlichkeit und Jungfräulichkeit, oder in augurisch-prophetischer Deutung ein Symbol der Dichtkunst und Redekunst, mit Vorliebe endlich vielen ein Symbol der Liebe. Nur für eine, bei den Alten hochgerühmte und vielbewiesene Tugend und Pflicht, für die Göttern und Menschen wohlgefällige Gastfreundschaft konnte unsere Biene kein Symbol sein; denn in dem Bienenstaate gilt, wie in dem alten Italien (Cic. Off. I, 29), der Gastfreund (hospes) als Staatsfeind (hostis) und Besuch wird nicht angenommen.

---

*) Vgl. Odyss. IV, 9; X, 34; Il. I, 180; XI, 638; XVI, 65.

Die Biene ein Symbol des verlorenen Paradieſes, des goldenen Zeitalters.

Das glücklichſte Zeitalter war nach den Vorſtellungen der Alten das goldene Zeitalter, die Zeit des Paradieſes ohne Sorgen, ohne Kummer und ohne Not, ein alle beglückender, einfacher Zuſtand unſchuldigen Genuſſes für Menſchen und Tiere. Die einzigen noch lebenden Zeugen dieſer ſeligen Zeit ſind die Bienen; ſie beſaßen ſchon damals (Col. IX, 2, 5) die Fähigkeit, Honig zu ſammeln, welcher, ein köſtlicher Saft von dem Himmel, unvermiſcht mit geringeren Stoffen, ein wahrer Himmelstau, reichlicher träufelte als in Hyrkanien, Matiane, Lakuſene, Araxene in Medien und Armenien, jenen fernen glücklichen Länder, wo das Getreide ſich von der ausgefallenen Halmfrucht von ſelbſt fortzeugt, die Bienenſchwärme auf Bäumen ſich anbauen und Honig von den Blättern herabfließt (Strab. XI, 7). Dieſes überſprudelnden Segens waren im goldenen Zeitalter alle Länder unter der himmelumwandelnden Sonne teilhaftig:

„Es tropfte herab goldfarbiger Seim vom grünenden Eichbaum."
(Ovid Met. I, 112.)

Nur auf den Inſeln der Seligen iſt noch dieſer urſprüngliche Zuſtand vorhanden:

„Dort quillt Honig aus Eichen heraus, vom hohen Gebirge
Hüpft munter und geſchwätzig einer Quelle Fluß."
(Hor. Ep. 14.)

Wie die Biene unter den Tieren, ſo iſt die Eiche unter den Bäumen der einzige, in das eiſerne Zeitalter herübergekommene Repräſentant des goldenen Zeitalters (vgl. den Zuſammenhang von Eiche und Biene in der kretiſchen Zeusſage ſ. o.), bis das Kindheitsalter der Welt und Menſchheit zurückkehren wird.*)

„Dann wird knorrigen Eichen enttropfen der tauige Honig."
(Virg. Ecl. IV, 30.)

*) Vgl. Ovid. Met. I, 89 ff.: „flumina jam lactis, jam flumina nectaris ibant flavaque de viridi stillabant illice mella."

Alle naturwidrigen Unterſchiede hören dann von ſelbſt auf:

„Dann wird allen gemeinſam die Erd', dann ſchneidet das Fruchtfeld
Nimmer ein Pfad und nimmer ſpaltet die Schärfe des Schares
Furchen; ſelbſtentſproſſener Ähren erfreut ſich der Schnitter.
Eichenſtämmen entträufelt der Honig; all' Ortes ergießt ſich
Wein in Strömen, dem Kruge das Öl, als Ehre gilt dann nicht
Vließe mit Purpur zu färben; die Herden erröten von ſelber,
Hirten zum Schreck; ſo weit auch branden die Fluten des Pontus,
Lächelt das grünende Schilf entgegen aufwachſenden Gemmen."
(Claudian. Ruf. I, 380.)

. . . . . „Kräuter wie Honig
Treiben betauete Wieſen hervor und fruchtbare Auen
Alles in Fülle" . . . . . .
(Theokr. XXV, 15.)

„Honig geben die Eichen von ſelbſt und willig entgegen
Trägt Mühloſen von Milch ſtrotzende Euter das Schaf."
(Tibull. I, 3, 45.)

„Wo freiwilliges Laufs ſich Bacchus ergießt und dem zähen
Laube der Honig entſpringt und Pallas dem ſchattigen Ölbaum."
(Cornel. Sever in Ätn. 13.)

So iſt das Bienenvolk ein Symbol der Ordnung, des Friedens und der Fülle, welche im goldenen Zeitalter vorhanden war. Die Bienen bewahren daran gleichſam die heilige Erinnerung; ihr bewundernswerter Inſtinkt iſt ein Teil des heiligen Geiſtes der Gottheit, welcher durch das erſte Erdenparadies gegangen iſt und mit der Wiederkehr desſelben den Menſchen aufs neue offenbar werden wird. Die Biene iſt für das klaſſiſche Altertum das einzige ſymboliſche Tier, welches Anfang und Ende, Morgen und Abend der Weltentwicklung mit dem Menſchen miterlebt. So verdienen ſie das Lob, welches in der griechiſchen Anthologie ein Sänger ihnen ſpendet:

„Schwärmet hinaus, ihr Bienen, ihr Kinder des ſonnigen Frühlings,
Schwärmet auf Blumen und bringt euren geſammelten Tau.
Uns, den Sterblichen ſtrömt aus euren kunſtvollen Zellen
Goldener Strom, ein Quell aus der verlorenen Zeit,
Wo nicht Hacke noch Karſt, wo Pflug und Stiere nicht gruben,
Wo die Natur uns ſelbſt Nektar in Strömen verlieh!

Schwärmet, Schwärme der Luft, ihr Nektar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und schafft."
(Nach der Übers. Herders.)

Die Biene ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung.

Bewunderungswürdig schien den für öffentliche Leben des Staates veranlagten Griechen und Römern die gesellige und staatliche Ordnung der Bienen. Mehr noch als die auch gesellig lebenden Ameisen weist der Bienenstaat Ordnung und Gesetz auf. Der Kirchenvater Ambrosius, dessen Leben noch der, allerdings im Niedergang begriffenen, antiken Welt angehört, sagt sehr richtig: „Die Bienen allein haben allen gemeinsame Kinder, Ein Haus bewohnen sie alle, Eine Heimat umgrenzt sie, gemeinsam ist allen die Arbeit, gemeinsam die Nahrung." (Hexaëm. V, 21).

„Sie nur haben gemein der Kinder Geschlecht und vereinbart
Häuser und Stadt und leben beherrscht von großen Gesetzen.
Heimat kennen nur sie und eignen Herdes Penaten,
Und vom nahenden Winter gewarnt, arbeitet im Sommer
Jegliche emsig für alle, verwahrend gemeinsamen Vorrat."
(Virg. Georg. IV, 153.)

Gleich dem höchst organisierten Geschöpf, dem Menschen, ist die Biene buchstäblich ein *ζῶον πολιτικόν*, d. h. ein Wesen, welches nur im Verband der geselligen Ordnung seine Kräfte entfalten, ja ohne dieselbe gar nicht existieren kann. Der Biene gilt gleich dem Menschen der Zuruf des Dichters:

„Immer strebe zum Ganzen und kannst du selber kein Ganzes werden,
Als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!"
(Schiller.)

Als gesellige Tugend pflegen die Bienen Gutmütigkeit und Verträglichkeit, allerdings nur unter den Angehörigen desselben Volkes. Keine Mitbürgerin fällt die andere an; keine zerstört was die andere gebaut hat; selbst, wenn sie wegen Schadhaftigkeit oder Unbrauchbarkeit eine Wabe zerstören, erfolgt der

Abbruch gemeinsam (Varr. III, 16, 7) und wenn der Hungertod oder die Pest im Volke Einzug hält, entweicht keine Biene. Wie sie im Leben zusammen wirken, so sind sie auch im Tode gesellig vereint.

So ist den Alten die Biene das „bürgerliche Tier" (Plotin. Ennead. III, 4, 2). Xenophon erblickt in dem Bienenvolk das von der Natur gegebene Vorbild eines wohlgeordneten Hauswesens. Für Plato ist die Verfassung des Bienenstaates so musterhaft, daß er den realen Kommunismus der unvernünftigen Tiere als idealen Kommunismus seiner Republik zu Grunde legt. Epiktet erzählt von den emancipierten Frauen der römischen Aristokratie, diese hätten an diesem Vorschlage Platos solches Wohlgefallen gefunden, daß sie die Platonische Republik beständig in der Hand führten. Didymus erkennt im Regimente der Bienen Ähnlichkeit mit der vollkommensten Ordnung eines Staates und versichert, daß alle Arbeiten der Bienen als Staatsactionen von Obrigkeitswegen vorgenommen würden (Geop. XV, 2 u. 3). Die einzelnen Arbeiten, wie Wabenbau, Brutpflege, Wasserholen, Honigsammeln, Reinigen des Hauses, Wachestehen u. s. f. seien pflichtmäßige Staatsarbeiten (officia), welche nach bestimmter Ordnung durch den König des Volkes verteilt werden (Plin. XI, 16; Col. IX, 8, Senec. Ep. 121). Den alten Bienen, als den lebens- und arbeitserfahrenen, falle die Arbeit zu Hause zu, den jungen die Feldarbeit des Honigsammelns (Aristot. IX, 40; Virg. G. IV, 178), was in der Wirklichkeit aber gerade umgekehrt sich verhält, indem die jungen Bienen die Brut versorgen und erwärmen, die älteren als Flug- und Trachtbienen thätig sind (vgl. Virg. G. IV, 158—169; 177—181).

Ähnlich dem Römervolk hat das Bienenvolk drei Stände (ordines). Den ersten Rang nimmt der König ein; denn den Alten ist der Weisel nicht weiblichen, sondern männlichen Geschlechtes (Ael. I, 59; Aristot. IX, 40). Er ist Fürst und

König*) (βασιλεύς, rex), Oberhaupt im Frieden, Anführer im Streit (ἡγεμών, dux). Angethan von Natur durch seinen kräftigeren Bau mit Ansehen, Macht und Majestät denkt, handelt und ordnet er alles in seinem Volk, hält auf Recht und Ordnung, hält die Volksmasse als Ganzes zusammen (Senec. clem. 19), verteilt die Arbeiten innerhalb und außerhalb des Stockes, während er selber keine Sklavenarbeit verrichtet (exactor alienorum operum), vermehrt die Staatsschätze, teilt im Winter die Nahrungsmittel aus, wie der römische Cäsar dem Volk der Hauptstadt Getreide spendete, beschließt über Krieg und Frieden und freut sich als humaner Landesvater des Wohlergehens seines Volkes (in officio conspici gaudet, Plin. XI, 18). Ist durch die zahlreich ausschlüpfende Brut im Frühjahr eine Übervölkerung eingetreten, so entsendet er den jungen König mit dem überschüssigen Volksteil zur Gründung eines neuen Staates aus (Xenoph. Oec. VII, 33). Also haben die Bienen lange vor den auswanderungslustigen Phöniziern, Doriern, Joniern und den europamüden Leuten unserer Zeit systematische Kolonialpolitik getrieben. Wo der König sich niederläßt, macht die Kolonie Halt und siedelt sich an; auch die Zerstreuten finden sich bald ein (Plin. XI, 17). Wird der König altersschwach, flügellahm und krank, so tragen ihn die kräftigsten Bienen auf den Schultern (Varr. III, 16, 8). Durch tausend Bewaffnete geschützt, bedarf der König die eigene Waffe nicht (Ael. h. n. I, 60); der ihm von der Natur nicht versagte Stachel ist bloß eine Art Gala- und Paradedegen, den einen Fall ausgenommen, daß in der Brust des Alleinherrschers sich die berechtigte Eifersucht gegen aufrührerische Nebenbuhler als jus laesae majestatis geltend macht. Sonst läßt er seine Trabanten, die ihn wie die Leibwache des Perserkönigs und die fasces-tragende Liktorenschar bei Tag und Nacht umgeben, für seine Sicherheit wachen (Plin. XI, 17).

*) οὐχ ἀγαθὸν πολυκοιρανία, εἷς κοίρανος ἔστω.

. . . „Dem Könige hat nie so Ägyptus, die große
Lydia nie und der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
Gehorcht.“ (Virg. G. 192 f.)

. . . . . „Bienen verehren
Schon bei seiner Geburt den König, der schwirrende Schwärme
Einst zu üppigen Wiesen zu leiten bestimmt ist; des Honigs
Staatliche Rechte nehmen sie wahr und vertrauen die Waben.“
(Claudian. Honor. IV, 380.)

Erkrankt der König, so trauert das Volk, es senkt die Flügel, wie ein entmutigtes Kriegsheer die Fahnen senkt, wenn der Feldherr auf dem Schlachtfeld verwundet ist; anstatt des fröhlichen Gesumses, dieser Musik zur Arbeit des fleißigen Volkes, dringen dumpfe, heulende Klagetöne zum Thor der Stadt heraus. Die Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit ist dahin; Zerstörungswut tritt an ihre Stelle, Auflösung und Vernichtung ist das Ende. Das Volk ist weisellos.

. . . . . „Wenn der König nur lebt, ist alles in Eintracht;
Stirbt er, sofort ist gebrochen der Bund; den gespeicherten Honig
Plündern sie selbst und trennen den Bau der geflochtenen Waben.“
(Virg. G. 192 f.)

In dem Bienenvolke stellt sich also thatsächlich dar, was Sokrates bei Xenophon an dem jüngeren Cyrus als dem Vorbild eines edlen Fürsten rühmt: „Mit Cyrus kämpften seine Freunde, so lange er lebte; auch starben sie mit ihm, als er starb — alle im Kampf um den Leichnam des Fürsten.“

Die Biene als Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit.

— „In dem Stocke summt laut der Schwarm der Bienen,
Wenn nun der Winter verfloß, und hinaus auf blumige Auen
Rüsten zum Flug sie sich zu, im Stocke behaget es nimmer
Und die ein' ermuntert die andre zur fleißigen Arbeit.“
(Quint. Smyrn. I, 441.)

Frühlingszeit ist Bienenzeit. Wenn die stürmischen Winterorkane dem linden Favonius gewichen, wenn das Schneegestöber und verderbliche Hagelgewölk ins Land der Hyperboreer getrieben

und Zeus' blauer Äther über Berg und Thal ſich lieblich wölbt, dann

„ſproßt die Erde auf grünende Kräuter,
Lotos mit tauiger Blum' und Krokus ſammt Hyacinthus,
Dicht und locker geſchwellt, die empor vom Boden ſich heben."
(Hom. Il. XIV, 346.)

Mit dem Jüngling, der auf den Fluren jetzt ſucht, womit er ſeine Liebe ſchückt:

„bald leuchtende Lilien bringt er,
Bald zartblumigen Mohn mit purpurnem Blatte zum Klatſchen."
(Theokr. XI, 56.)

zieht auch die Biene, als Freundin der neuerwachten Blumenwelt ins weite Feld und hält auf blühenden Bäumen, Sträuchern und Blumen willkommene Einkehr. Jetzt iſt die Zeit, in welcher

„Künſtliche Werke bereiten die rinderentſproſſenen Bienen,
Prangende; und um den Stock dichtwimmelndes Volk arbeitet
Friſchabträufend und hell aus löchrigem Wachſe die Waben."
(Meleager.)

Nun belebt ſich die Flur,

. . . „auf den Triften
Weidet das zärtliche Schaf mit dem Lämmlein; jetzt füllen die Bienen
Emſigen Fleißes das Honiggebäude."
(Theokr. XIII, 25.)

„Goldenes Bienlein, das du den farbigen, blütenumglänzten
Frühling bringſt, umher gaukelnd auf blumiger Flur,
Über den duftigen Rain hin ſchwinge dich, ſchaffend das Tagwerk,
Daß dein wächſernes Haus reichlich anfülle den Seim."
(Diotimus.)

„Goldene Biene, Verkünderin ſüßblühenden Frühlings,
Die ſich mit taumelnder Luſt unter den Blüten berauſcht,
Fliege hinaus zur duftenden Au und betreibe die Arbeit,
Daß dein wächſernes Haus ſchwelle von lieblichem Seim."
(Nikias.)

Und welch ein raſtloſer, unermüdlicher, die Fleißigen ſelber buchſtäblich aufreibender Fleiß offenbart ſich jetzt! Wenn die Sonne aufgeht, giebt die Thorwache, wie im römiſchen Lager für das Soldatenvolk, das Zeichen zur Arbeit. Alle erheben ſich

zugleich; kein Schläfer iſt ſäumig (Virg. G. IV, 184). Vor dem Abmarſch wird noch kurz das Wetter ausgeſpäht und die Honigfelder ausgekundſchaftet, dann geht es hinaus zum frohen Tagewerk (Plin. XI, 10. Ariſtot. IX, 40, 23. Virgil IV, 158).

„. . . . Alle fliegen zugleich an die Arbeit
Früh drängt aus dem Thore die Schar, nicht Raſt noch Verzug iſt."
(Virg. G. IV, 182.)

Faſt alle Blumen der Wieſen, Wälder und Felder durchirren ſie ſpähend, am liebſten aber beſuchen ſie den Thymus, doch

„. . . . auch Arbutus koſten ſie ringsum,
Weiden von bläulichem Grün, Zeiland und feurigen Krokus,
Auch die balſamiſche Lind' und die dunkle Blum' Hyacinthus."
(Virg. G. IV, 181.)

Bald kehren die erſten mit ſchwerer Honig- und Blumenſtaubbürde zur Wohnung zurück; faſt wollen ſie unter der Laſt erliegen, da ſtehen ſchon Genoſſen unter dem Thore bereit und nehmen einen Teil der Bürde in Empfang*) (Xenoph. Oec. 7, 33. Virg. IV, 167) und drinnen treibt der König die Säumigen an, die kunſtreichen Waben, dieſe „Speicher und Keller duftenden Nektars" mit doppeltem Eifer zu vollenden in einer für Menſchen bewunderungswürdigen Weiſe (Xen. VII, 33; Varro III, 16). Andere glätten und wölben das Gewirk, entfernen den Unrat (Plin. XI, 10) und verſorgen die Brut, das nachwachſende Geſchlecht der „kleinen Quiriten". Wieder andere verwahren die offenen Seiten der Wohnung gegen räuberiſche Feinde, bauen Schanzen aus Klebwachs (Propolis) und ſorgen damit für die Sicherheit der Feſtung (Virg. G. IV, 36, 179, 193; Plin. XI, 5; Ariſt. IX, 40, 5). Allen iſt nach ihrer Kraft, Geſchicklichkeit und Einſicht eine beſondere Arbeit übertragen, ſo daß der beobachtende Menſch an den Bienenfleiß

*) Eine nicht ganz korrekte Auffaſſung der ſog. „Bettelbienen", welche zu gewiſſen Trachtzeiten an den Fluglöchern ihr innobles Geſchäft machen.

wohl die ſprichwörtliche Deviſe anknüpfen durfte: „sic vos, non vobis“.

Erſt mit dem Erſcheinen des Abendſternes, des Vorläufers der Nacht (Virg. Ecl. VIII, 17) geht die Arbeit zur Rüſte.

„. . . Müd' in der Späte der Nacht kehrt wieder die Jugend
Voll von Thymus die Füßchen . . . . .“
(Virg. G. IV, 180.)

Jetzt erſt löſt die Heerſchar ſich auf. Wie die Soldaten im Lager ſucht jeder ſein Zelt auf. Ein gemeinſames Mahl erquickt die Müden. Zum Schluſſe wird mit demſelben ſumſenden Tone (bombus), mit dem in der Morgenvigilie zum Erwachen gemahnt wurde, Nachtruhe geboten. Alle werden ſtill und lagern ſich in den Zellen (Plin. XI, 10).

„Bald nachdem ſie in Zellen ſich lagerten, ſchweiget die Nacht durch
Tiefe Still' und es feſſelt der Schlaf die ermatteten Glieder.“
(Virg. G. IV, 189.)

So geht es Tag für Tag den Sommer und Herbſt hindurch, bis das Plejadengeſtirn zum Untergang ſich rüſtet (Ael. V, 12) und der Winter hereinbricht. Dann träumen ſie in warme Zellen gebettet (Ael. I, 1) vom kommenden Frühling; es ſei denn, daß ein zu geſtrenger Winter ſie heimſuche, wo ſie

„Unmutsvoll vor Hunger und träg im Froſte ſich ſchmiegen,
Dann erſchallt ein dumpfes Getön und gezogenes Surren.“
(Virg. G. IV, 258.)

Wehe auch, wenn eine träg ſein wollte! Die Läſſigen trifft Verachtung und Haß (Varr. III, 16), die Faulen cenſoriſche Beſchimpfung oder Züchtigung, ſogar Verbannung und Todesſtrafe (Plin. XI, 10, 22). So iſt die Biene mit ihrem raſtloſen Fleiß, ihrem Ordnungsſinn, ihrer Sparſamkeit und ihrem Verwaltungsſinn ein Symbol der auch bei den Alten ſchon hochgeſchätzten Hausfrau, die da

„reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.“
(Schiller, Lied von der Glocke.)

Meliſſa iſt ein bedeutungsvoller Eigenname des weiblichen Geſchlechtes.*) Die arbeitsſcheuen, faulen Drohnen, deren phyſiologiſche Beſtimmung im Bienenſtaat den Alten nicht klar war, haben glänzende und prächtige Leiber wie üppige Frauen, die ihre Zeit nur mit Luxusſorgen ausfüllen (Ariſtot. IX, 40, 9, 22); dagegen ſind die kleinen fleißigen Arbeitsbienen, beſonders die älteren mit ihren unanſehnlichen, bei der Arbeit des Honigſammelns rauh und farblos gewordenen Flügeln dem patriotiſchen Römer ein Gleichnis jener kernhaften, fleißigen Weiber der Sabiner- und Umbrer-Bauern, „deren kräftiger Nachwuchs das Meer mit Punierblut gefärbt hat“ (Virgil. IV, 200). Phocylides leitet den Urſprung der wackeren Hausfrau von der Biene ab und empfiehlt ſie dem Freunde; denn dieſe iſt

„Treffliche Wirtſchaftsfrau und rüſtig im Haus arbeitend;
Ihr zum erſehneten Bunde gelobe dich, trauter Genoſſe.“

Simonides von Amorgos ſingt:

„Die von der Bien' ſtammt, glücklich iſt, wer die empfängt!
Denn ihr allein nur ſitzet nicht der Tadel nah.
Durch ſie erblüht und mehret ſich ſein Lebensgut;
Geliebt und liebend altert mit dem Gatten ſie,
Dem ſie ein ſchönes, rühmliches Geſchlecht gebar.
Vor allen Weibern ſtrahlet ſie in Herrlichkeit,
Denn einer Gattin holder Reiz umſchließt ſie rings.
Es freut ſie nie zu ſitzen unter Weibervolk,
Wo man von Liebesklatſch ſich müßig unterhält.
So ſind die beſten Weiber und verſtändigſten,
Die Zeus den Männern gnädig zum Beſitz verleiht.“

Die faulen Drohnen, welche die fleißigen Arbeitsbienen als „träges Vieh“ von „den Honigkrippen“ ſcheuchen (Virg. IV, 168), ſind das Gegenſtück der Bienen.

„Der iſt den Göttern verhaßt und den Menſchen, welcher ohn' Arbeit
Hinlebt, gleich an Mute den ungewaffneten Drohnen,
Die der emſigen Bienen Gewerk aufzehren in Trägheit,
Nur Meteſſer! (Heſiod. Op. 303.)

*) Vgl. die deutſchen Eigennamen „Bina“ und „Emma“ (= Imma).

Die Drohnen ſind wie die Kreter weiland „faule Bäuche“, ein Gleichnis aller trägen, nutzloſen Menſchen.

„In der Honigkörbe gewölbetem Baue die Bienen
Nähren Drohnengezücht, das Teil am böſen Geſchäft hat.
Jene den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schaffen in Tagarbeit und bau'n weißzelliges Wachs auf —
Dieſe daheim im Verſchluß der gewölbeten Stöcke beharrend,
Mühen ſich, fremden Ertrag in die eigenen Bäuche zu ſammeln.“
(Hesiod. Theog. 587.)

Die Römer gaben ihnen wegen dieſes ſchmarotzenden Verhaltens den Namen „Spitzbuben“ (fures), welches Schimpfwort gewöhnlich nur von den Sklaven gebraucht wurde (Virg. Eclog. V, 16; Terent. Eunuch. IV, 7, 6). Plutarch vergleicht die Drohnen mit den Sophiſten der bürgerlichen Geſellſchaft; ebenſo Ariſtophanes, der in den Weſpen (1113) den Chorführer ſagen läßt:

„Freilich haben Drohnen ſich auch eingeniſtet unter uns,
Welche keinen Stachel führen, aber müßig nur die Frucht
Unſeres Ertrages hier verzehren, ohne Arbeit und Beſchwerd'.“

Die Drohnen ſind auch ein Symbol der Dummheit und Unbeholfenheit, wozu ihr im Verhältnis zu den regſamen Arbeitsbienen plumpes Benehmen Anlaß gab. Auf ſie findet das griechiſche Sprichwort Anwendung:

„παχεῖα γαστὴρ λεπτὸν οὐ τίκτει νόον“
(d. i. ein dicker Schmeerbauch zeuget nicht behenden Sinn).

Sehr gut perſifliert ihr dummes, ſchmarotzendes Weſen Ovid in dem durch die Biene ſo bitter beſtraften Silen. Der dickbäuchige Geſelle muß ſein Honiggelüſte mit jäher Flucht aus dem Walde bezahlen, während die ergrimmten Bienen wie Hagelgeſchoſſe hinter ihm her ſind und ſeinen Glatzkopf zeichnen.*) Der Vernichtungskampf der Drohnenſchlacht iſt für die Drohnen die gerechte Strafe (Varro III, 16).

*) Bekanntlich haben die Bienenſchriftſteller des vorigen Jahrhunderts noch die Drohnen zu Ammen der Bienenbrut, ſog. „Bienenmütterchen“ gemacht. Aber die kurioſeſte Erklärung hat doch ein hoch-

Die Biene ein Symbol der Wehrhaftigkeit und Tapferkeit.

„Ein Volk, Ein Haus, Ein Heer" — das ist die Losung der Bienen, dieses Amazonen-Volkes im Tierreiche. Hier ist die allgemeine Wehrpflicht, zu welcher die modernen Kulturvölker die ganze waffenfähige Volkskraft organisieren, seit unvordenklichen Zeiten Staatsgesetz. Nur das Geschlecht der Drohnen, dieser ehrlosen, faulen Sklaven, von denen wir im vorigen Abschnitte redeten, ist mit Recht von der Waffenehre ausgeschlossen (Hesiod. Op. 304). Von ihnen gilt: „Ehrlos — wehrlos." Wie ein Staatskleid ohne Purpurstreifen, wie ein Circusroß ohne wehenden Kopfschmuck, so entbehrt der freie Mann ohne Waffen der Ehre und des Ansehens, das war altrömischer Waffenstolz.

Die Waffe der Honigbiene ist der scharfe Stachel (aculeus), das telum des „lanzenkundigen Volkes", wie Vater Homer seine Troer nennt. Der Stachel ist scharf und giftgetränkt, wie die den Römern aus den Schlachten bekannten mauretanischen Pfeile oder marsischen Wurfspeere. Wie diese wilden Völker tragen die kleinen Krieger des Bienenvolkes das Gift bei sich (Plin. VII, 3). Wunderbar! Im selben Leibe, wo die Natur die Süßigkeit des Nektar bereitet, erzeugt sie auch den ätzenden Tropfen des Giftes! So nahe liegen die Gegensätze auch im Naturleben bei einander. Damit aber der Stachel nicht bloß oberflächlich verwunde, sondern tödlich in der Wunde haften bleibe, ist derselbe mit einem Widerhaken versehen. In dieser natürlichen Beschaffenheit ihrer gefürchteten Waffe liegt zugleich das tragische Geschick der tapferen Biene.

---

gelehrter deutscher Philosoph des vorigen Jahrhunderts von ihnen zum besten gegeben. Christ. v. Wolf erhebt dieselben in seinem Werke „Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und dem gemeinen Wesen" zur Würde von Beiräten der Königin in der Regentschaft; sie wären also so etwas wie Geheime Regierungs- oder Staatsräte z. D.

Die Wunde am Feindesleib bezahlt der Krieger des Bienenvolkes mit dem eigenen Leben.

. . . . . „Sie laſſen verborgenen Stachel
Eingeſenkt in die Ader, den Geiſt in der Wunde verhauchend."
(Virg. G. IV, 237.)

Mit Bezug auf dieſe verhängnisvolle Wirkung des Bienenſtichs für die Biene ſelbſt ſtellt Seneca (de clem. 19) die moraliſche Betrachtung an: „O daß es doch in der Menſchenwelt ebenſo geſchähe, daß doch der Zorn mit dem Gebrauche der Waffe gebrochen wäre! Daß doch keiner öfter als einmal ſchaden und ſeinen Haß nicht mit Anwendung fremder Gewalt in Wirkſamkeit erhalten könnte! Maßloſe Wut würde leicht ermatten, wenn ſie ſich ſelbſt befriedigte, wenn ſie ihre Gewalt in Todesgefahr ausließe." Die Philoſophen erblickten ein Zeichen der Verweichlichung und Entartung darin, daß ihre Zeitgenoſſen die Bienenſtiche nicht mehr ertragen können, ohne laut wie ein zartes Mädchen aufzuſchreien (Cicero, Tusc. II, 22). Doch kann zu gewiſſen Zeiten und an gewiſſen Körperteilen (z. B. Augenbrauen, Augapfel und Rachen) der Bienenſtich ebenſo ſchmerzlich wie gefährlich ſein. Das wußten die Alten wohl (Plin. XI, 29; Ariſtot. XI, 40, 17). Antenor erzählt, daß die kretiſchen Bienen auf dem Götterberge Ida, die Nachkommen der alten Götterbienen des Zeusmythus, ſo ſtechluſtig ſeien, daß ſie jedweden des Weges Daherkommenden angefallen hätten (Aelian. Hist. an. XVII, 35). Harmonax, des Amyntors Sohn, wurde von den Bienen beim Honigentnehmen getötet. In der That ſcheut die Biene, welche auf ihren Ausflügen niemand beläſtigt, weder Menſchen noch Tiere, wenn ſie ihre Wohnung bedroht glaubt oder ſonſt irgendwie gereizt wird. Wie der Homeriſche Eber aus des Waldes Dickicht hervorbricht,

„wetzend den weißen Zahn im zurückgebogenen Rüſſel
am Felſen",
(Hom. Il. XI, 415)

ſo ſtürzt mit ausgerecktem, giftgetränktem Stachel die kleine Biene wutentbrannt aus dem Thore ihrer Stadt auf den Feind

los. „Sie wetzt den Stachel am Rüssel“ (Virg. G. IV, 74). Für Hab und Gut, für König und Vaterland kämpfen sie bis aufs äußerste. Ihr Schlachtgeschrei heißt: „Siegen und Sterben“ (Senec. de clem. 19. Varro III, 16, 7).

„Ihnen entbrennt unmäßig der Zorn; beleidiget sprühen sie
Geiferndes Gift in den Biß und lassen verborgene Stacheln
Eingeschmiegt in die Ader . . . . .
(Virg. G. IV, 236.)

Besonders den Räubern ihrer Honigschätze wissen sie zu begegnen:

. . . . . „In das Antlitz des Hirten
Stürzen erbitterte Bienen zu Hauf, wenn den Nektar des Seimes
Rauben er will; sie schwingen die Flügel und strecken die Stacheln
Und in Gliedern gereiht um die Veste des schwachen Gewirkes
Bilden sie Wehr um die spaltige Heimat und die geliebten
Grotten des Bimssteins, vorstürzenden Schwarmes verhüllend den Bau
rings. (Claud. Rufin. II, 460.)

Ebenso schlagfertig sind sie in den Kriegen gegen Volksgenossen, wenn es gilt, Empörungen aufständischer Könige (reguli seditiosi, Varro III, 16, 18) zu dämpfen oder Raubbienen und Wespen von der Burg abzuwehren. Wenn nur der König noch lebt, so werden sie mit solchem Raubgesindel bald fertig. Zuerst fliegen nur vereinzelte Bienen als Kundschafter aus und beginnen das Vorpostengefecht (Aristot. IX, 40, 30), dann wenn des Königs Kommando zum Hauptangriff ergeht, rückt laut dröhnend (sub murmure) die Schlachtlinie (agmen) zum Thore hinaus „nachahmend den schmetternden Hall der Trompeten“ (Virg. G. IV, 72; Col. IX, 9).

. . . . . „Der gepriesenen Bienen Geschlechter
Folgen mit lautem Gedröhn dem zuganführenden König.“
(Quint. Sm. VI, 325.)

„Und dann kannst du des Volkes aufwallenden Mut und in Kampflust
Bebendes Herz schon von Ferne vorherschaun, denn es ermuntert
Krieg'rischer Klang, wie des Erzes, die Zauberer, und ein Gesumse
Tönt umher, nachahmend den schmetternden Hall der Trompeten.
Rings dann strömen sie hastig herbei, mit den Fittigen schimmernd,

Schärfen den Stachel mit Macht am Gebiß und ſtrengen die Muskeln,
Und um den König geſchart und das ragende Zelt des Gebieters
Wüten ſie all' und rufen den Feind laut drohend zur Feldſchlacht."
(Virg. G. IV, 70.)

Als ſolche Amazonen hat, wie oben ſchon erwähnt, Vater Homer ſie bewundert. Aber auch ein Äſchylos nimmt die Bienen zum kriegeriſchen Vergleich:

„Das ganze Heer von Reitern und Fußtruppen
Hat wie ein Schwarm von Bienen
Die Stadt verlaſſen mit des Heeres Führer."
(Perſer, 106.)

Dem Ariſtophanes ſind ſie ein Bild gerechter Notwehr, welche der Friedſame gegen den böſen Nachbar üben darf:

. . . . „Ich mag gern friedlich zu Hauſe ſitzen,
Betrübe keinen Menſchen je und rühre keinen Strohhalm;
Nur darf man nicht, wie einen Bienenſtock, berauben mich und reizen."
(Lyſiſtr. 473.)

Wir begreifen gerne, wie dem waffenfrohen und -berühmten Geſchlecht der Griechen und Römer in den beſten Tagen ihrer echten Manneskraft gerade die Biene das Symbol kriegeriſcher Wehrkraft und freudigen Todesmutes werden konnte. Was die einzelne Biene im Augenblick der Not für Volk und Vaterland einſetzt, iſt faſt noch mehr als die Erfüllung jenes kategoriſchen Entlaſſungswortes der ſpartaniſchen Mutter an ihren Sohn: „Entweder mit dem Schild oder auf dem Schild!"

Die Biene ein Symbol der Reinheit und Jungfräulichkeit.

Eine hervorragende Eigenſchaft der Biene iſt der ſehr entwickelte Geruchsſinn, ohne den allerdings dem Inſekt auch alle Möglichkeit benommen wäre, ſeine Nahrung, den in den Blüten der Pflanzen verſteckten Nektar, zu finden (Ariſtot. IV, 8, 15; Plin. X, 90; XI, 2). Wie wäre es ſonſt denkbar, daß die Biene aus den Millionen blühender und duftender Pflanzen gerade diejenigen ſchnell und ſicher herausfände, welche

des Honigs „willkommene Gabe“ gewähren? Davon hat sich wohl jeder Bienenfreund schon zu überzeugen Gelegenheit gehabt. In Zeiten der Haupttracht, wo das Blütenmeer das intensivste Aroma verbreitet, welches dann, wie bei blühenden Akazien, Linden oder roten Kleefeldern, auch für das weniger entwickelte menschliche Geruchsorgan bemerklich wird, leitet der Instinkt des Geruchssinnes die ausfliegenden Bienen so sicher, daß sie dann nicht nach allerlei Richtungen und im weiten Bogen abfliegen, sondern pfeilschnell aus dem Flugloch hervorstürzen und sofort in geradester Linie, in ein- und derselben Richtung davoneilen, als sähen sie das entlegene Trachtfeld unmittelbar vor Augen. Allen Gerüchen sollen die Bienen denjenigen der Melisse und des Mohnes vorziehen (Virg. G. IV, 131; Porphyr. de antr. 18). Der Imker, welcher die Hand mit Melissenkraut eingerieben hat, darf den aufgeregtesten Schwarm nach Herzenslust teilen, durchsuchen und behandeln. Wenn der Stock mit Melissenkraut tüchtig eingerieben ist, verläßt ihn der gefaßte Schwarm nicht mehr (Col. IX, 9). Die größte Anziehungskraft hat aber der Duft des reinen, süßen Honigs auf die Bienen; ihm folgen sie überallhin, auch in die Häuser der Menschen (Col. IX, 8, 16; Aristot. IV, 8, 15).

„Es leitet der Honiggeruch durch die Lüfte die Bienen
Weit aus der Ferne daher.“

(Lucret. IV, 681.)

Dagegen verabscheut die Biene alle üblen Gerüche, allen Rauch (besonders aus Storax und Hirschhorn); sie meidet alle unsauberen, verunreinigten Plätze; sie läßt sich auf keinem faulen, modrigen Baume, geschweige auf toten Körper nieder (Plin. XI, 18). Hierin unterscheidet sich die edelgeborene, ätherisch-reine Biene von dem gemeinen Volk der verwandten Wespen und Horniſſen, welche das Aas mit Vorliebe aufsuchen und an faulenden Cadavern ihre Freßlust befriedigen (Varro III, 116 Plin. IX, 24; Ael. V, 11). Ihr Abscheu richtet sich überhaupt gegen alles Unreine, Unlautere, Unkeusche. Der Ehebrecher ist

ihr ebenso verhaßt wie der Trunkenbold; die Venus vulgivaga wird von der keuschen, jungfräulichen Biene ebenso verabscheut wie die geschminkte, salbenduftende Städterin, deren Ruf zweifelhaft ist (Pall. I, 37; VIII, 5). Die Biene soll die Fähigkeit haben, diejenigen, welche unkeusch leben oder eine Frevelthat auf dem Gewissen haben, aus vielen herauszuerkennen und feindlich zu verfolgen (Ael. V, 11). Dem Diebe setzen sie auf der Flucht nach (Plin. XV, 15). Auch soll in der Nähe ihrer Wohnungen nichts Unreines geduldet werden; es kann ein ganzes Bienenvolk zum Auszug veranlassen, wenn eine Frau, welche gerade ihre Periode hat, den Stock berührt (Plin. XXVIII, 23). Sollen die Bienen gedeihen, so muß sich der Eigentümer einer höheren Sittlichkeit befleißigen, Leib und Seele rein erhalten. Der alte Imker mußte sich nicht nur äußerlich zur Zeidelung vorbereiten, indem er die Honiggefäße reinigte, das Zeidelmesser schärfte, die Rauchpfannen (pultuaria) mit Brennmaterial (Kohlen, Galbanum, trockenem Rindermist) füllte (Pall. VII, 17) und ähnliches mehr, sondern mußte in erster Linie den eigenen Leib reinigen und waschen, sich einige Tage vorher schon des Genusses salziger penetrant-riechender Speisen wie gesalzenen Fleisches, marinirter Fische, der Zwiebeln, des Knoblauchs, auch der Salben enthalten, keinen Rausch sich antrinken, vor allem aber, nach des Hyginus ausdrücklicher Vorschrift, wenigstens einen Tag, ehe er dem „geheiligten Sitze der jungfräulichen Bienen" sich nahte, auf den geschlechtlichen Umgang verzichten (Col. IX, 45). Überhaupt muß er sich, so oft und so bald er den Bienenstöcken naht, reinigen und waschen:

„Wenn den geheiligten Sitz einmal und die Schätze des Honigs
Öffnen du willst, dann erst, mit geschöpfter Quelle dich spülend,
Säubre den Mund!" (Virg. G. IV, 228.)

Reinen, Ehrbaren und Keuschen thun sie nichts zu leid.*)

*) Der alte Colerus (Oec. rur. et domest. S. 329) erzählt: „Meine Mutter, welche eine sehr ehrbare, tugendsame und züchtige Frau war, ist nie von einer Biene verletzt worden. Wenn die Bienen ganz dick

So wurden die Bienen in der Symbolik der Alten zu Vorbildern der Entsagung, Mäßigkeit und Herzensreinheit, der Keuschheit und des jungfräulichen Sinnes. Die Priesterinnen der jungfräulichen Göttinen (s. o.) erhielten mit Absicht darauf den Namen Melissen und die Heimkehr der „reinen, keuschen" Seelen wurde mit Vorliebe dem Auffluge der reinen Biene in den Äther des Lichtes verglichen (Theokr. XV, 94; Porphyr. de antr. 18).*)

Die Biene ein Symbol der Dichtkunst und Redekunst.

An dem Verhältnis des Menschengeistes zur Natur, wie sie in ihrer unberührten Frische heilend und verklärend auf ihn wirkt, er selber aber in ihr sich gesund badet und sie durch den Zauberspruch der Poesie, des Guten, Wahren und Schönen zum Göttlichen emporführt, hat kein Geschöpf der vielgestaltigen Tierwelt so originellen Anteil als die Biene. Auch die Sängerin Cicade und der Psyche-Schmetterling der griechischen und römischen Kunst erreichen diesen einzigartigen Vorzug unseres Insektes nicht. Herrlicher ist diese höchste, zarteste, geistigste Symbolik von keinem der alten Dichter begriffen und dargestellt worden als von Euripides, wenn sein Hippolyt, vor das Bild der Artemis hintretend, in die Worte ausbricht:

„Dir bring' ich, Herrin, diesen frisch geflochtnen Kranz,
Zum Schmuck gewunden auf der unentweihten Flur,
Wo nie der Hirt die Herden auf die Weide führt,
Noch nie die Axt erklungen, wo die Biene nur

---

und schwarz vor den Stöcken lagen, konnte sie sich nahen und mit der Hand unter ihnen herumwühlen."

*) Der Altar der Antonia Pomace in der Sammlung der Villa Medicis zeigt auf dem Hauptreliefbild oben ein Gorgonenhaupt; unten liegt ein Totengerippe, die Hand wie im Schlaf über die Stelle der Augen gelegt, auf dem Knie sitzt ein Vogel (nach andern eine Eidechse), der eine auffliegende Biene (die Seele) vergebens erhaschen will. (Siehe Gruter 669, 2.)

Auf heil'gen Auen über Frühlingsblumen schwärmt,
Da wohnt die Unschuld, tränkt die Flur mit Quellentau;
Wer nicht dem Angelernten folget, wem Natur
Für alle Dinge weisen Sinn und Maß verlieh,
Darf hier sich Kränze pflücken, doch der Böse nicht.
So nimm, geliebte Königin, aus frommer Hand
Die Krone, die dein goldnes Haar umkränzen soll."

Die Bienen sind „der Musen heil'ge Vögel" (Varro III, 16, 7, 30), die „heiligen Redner der Musen" (Theokr. XVI, 29), welche der Dichter wie der Redner und Weise verehren soll. Apollo selbst, der Führer der Musen, war ja Beschützer der Bienen (s. o.). Wie die Musen, den Niederungen des gemeinen Lebens, dem „Hauch der Grüfte" entrückt, mit Vorliebe die Berge mit ihren Grotten und Quellen, den Helikon (Hesiod, Theog. 1), den Olymp (ebenda I, 64; Varro I, 1), den Parnaß mit der poesie-rauschenden kastalischen Quelle (Paus. X, 32, 33) bewohnen, so halten sich auch die alles Unreine und Unwahre verabscheuenden Bienen am liebsten auf Bergen und an Quellen auf; die Blumenwelt, diese Naturpoesie der harten, rauhen Erde, ist der Bienen Tummelplatz. Gleich den Musen leben die Bienen in jungfräulicher Gemeinschaft, im harmonischen Verein bei Verschiedenheit der Gaben und Anlagen. Das Bienenvolk ist ein Volk der Kunst; das Bienenwerk ein Werk voll Schönheit und Ebenmaß, im Hinblick auf die süße Gabe des Honigs auch der Lieblichkeit. Es ist eine Reihe der Geister ersten Ranges mit vollem Bürgerrecht auf dem griechischen Parnaß, welchen die bewundernde Nachwelt den rühmlichen Beinamen „Biene" zugelegt hat. Xenophon, welcher das Schwert so gut wie die Feder zu führen verstand, hat als Fortsetzer des Werkes des großen Thukydides die attische Gesellschaft so anziehend und reizvoll geschildert und in seiner Anabasis die geistige und sittliche Überlegenheit der freien Griechen über das orientalische Wesen so treu und wahrhaft zur Darstellung gebracht, daß ihn seine Landsleute die attische Biene nannten. Gleicher Auszeichnung erfreute sich, mit noch mehr Verdienst, Sophokles.

Er hat in seinen dramatischen Schöpfungen die zwar kernige, aber ungefüge und nicht selten rauhe Art eines Äschylos durch maßvolle Harmonie und vollendete Grazie gemildert. Er verdient in Wahrheit das Prädikat des „Anmutvollen", welches ihm der Epigrammatist Simmias in einer Grabschrift beigelegt hat:

„Mögest du sanft hingleiten um Sophokles Hügel, o Epheu!
Sanft ausgießen auf ihn, dein unverwelklich Gelock;
Rosengebüsch aufblühe da rings und, von Beeren umschimmert,
Schütte der Weinstock feucht grünende Sprossen umher:
Wegen der sinnigen Kunst, die der „Anmutvolle" geübt hat;
Denn ihm waren zumal Musen und Grazien hold."

Wer kennt nicht Sapphos feurige Strophen? Welch' echtes, tiefes, oft wie Flammen auflodernde Naturgefühl in ihren süßen Braut- und Hochzeitsgesängen! Sie ist die lesbische, pierische Biene. Den Lippen des herrlichen Pindar, dieses größten griechischen Lyrikers, der von sich sagen durfte, daß die Muse ihn stark mache, um den olympischen Siegern gesellt „groß wie sie in Hellas Volk hervorzustrahlen durch des Gesanges Weisheit", haben die Bienen, als gottgesandte Lieblinge der Musen, die erste dichterische Weihe gegeben. Als er, ein Jüngling, einst um die heiße Mittagsstunde nach Thespiä ging und ermüdet neben der Straße auf einer Anhöhe ausruhend einschlief, kamen Bienen herbei und tränkten den Liebling der Musen mit köstlichem Honig (Äl. XII, 42; Valer. Max. I, 6); nach der Relation des Pausanias (IX, 23) sollen sie Wachs auf seine Lippen kunstvoll gebaut haben. Dasselbe widerfuhr dem großen Plato, als er, ein Kind noch, durch hymettische Bienen, welche auf seinem Mund sich niederließen, zu hohem Berufe der Weisheit und Wohlredenheit prädestiniert wurde. Wie tief dieser feine symbolische Zug der Musenverwandtschaft der Bienen in der alten Welt haftete, beweist, daß, als das Christentum bereits garantierte Staatsreligion war und alle heidnischen Mythen von Staatswegen verpönt waren, zwei hochangesehene Kirchenväter, der Grieche Chrysostomus und der Mailänder Ambrosius,

beide hervorragende Redner und Dichter, mit der gleichen Auszeichnung ehrend bedacht wurden.*)

Athenäus nennt überhaupt alle Schöpfungen der Dichter und Dichterinnen „bienengeflügelte Melodien der Musen“ (XIV, 8).

Naheliegend ist dann der Vergleich der dichterischen Produkte mit dem Honig. Höchst anmutig und galant werden in der griechischen Anthologie die Verse der Sängerin Erinna mit den honigvollen Waben der Bienen verglichen:

„Sieh hier Waben Erinnens, der Lesbischen! Wenn sie auch klein sind,
Füllet sie doch durchaus Honig vom Helikon an.
Dreimalhundert der Zeilen des neunzehnjährigen Mädchens
Gleichen, erhabner Homer, deinem heroischen Lied.
Mochte die Spindel sie drehn, dem Gebote der Mutter gehorsam,
Oder am Webstuhl stehn, diente den Musen sie doch!“

Noch sei bemerkt, daß das „Honigsüß“ im Sprachgebrauch der Alten durchaus von dem fade und heuchlerisch prädizierten „Zuckersüß“ **) der hochdeutschen Sprache unterschieden werden muß. Honigsüße war das Kennzeichen der durch Wahrheit überzeugenden und zugleich durch Wohllaut, Ruhe und Ebenmaß der Gedankenentwicklung gefälligen Redekunst. Das hat für den griechischen Sprachgebrauch schon Homer ein für allemal festgestellt, wenn er in der Ratsversammlung der Fürsten nach dem donnernden Peliden, der im Zorn das goldene Scepter auf den Boden schmettert, und nach dem lautwütenden Agamemnon, den ruhigen Alten von Pylos mit holder, gemessener Rede eingreifen läßt, Nestor,

„Dem von der Zung' ein Laut' wie des Honigs Süße daherfloß.“
(Il. II, 249.)

---

*) Dieselbe Ehre widerfuhr dann im Mittelalter dem Isidorus Hispalensis, dem h. Dominicus und dem Herold der Kreuzzüge Bernhard v. Clairvaux (Doctor mellifluus).

**) Es ist eine treffende Bemerkung, welche Alex. v. Humboldt gelegentlich in seinem klassischen Kosmos macht, daß sämtliche modernen Kolonialprodukte (Zucker, Kaffe u. s. f.) trotz ihrer Verbreitung über die ganze civilisierte Welt dennoch keine dichterische Verwertung erfahren haben, wie solche unserem Honig oder dem Wein zu teil wurde.

Die Biene ein Symbol der Liebe.

Wir haben gesehen, wie in der Mythologie der Inder die Bienen ein specifisches Symbol des Liebesgottes Kama waren. Es ist eine interessante mythologische Parallele, daß auch Griechen und Römer die Bienen und ihre Produkte als Symbole der Liebe und ihres süßen Dienstes erwählt haben. Schon Theokrit (VIII, 83), gesteht:

„Süßer ist nichts als Liebe; die anderen Segnungen alle
Kleiner; den Honig sogar weiset die Liebe zurück."

Auch im hohen Olymp kann es nichts Süßeres geben:

„Sicher, du trankst, Ganymedes, mit Nektar getränkete Küsse;
Vater Zeus, er selber, schenkt' sie dem Lieblinge ein.
Aber auch ich sog, als ich Antimachus küßte,
Der vor allen erglänzt, lauteren Honig ins Herz."
(Silentiarius bei Jacobs IV, 41.)

Dem Freunde offenbart der beglückte Verliebte das Glück seiner Liebe mit den Worten:

„Dir sind die weichen Küsse der Damno
Und ihres nektarischen Mundes lieblicher Honig bekannt."
(Silentiarius bei Jacobs IV, 41.)

Wie reizend vergleicht Sappho die unberührte Schönheit der jungen Braut mit dem im Laubwerk des Baumwipfels versteckten Honigapfel:

„So wie der Honigapfel am oberen Zweige sich rötet,
Hoch am obersten Ast; ihn vergaßen die Pflücker der Äpfel;
Nein! sie vergaßen ihn nicht, sie konnten ihn nur nicht erreichen."

In nächste, symbolische Beziehung treten die Bienen zu Eros (Amor) selbst, dem Sohne und Boten der „schaumgeborenen" Göttin der Liebe. Als einen Jüngling auf jener Markscheide des Lebens, wo die Liebe in der Sehnsucht nach dem Ideal erwacht und alle Stimmung in dieser Poesie aufgeht, hat ihn Praxiteles, dieser größte Lyriker unter den Meistern der antiken Plastik, dargestellt. Das Haupt des Eros ist sanft geneigt; ein gewisser Ernst schaut auf der heiteren, glatten Stirne, ein halb schalkhaftes, halb schwermütiges Lächeln spielt um die Lippen; alle Züge reden von dem Süßen, welches dem

Jüngling vor der Seele schwebt. So ist er der zartgeflügelte Gott, welcher mit dem süßen Pfeil die Menschenherzen trifft, um die Liebe zu erwecken, die er selber fühlt.

„Den er empfunden, den Gott, hier offenbart ihn der Künstler,
Wie er das Urbild selbst trug in der liebenden Brust."

Dagegen ist die Vorstellung von den Eroten als kleinen neckischen Kobolden, die mit den Verliebten ein mutwilliges Spiel treiben, eine spätere Fortbildung und zwerghafte Verkleinerung des Eros, obwohl gerade diese Auffassung bei den Epigrammatikern und auf den Gemmen, wo Eros die mannigfachsten Proben von Schalkhaftigkeit und Mutwillen leistet, außerordentlich beliebt ist. Eros und die Bienen — das ist eines der lieblichsten und fruchtbarsten Motive der Dichter und Künstler des Altertums und in Nachahmung derselben auch der Modernen. Das antike Gegenstück dazu ist Amor und Psyche, dieses klassische, vom zartesten poetischen Duft umwobene, Liebesmärchen der alten Welt. Ist es nicht merkwürdig, daß gerade zwei Angehörige der sonst nicht viel beachteten Insektenwelt, die Biene und der Schmetterling, die auserwählten Symboltiere für die Liebe wurden? Eros führt nicht nur goldene Pfeile, welche Liebe entzünden, sondern auch bleierne, welche die Liebe verscheuchen; bald taucht er dieselben in Honig, um durch Liebe glücklich zu machen, bald in Galle, um zwischen den Liebenden Verdruß zu bereiten (Ovid, Metamorph. I, 488 f.).

Eines der schönsten und sinnigsten Motive für den Dichter wie für den Künstler ist der von der Biene gestochene Eros. Wir besitzen darüber zwei Variationen aus dem klassischen Altertum und unzählige Nachahmungen bei den Neueren, die wir hier, weil es sich bei den letzteren doch nur um poetische Ausmalerei der antiken Grundidee handelt, gleich folgen lassen. Der lebensfrohe Anakreon, der eigentliche Sänger des „goldgelockten Eros", scheint unter den Griechen der erste gewesen zu sein, welcher den glücklichen Einfall hatte, den Liebesgott den Stachel der Bienen fühlen zu lassen.

„Eros fand einſt ein Bienlein
In einer Roſe ſchlafend,
Und ward von ihm geſtochen.
Kaum fühlt er ſich am Finger
Der kleinen Hand verwundet,
So lief, ſo flog er weinend
Hin zu der ſchönen Kypris.
„„O weh! o weh! ich ſterbe,
Ich bin gebiſſen worden
Von einer kleinen Schlange,
Die aber Flügel hatte,
Der Landmann nennt ſie Biene.““
Da ſprach ſie: „„Macht der Stachel
Der Biene ſolche Schmerzen:
Wie meinſt du, daß es ſchmerze,
Wenn du, mein Sohn, verwundeſt!““
(Nach der Überſetzung von Ramler.)

Die andere klaſſiſche Variation, welche von der eben angeführten nur darin abweicht, daß ſie Eros zum beſtraften Honigdieb macht, rührt von Theokrit her:*)

„Einſt ward Eros, der Dieb, von den zornigen Bienen geſtochen,
Als er Honig dem Korb entwendete. Vorn an den Händen
Hatten ſie all' ihm die Finger durchbohrt; er blies ſich die Hände,
Schmerzvoll, ſprang auf den Boden und ſtampfte. Jetzo der Kypris
Zeigt er das ſchwellende Weh' und jammerte, daß ſo ein kleines
Tierchen die Biene nur ſei und wie mächtige Wunden ſie mache.
Lächelnd die Mutter darauf: Biſt du nicht ähnlich dem Bienlein?
Schau, wie klein du biſt und wie mächtige Wunden du macheſt!“
(Überſ. von J. H. Voß.)

Eine etwas andere Deutung derſelben Idee iſt folgende Eros-Epiſode des ſpaniſchen Dichters Eſtevan Manuel de Villégas*):

---

*) Von dieſer tragikomiſchen Familienſcene beſitzt die Kunſt eine ganze Reihe trefflicher Genrebilder. Am bekannteſten ſind diejenigen von **Lukas Kranach** dem Älteren, der dieſe Scene nicht weniger als fünfmal behandelt hat (vgl. Schuchardt, „Lukas Kranach, des Älteren Leben und Werke“, 1851, Bd. II, S. 17 (zweimal), 101, 127, 146). Siehe das Titelbild unſeres Buches!

*) In deſſen „Las Eroticas“ (1620), welche ſich durch Zartheit

„An einem Roſenſtocke
Sich Bien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeiſter
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl verſehen;
Die ſchärfſte Spitze führet
Der Stachel des Inſektes.
Die Biene mit Geſumme
In Kreiſen ſich erhebet,
Und er, der Loſe, kichert
Und trillt ſich tauſend Verschen.
Allein bald finden Rache
Die Blumen wie die Herzen;
Er geht hinweg verwundet
Und ſie bleibt tot zur Stelle."
(Aus Hofmanns Blüten ſpaniſcher Poeſie.)

Der italieniſche Dichter Zappi läßt in einem Liebesgedicht eine Unzahl Eroten, als neckiſche Kobolde, wie ein Bienenſchwarm über die Geliebte herfallen. Sie hängen ſich in ihr ſchwarzes Haar, ſie ſteigen mit lodernden Fackeln in die ſchönen Augen, ſie verſtecken ſich hinter den dunklen Augenbrauen und — ſchießen von all' dieſen Baſtionen und Schanzen ihre Pfeile auf den Liebhaber. Eine Biene, der kleinſte Kobold, verkriecht ſich ſogar in ihren Buſen.*)

Weniger anmutig, aber immerhin originell iſt das Schickſal, welches dem ſchlafenden Eros von ſeiten der Honig ſuchenden Bienen in einem Gedichte von Conz begegnet:

„Als wir tiefer kamen ins Dunkel des heiligen Haines,
Lag wie ein purpurnes Äpfelchen hold, der Knabe Cytherens,
Ab den Bogen gelegt und den pfeilverwahrenden Köcher;
Dieſe hingen am Baum, vom ſäuſelnden Laube geborgen.
Lächelnd lag er, von Schlummer umſtrickt, auf Blättern von Roſen.

der Empfindung und ſüßen Wohllaut der Sprache auszeichnen und dem Dichter den Beinamen des ſpaniſchen Anakreon eintrugen und ſichern.

*) Vgl. den ganz ähnlichen ſymboliſchen Gedanken in dem berühmten Freskobild von Sodoma „Alexander und Roxane" in der Farneſiana in Rom.

Goldene Bienen umkrochen des Schlafenden wächserne Lippen,
Krochen hinein und heraus und ſogen den Honig der Liebe."

Eine artige Rache nimmt Eros als „geſtochener Amor" in einem Sinngedicht bei Leſſing:

„Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferluſtbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da ſtach den kleinſten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Roſenblättern,
Wo es ſonſt Honig holte, ſchlief.
Durch dieſen Stich ward Amor klüger.
Der unerſchöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegsliſt nach:
Er lauſcht' in Roſen und Violen,
Und kam ein Mädchen ſie zu holen,
Flog er als Bien' heraus und — ſtach."

Unter aller Kritik iſt die rohe, indecente Behandlung des Lieblings der Götter und Menſchen bei dem Satiriker des dreißigjährigen Krieges, Michel Moſcheroſch in ſeinem Buche „Wunderliche und wahrhaftige Geſichte (vgl. Sueños des Quevedo y Villégas) Philanders von Sittewalt." Der arme Eros gerät, nachdem ihn die Bienen zerzauſt haben, in die Hände roher Landsknechte, welche ihn durchprügeln. Hier hört die Poeſie auf.

Ehe wir aber dieſes intereſſante Kapitel ſchließen, müſſen wir noch die Symbolik des Kuſſes, dieſes Siegels und Pfandes der Liebe, durch die Biene in einigen der ſchönſten poetiſchen Deutungen zum Worte kommen laſſen. Daß die Liebe im ſüßeſten Kuß einen Stachel in das Herz drückt, davon giebt ein liebliches Sinngedicht (aus der griechiſchen Anthologie) Kunde:

„Blumenkoſende Biene, warum verläſſeſt du deine
Süßen Blumen und ſtörſt ſummend den liebenden Kuß?
Oder willſt du mir ſagen, o Freund: die Biene der Liebe,
Auch im ſüßeſten Kuß drückt ſie den Stachel ins Herz."

Neu und ſchön, ganz in dem Geiſte der Alten, iſt Logaus reizende Dichtung, daß die Bienen aus den Küſſen entſtanden

ſeien, welche Venus dem Adonis gab. Die Bienen erinnern durch die Süßigkeit ihres Honigs an Aphrodites Liebesglück und durch ihren Stachel an des Adonis Tod:

„Mädchen, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Mädchen, habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Als ſie den Adonis liebte,
Der ſie liebt' und auch betrübte?
Wann im Schatten kühler Myrten
Sie ſich kamen zu bewirten,
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer ſie die Zeit vermiſſen,
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer um die Wette,
Eines ward des andern Klette,
Bis es Venus ſo verfügte,
Die dies Thun ſehr wohl vergnügte,
Daß die Geiſter, die ſie hauchten,
Innen blieben, nie verrauchten,
Daß die Küſſe Flügel nahmen
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Meer der Lüfte,
Wieſen, Wälder, Feld und Klüfte,
Scharten ſich zum Küſſen immer.
. . . . . .
Aber Neid hat ſcheel geſehen
Und Verhängnis ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis' Totengräber.
Venus, voller Zorn und Wüten,
Hat gar ſchwerzlich dies erlitten.
Als ſie mehr nicht konnte ſchaffen,
Ging ſie, ließ zuſammenraffen
Aller dieſer Küſſe Scharen,
Wo ſie zu bekommen waren,
Macht' daraus die Honigleute,
Daß ſie geben ſüße Beute;
Daß ſie aber auch daneben

Einen ſcharfen Stachel gäben,
So wie ſie das Küſſen büßen
Und mit Leid erſetzen müſſen."

Taſſo läßt ſeinen Aminta berichten, wie auf grüner Au eine Biene um die Roſenwange der Phyllis ſchwärmte, ſie für eine Blume nahm, anflog und ſtach. Da nahte Silvias Lippe der Schmerzensſtelle, Zauberſprüche flüſternd, und ihr Mund heilt was er berührt. Aminta wird bald darauf in die Lippe geſtochen und fleht um Heilung, die ihm gewährt wird:

„So ſüß entſaugen Bienen
Den Honig keiner Blum', als ich ihn ſog
Aus jenen friſchen Roſen;
Wenn gleich die glüh'nden Küſſe
Nach feuchtem Labſal lechzend,
Von Furcht und Scham gezügelt
Nur leiſere Berührung
Und minder kühne wagten.
Doch während jene Miſchung
Von Gift und Süße heimlich
Und ſanft mir in das Herz drang,
Empfand ich ſolch' Entzücken,
Daß ich mich ſtellt', als ſei noch immer nicht
Der herbe Schmerz gewichen;
So kam's denn, daß ſie mehrmals
Den Zauber wiederholte."

Dies liebliche Motiv entnahm Taſſo aus einem idylliſchen Roman der Alexandrinerzeit, Klitophon und Leukippe von Achilles Tatius.

Guarini, den die Italiener den „Dichter des Kuſſes" par excellence nennen, ſucht den Dichter des „Gerusalemme liberata" in dieſem Punkte noch zu übertreffen, anknüpfend an Theokrit, welcher des Kußwettſpiels gedenkt, das die Megarer einſt zu Ehren ihres Gaſtfreundes Diokles eingerichtet:

„Ihm um das Grabmal ſtets verſammeln ſich, hebet der Lenz an,
Jünglinge, eifrig bemüht Siegpreis zu gewinnen im Wettkuß.
Wer holdſeliger nun anheftete Lippen an Lippen
Schwer mit Kränzen behängt hinwandelt er heim zu der Mutter."

Die schöne Amarillis ist von Arkadien gekommen, Mirtill liebt sie und noch ganz jugendzart mischt er sich als Mädchen verkleidet unter die Mädchen. Diese wollen den Kußwettstreit der Männer auch einmal probieren; Richterin sei, wer den „kußlichsten" reizendsten Mund hat. Das ist Amarillis. Jede nach dem Los geht nun hin, um ihre Lippen auf dem seligen Probierstein der Anmut zu versuchen. Mirtills ganze Seele schwebt auf seinem Munde, all sein Gefühl fließt in Einen Punkt zusammen und wird zum — Kuß. Seine Glieder zittern vor dem Raub, den er begehen will, aber ihr heiteres Lächeln richtet ihn auf. So lange der Druck seines Kusses die geküßten Lippen schließt, empfindet er nur lautere Süßigkeit. Als sie aber wieder küßt, da fühlte er den Stachel der Liebesbiene im Herzen sanft und tödlich. Sie reicht ihm den Kranz, der ihm auf der Stirne brennt; er setzt ihn der Geliebten auf, sie reicht ihm die Blumen aus ihren Locken, die er noch trägt zum schmerzlich holden Angedenken. Die Hirten singen:

„Der Kuß ist tot, der nicht erwidert wird!
Nur dann, wenn Mund an Mund sich schmiegt,
Der süße Pfeil von Amors Sehne
Nach Einem Punkt in beiden Herzen fliegt,
Wenn der empfang'ne Kuß die Schöne,
Wie der, den selbst sie giebt, vergnügt,
Wenn beider Wonne gleich sich wiegt,
Da küssen sich die Seelen und mit ihnen
Zieh'n Lebensgeister in die küssenden Rubinen,
Und quillt in sel'gem Lusterguß
In jedes Herz des andern Überfluß,
Es wird, wie es verborgen war,
Ein süßestes Geheimnis offenbar."

Eine recht glückliche Nachahmung der erwähnten Logauschen Mythe brachte Bereslas in seinem „Ämsen-Immenkrieg", von dem weiter unten (s. german. Völker und III. Teil, klassische Beilagen) die Rede sein wird, zu stande:

„Venus, von glücklicher Liebe beseelt zu dem holden Adonis,
Sprach: der seligen Zeit verbleib' ein lebendiges Denkmal!

Da entquollen den Händen der Himmlischen Wundergeschöpfe.
Leicht auf ätherischen Schwingen entschwebten sie, gleichwie der Liebe
Süße Gedanken, durchs Frühlingsgefild in die lockende Ferne.
Immer nur suchend das Eine, des Lebens liebliches Labsal,
Wo es aus himmlischer Höh' in Blumenherzen sich senkte,
Selig im Suchen und Finden und selig im Wiedergeben.
Cypria lächelte süß, voll Freud' an dem sinnigen Werke.
Aber das Schicksal lauerte schon, heimtückisch und plötzlich
Brach es herein, und der Herrliche sank vom Zahne des Ebers.
Nun in unendlichem Leid durchschweifte die trauernde Göttin
Hain' und Gebirg' — das bang nachrief die weinende Stimme —
Bis sich ihr Herz der Thränen gesättigt. Da rief sie mit Wehmut
Ihre kleinen Trabanten: Die Rose der Liebe hat Dornen,
Schmerzliche Dornen, auch euch nicht mangle der bittere Stachel!
Seid denn, wie meine Liebe, Bereiter der Lust und der Schmerzen!
Allen nun legte den Stachel sie an. So wurde den Bienen
Göttlicher Ursprung, süßes Gewerb' und tödliche Waffe!"

In den „Stimmen der Völker" übersetzte Herder ein sehr stimmungsvolles sicilianisches Liebeslied von Meli (dem Honigreichen), wo die honigsuchenden Bienen zuletzt an die Honiglippen der Geliebten, als die wahre Honigquelle, gewiesen werden:

„Sag', o sag', du kleine Biene,
Wohin eilst du schon so frühe?
Noch auf keinem Wipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröte?

Allenthalben auf den Wiesen
Zittert noch der Nachttau funkelnd.
Nimm in acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht schade!

Sieh! die Blümchen alle schlummern
Noch in ihren grünen Knospen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Blütenbettchen.

Doch, du schlägst so rasch die Flügel,
Eilest emsig deines Weges!
Sage, sage mir, o Bienchen,
Wohin gilt's, wohin so frühe?

Suchſt du Honig? Wenn's nichts andres,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Plätzchen zeigen,
Da du immer Honig findeſt.

Kenneſt du nicht meine Nice,
Nice mit den ſchönen Augen?
Ihre Lippen hauchen ſüße
Süßigkeiten unerſchöpflich.

Auf der purpurfarb'nen Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten,
Da iſt Honig, auserleſ'ner,
Da, o Bienchen, ſauge, ſauge!"

Es iſt ein den herben Schmerz verſüßender Scherz, wenn der Dichter das von der Biene auf den Mund geſtochene Mädchen damit tröſtet, daß die Biene gewiß den Mund mit der ſchönſten Roſe verwechſelt haben müſſe, bis die Geſtochene ſelbſt auf den Scherz eingeht und unter Thränen lächelt. Oder der Dichter wird auf die in der Nähe der Geliebten ſummende Biene eiferſüchtig und jagt ſie als Nebenbuhler weg:

„Süße, warme Frühlingsluft,
Wenn bequem mit offner Bruſt
Lehnt im Fenſter meine Schöne,
Hört der Nachtigallen Töne,
Unbeſorgt, daß man ſie ſähe,
Weil ſich rings in dichter Nähe
Bäume vor ihr Fenſter drängen,
Welche ſchwer voll Blüten hängen.
Ich, geſchmiegt an ihre Seite,
Zieh', indem ich mit ihr ſtreite,
Ob ihr Buſen weißer ſei,
Einen Blütenzweig herbei.
Aber, ehe wir's verglichen,
Iſt ſie ſchnell zurückgewichen,
Weil ein kleines Bienchen ſie,
In dem Blütenſchnee verſteckt,
Plötzlich ſummend hat erſchreckt.
Kleiner Nebenbuhler, flieh!
Ruf ich aus und ſchüttl' ihn weg,
Und ein Kuß verſüßt den Schreck.

Der couragierte Liebhaber thut noch mehr als dies; er küßt den Bienenſtich — Süße wie Schmerz — als Beſchützer der Geliebten von der Lippe weg. So in dem galanten Gedichtchen von Haug:

„Ich wallte jüngſt, o Cöleſtine,
Mit dir am Silberbach,
Als plötzlich lüſtern eine Biene
Dich in die Lippe ſtach.

Da küßt' ich von dem Roſenmunde
Die Süße wie den Schmerz.
Der Honig blieb auf meinem Munde;
Der Stachel ging ins Herz."

Julius Moſen hat den Bienenſtachel allegoriſch zum Werkzeug der Liebesrache verwandelt:

„Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: „„Ich laß es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit ſinnen,
Es gilt mir alles Scherz.""

Doch plötzlich war geſprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat ſich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Hat in die Bruſt geſtochen
Die ſchöne Quälerin."

Und Gottfried Keller ſingt:

„Ich halte dich in meinem Arm, du hältſt die Roſe zart,
Und eine goldne Biene tief in ſich die Roſe wahrt.
So reihen wir uns perlenhaft an Einer Lebensſchnur;
So freu'n wir uns, wie Blatt an Blatt ſich an der Roſe ſchart;
Und zuckt mein Kuß auf deinen Mund, ſo zuckt die Flammenſpur
Bis in der Biene Herz, das ſich dem Herz' der Roſe paart."

Auch in die darstellende Kunst reicht diese erotische Bienensymbolik mannigfach hinüber. Auf vielen alten Gemmen ist der, einen Bienenkorb umstürzende, Eros eine sehr beliebte Figur. Ein von Bienen umschwärmter Blumenstrauß ist Sinnbild der üppigsten weiblichen Lebensfülle. Geschäftige Bienen, welche auf Gemälden von Blume zu Blume fliegen und eine nach der andern durch einen Kuß der Süßigkeit berauben, sind Sinnbilder für Liebesboten.

Während die Biene bei der antiken Poesie und Kunst, welche beide mythologisch motiviert waren, in der Symbolik der Liebe die fruchtbarsten und sinnigsten Deutungen fand, ist dieselbe nach dieser Richtung bei den Germanen und Slawen vollständig leer ausgegangen. Für das Liebesleben der germanischen Phantasie liegen die Symbole mehr in der Pflanzenwelt als im Tierreich; die Biene wenigstens kommt als Liebessymbol zu gar keiner Verwendung. Dies der Grund, warum wir uns erlaubten, in diesem Abschnitt die An- und Nachklänge der klassischen Bienen-Erotik bei den Neueren hier vorauszuschicken.

Die Bienen ein auguriſches Symbol.

Das augurische Moment ist ein Charakteristikum aller Naturreligionen. Die Gottheit offenbart ihren Willen in Bezug auf die Menschen bei besonders wichtigen, bevorstehenden Ereignissen durch allerlei außerordentliche Naturerscheinungen, welche dann als günstige oder ungünstige Vorbedeutung (omen) erfaßt, beobachtet, und von den dazu in erster Reihe befähigten Priestern gedeutet werden. Die ganze sichtbare Welt, der Himmel wie die Erde, das Pflanzenreich wie das Tierreich und das Menschengeschlecht, sind der Schauplatz solcher Offenbarungen. Besonders augurischen Charakter hatte die Vogelwelt, daher die bei Griechen und Römern systematisch ausgebildete Kunst der Auspizien und Augurien. Unter den Insekten stehen die Bienen als augurische Symbole oben an. Mit den Vögeln haben sie die freie, un-

gehemmte Bewegung durch die Luft, den ätherischen Flug zum Licht gemeinsam; besonders aber gab das geheimnisvolle Leben der Bienen als organisiertes Volk mancherlei symbolische Beziehung auf Leben und Schicksal der Menschen ab. Allgemein verbreitet war der Glaube, daß Bienenschwärme, welche sich an Häuser anhängen, Feuersbrunst bedeuten:

„molitasque examen apes passimque crematas
perbacchata domos nullis incendia causis."
(Claudian b. get. 241.)

oder Unheil überhaupt:

„examen apum in arbore praetorio imminente consederat."
(Liv. XXI, 46.)

„fastigium capitolii examen apum insedit."
(Tacit. annal. XII, 64.)

In der griechischen Sage ist das Schwärmen der Bienen aber auch ein Symbol der Kolonienbildung für das Volk (Ael. var. XII, 40). Wie ein Rabe die Kolonie des Battus nach Kyrene (Kallim. hymn. in Apoll. 66), der Wolf diejenige der Irpiner (Strabo II, 208) leitete, so haben nach Philostratus die Musen in Bienengestalt die Jonier nach Asien geführt, die Nymphen, ebenfalls in Bienengestalt, den Ephesiern den Ort für die Erbauung ihrer Stadt bezeichnet. Der Bienenschwarm, welcher sich zu Laurentum auf einen heiligen Lorbeerbaum niederließ, verkündet die Ankunft des Äneas und seiner trojanischen Kolonie in Italien.

Daß Bienenschwärme als bedeutungsvolle Zeichen der Herrscherwürde angesehen wurden, erzählt Cicero (de divin. I, 33, 73): Als Dionysius von Syrakus noch nicht König war, wollte er eines Tages im Leontinischen Gebiete durch einen Fluß reiten, aber sein Pferd versank in Strudeln und konnte mit keiner Anstrengung herausgezogen werden. Dionysius ging ärgerlich weiter. Gleich darauf hörte er hinter sich Wiehern; er sah sich um, da kam sein Pferd lustig dahergerannt und an seiner Mähne saß ein Bienenschwarm. Was dieses Wunder

prophezeite, traf richtig ein, indem Dionysius wenige Tage nachher König wurde.

Livius (XXVI, 23) berichtet aus der Zeit des zweiten punischen Krieges, daß ein ungeheurer Bienenschwarm sich auf dem Marktplatze zu Casinum niedergelassen habe, während gleichzeitig im Tempel des Jupiter zu Cumae Mäuse das Gold benagten und in Campanien mehrere Tempel und Grabmäler vom Blitz getroffen wurden. Das waren „drohende Zeichen", wegen deren ein allgemeiner Bettag ausgeschrieben und einige Tage lang mit ungünstigem Erfolg geopfert wurde. Endlich verhießen die Opfer Glück und es zeigte sich bald, daß das Unglück die Konsuln Quintus Fulvius und Appius Claudius allein traf, während der Staat ohne Schaden davon kam.

Dem Pompejus war der ungünstige Ausgang der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus im voraus verkündet worden, indem Blitze in das Lager einschlugen und Bienen sich auf den Feldzeichen niedergelassen hatten (Dio Cass. 42).

Dem Varus wurden auf seinem verhängnisvollen Zuge in den Teutoburger Wald die Bienen, welche sich auf dem Altar im Lager niederließen und dort Wachszellen ansetzten, ein schlimmes Vorzeichen (Dio Cass. 46).

Als Drusus im Jahre 12 unserer Zeitrechnung mit einem Heere den Zug in die untere Wesergegend ausführte, ließ sich vor dem Zelte seines Lagerpräfekten Hostilius Rutilius ein Bienenschwarm um ein starkes Seil und einen Lanzenschaft nieder. Die Haruspices deuteten dieses Omen als böses Vorzeichen. Der Erfolg war aber ein anderer als der gefürchtete. Drusus schlug bald darauf die siegreiche Schlacht bei Arbalo, woraus die Soldaten den Schluß zogen, daß die Wissenschaft der Haruspices nicht unfehlbar sei (Plin. XI, 18).

Der Tod des Kaisers Claudius wurde durch einen Kometen, einen blutigen Regen, die freiwillige Öffnung des Tempels des Jupiter Victor und besonders dadurch angezeigt, daß sich ein Bienenschwarm im Lager niederließ (Dio Cass. 42).

Cicero berichtet, daß sich bei den öffentlichen Spielen ein Bienenschwarm auf der Arena niedergelassen habe. Dieses Wunder galt den Konsuln für so wichtig, daß Zeichendeuter aus Etrurien geholt wurden (de harusp. resp. 3).

Als sich ein Bienenschwarm an die neben dem Isistempel auf dem Kapitol stehende Herakles-Bildsäule festgesetzt hatte, wurde der Tempel der ausländischen Gottheit, welche dieses Omen im Glauben der Patrioten veranlaßt hatte, sofort niedergerissen.

Es ließe sich die Zahl dieser Beispiele noch um ein Erkleckliches aus den alten Schriftstellern vermehren.

Die angeführten Beweisstellen dürften zur Genüge darthun, daß die Bienen von besonderer augurischer Bedeutung waren und zwar für das Wohl und Wehe des Staates so gut als für Leben und Tod der jeweiligen Cäsaren oder Feldherren. Selbst die Adler der Legionen wurden durch das unheilverkündende Eintreffen der geflügelten Amazonen im Lager in ihrem welterobernden Siegesflug zeitweilig beängstet.

Die religiöse Unterlage dieses Aberglaubens, der hier wie überall in der Masse des Volkes eine Macht war, weist über die römische Staatsreligion hinaus in die Vorzeit der altitalischen Naturreligion, wie sie noch in der Kaiserzeit, besonders in Etrurien zahlreiche Anhänger und Verehrer hatte. Sonst müßten sich doch zwischen diesem Aberglauben und der von uns quellenmäßig nachgewiesenen Symbolik der Biene in der öffentlichen Religion der Griechen und Römer irgendwelche Vergleichungspunkte auffinden lassen. Wir konstatieren hier dasselbe Nebeneinander von öffentlicher Staatsreligion und geheimem Aberglauben, welches selbst in dem hochentwickelten Geistesleben der modernen Kulturvölker eine Thatsache ist.

Vgl. Pauli: „Realencyklopädie der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaften.“
Friedländer: „Römiſche Sittengeſchichte.“
Göll: „Kulturbilder aus Hellas und Rom.“
Magerſtedt: „Bilder aus der römiſchen Landwirtſchaft.“
Mejer: „Tierkunde des Ariſtoteles.“
Schwenck: „Sinnbilder der alten Völker.
Creuzer: „Symbolik.“
Lübke: „Grundriß der Kunſtgeſchichte.“
Heine: „Die germaniſchen, egyptiſchen und griechiſchen Myſterien.“
Stark: „Mythologiſche Parallelen.“

Fünftes Kapitel.

Bei Germanen und Slawen.

„Du gepriesenes Land des germanischen Volkes, wie bist
du vor andern gesegnet,
Daß der schwelgende Blick ringsum auf der Flur nur
des Reichtums Fülle begegnet.
Tief beuget die köstliche Ähre den Halm und die Saaten,
die goldenen Wogen,
Und heimwärts schwankt die erfreuliche Last von stam-
pfenden Rossen gezogen.
Da gedeihen erquickliche Früchte genug, frisch glänzend
in dunkelem Laube,
Und es träufelt, auf sonnigen Hügeln geglüht, uns der
Wein aus köstlicher Traube.
Breit rauschen die herrlichen Ströme hinab, nach dem
Meer in Eile gewendet,
Von dem Kiele gefurcht, der Schätze uns bringt von
entferntester Zone."
(Hoffmann.)

Mit diesem schönen Hymnus eines wackeren Deutschen auf seine gesegnete deutsche Heimat betreten wir den lieben vaterländischen Boden, als letztes Kulturgebiet der Bienen, als letzte Station auf unserer symbolischen Wanderung vom Osten zum Westen, vom Süden zum Norden. Sei uns willkommen, teures Vaterland, du liebe, traute Heimat, in der unsere Wiege stand und so viele Gräber teurer Lieben gegraben sind! „Des Deutschen Vaterland", nicht im engeren politischen Sinne des neugeeinten Deutschen Reiches, dessen wir uns freuen, sondern jenes größere, weitere, ideale, von dem der „Deutscheste der Deutschen", unser Ernst Moritz Arndt gesungen hat, — es ist ein großes und schönes Land, der Liebe und des Lobes wert. Gottlob, daß wir Deutsche sind und singen und sagen dürfen: „das schöne Land ist uns bekannt, es ist ja unser Vaterland!"

Bei Griechen und Römern, in deren Mitte wir im vorigen Abſchnitte weilten und die klaſſiſche Symbolik unſerer Lieblinge inmitten eines klaſſiſchen Volkes bewundern durften, galt das deutſche Land, der Wohnſitz der germaniſchen Völkerſtämme, nicht für ſchön; es war den Südländern nicht ſympathiſch und im Grunde genommen auch nur zum geringen Teil bekannt.

Tacitus, welcher doch gewiß allen guten Willen hat, von Deutſchen und Deutſchland nur Gutes zu reden und in ſeiner Germania dieſem standard-work deutſcher Kraft, Frömmigkeit, Zucht und Sitte die Altvorderen faſt über Gebühr mit Ruhm bedeckte, läßt mit der Nord- und Oſtſee — „die Natur“ enden und zwar nicht blos im geologiſchen Sinn, daß dort bei den Hyperboräern der orbis aufhöre, ſondern in dem ethiſchen Sinne zugleich, daß dort das Leben der Natur eigentlich nicht mehr lebenswert und genießbar ſei, ſo wie wir etwa heute von Spitzbergen und Nowaja-Semlja reden würden.

Plinius, der Polyhiſtor, erzählt anderen nach, daß die Bewohner der deutſchen Nordküſte von Hafer und Vogeleiern leben; er glaubt ſogar, daß die dort lebenden Menſchen Pferdefüße haben und den nackten Leib mit übermäßig langen Ohren bedecken, ähnlich wie die Fledermäuſe mit ihren Flügeln zu thun pflegen, wenn ſie kopfüber ihr Winterſchläfchen machen. Das ſind allerdings Übertreibungen und zwar unbewußter Art: die Thatſachen wurden den nicht als Augenzeugen Berichtenden ſchon entſtellt zugetragen und die Eindrücke der wenigen Augenzeugen, der Seefahrer, die den Bernſtein an der Oſtſee und das Zinn an Britanniens Küſte holten, der Legionsſoldaten, die nur vorübergehend bei einem Vorſtoß in das germaniſche Binnenland einen oberflächlichen Einblick thun konnten, ſind unklar und verſchwommen, in gewiſſer Hinſicht auch ungerecht, ſofern den an einen blauen, ſonnigen Himmel gewöhnten Südländer der bleierne, nebelumwölkte, hagel- und ſchneeſchwangere Himmel unſerer Breiten wenig zuſagte. Und doch iſt das deutſche Land zu keiner Zeit, auch damals nicht, ſo rauh und

unwirtlich, so öde und traurig gewesen, als die Berichte der alten Schriftsteller vermuten ließen. Die Natur hat unsere Heimat weder allzu üppig, noch allzu kärglich bedacht. Wenn sie uns mit den melancholischen Nebeln, dem Schnee und Frost eines oft recht harten und langwierigen Winters nicht verschont hat, so gab sie uns dagegen auch einen blütenreichen Frühling, früchtereifende Sommerwärme, „wo lau die Lüfte weh'n, die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend steh'n" und einen klaren milden Herbst, voll Früchten und Freuden. Und welch eine großartige Abwechselung bietet dieses germanische Land: Von den schneebedeckten Alpengipfeln im Süden durch eine große fruchtbare Hochebene, welche der Donaustrom dem Aufgange der Sonne zu durchströmt, über herrliche waldige Bergketten und durch viele fruchtbare Thäler bis zum großen, weiten Tiefland des Nordens, zu den Haiden und Marschen der Nord- und Ostseeländer!

Ebenso sind die Bewohner dieses großen Landes nicht schlechtweg „Barbaren" gewesen, wie sie der Römer- und Griechenstolz zu nennen pflegte. Sie sind vielmehr — und dieses Ruhmeszeugnis stellt nicht dünkelhafter Nationalstolz, sondern die Kulturgeschichte zweier Jahrtausende aus — ein überaus reich mit Kräften des Leibes und des Geistes ausgestattetes Naturvolk gewesen, der reichsten und vielseitigsten Entwicklung fähig, für die verständnisinnige Aneignung fremder, überlegener Kultur besonders glücklich veranlagt, und in seinem tiefen, reinen, gottesfürchtigen Gemütsleben von dem Herrn der Welt mit einem Himmelsschatz gesegnet, um den es alle Völker des Erdkreises beneiden müssen.

Wir Deutschen brauchen uns weder unseres Landes, noch unserer Vorfahren zu schämen. Diese haben nicht umsonst in jenem gelebt und gearbeitet, gekämpft, gelitten und gesiegt. Aus dem frost- und nebelreichen hercynischen Waldgebirge ist durch den rastlosen Fleiß vieler Geschlechter ein schönes Kulturland geworden. Aber eben dieser Urwald, von dem Plinius (hist.

nat. XVI, 2)) Wunder über Wunder erzählt, hat unsere Altvorderen als eine natürliche, große, uneinnehmbare Festung gegen die schwersten Angriffe seiner Feinde geschützt; im Teutoburger Wald sind Roms siegestrunkene Legionen in den Staub gesunken. Der Wald hat den Germanen an Leib und Seele frisch, gesund und urwüchsich erhalten, so daß es dem abgelebten Römervolk in der That als jugendlicher Erbe der Weltherrschaft, als Träger der Zukunft, entgegenschreiten konnte. Im deutschen Walde hat die deutsche Jugend ihre Kraft im Kampf mit dem wilden Getier erprobt und gestählt; wenn die „Recken ausfuhren zum Pirschen in den Wald auf Bären und Wisende", da durfte der Sänger wohl mit der Strophe des Nibelungenliedes fragen: „wasz kunte küeners gesîn?" Im Walde lagen jene futterreichen Weidegründe (Plin. h. n. XVII, 3), auf denen die Herden halbwilder Pferde und Rinder (pecorum fecunda, Tacit. Germ. V) ihre Nahrung suchten. Im Walde lag die dem Ackerbau dienstbar gemachte „Hufe" mit dem Wohnhaus des Besitzers.

Im Tempel des Waldes, verborgen vor jedem profanen Blick, hatte der fromme Sinn des Naturvolkes seine Heiligtümer mit Vorliebe sich gegründet; die himmelanstrebenden Stämme uralter Eichen und Buchen, dieser riesigen, stummen Zeugen der Vorzeit, über deren Wipfel so mancher Sturm und Wetterstrahl dahingefahren ist, waren die lebendige Säulenhalle dieses Naturtempels; der um den blutigen Opferstein in Andacht versammelten Volksgemeinde rauschten die Zweige, vom Winde bewegt, ein Lied aus Walhalls fernen Räumen und was immer an frohen oder traurigen Zeichen der Griffel ihrer Geschichte aufzuschreiben hatte aus des Volkes Lust und Leid, das meldeten die Runen, eingegraben in die Rinde der Bäume, von Geschlecht zu Geschlecht. Der heilige Schauer im Halbdunkel des dichtbelaubten Haines, in dessen regen Wipfeln der Wind flüstert, während das goldne Sonnenlicht um die bewegten Blätter funkelt, aber kaum zum Boden mit warmem Strahle dringt —

er war dem altgermanischen Gemüte im Naturgefühl der Erwecker der religiösen Stimmung; diese selbst mildert und verklärt sich durch die belebende Frische, durch das freudige Grünen, durch den Hauch von Gesundheit und Kraft, in welcher sich uns die Liebe der geheimnisvollen Macht verkündet, die als Seele in allem wirkt und webt. Darum bewegen sich gerade in diesem germanischen Waldgefühl bis auf diesen Tag unsere schönsten Volkslieder, diese köstlichen Perlen echtester, religiös gestimmter Naturpoesie. Wilhelm Müller singt uns Deutschen aus der Seele:

„Im Walde bin ich König,
Der Wald ist Gottes Haus,
Da weht sein starker Odem
Lebendig ein und aus."

Im deutschen Walde wuchs neben den heiligen Götterbäumen der Eiche und Esche, neben der weithinschattenden Buche „die Linde breit", dieser Honigbaum unseres Vaterlandes im wahren Sinn des Wortes, mit seinem balsamisch duftenden, nektargetränkten Blütenmeer, welchen kein anderer Baum an Honigreichtum übertrifft. Was keine Palme und Ceder, keine Sykomore und Cypresse, was der heilige Ölbaum und der Weinstock nicht bietet, das schenkte die deutsche Linde im deutschen Walde ihren „lieben Gesellen", den Bienen in reichlichster Fülle. Wenn auch kein Lotos, kein Amrabaum und keine Madhavistaude die kalten, klaren Wasser unserer Flüsse und Seen schmücken, wenn der goldglänzende Krokus und die dunkle Hyazinthe unsere Anger und Wiesen nicht zieren, es blühen auch auf deutscher Erde „der guoten Blümlein vil, gar schône grün und weiss und rot." — Sollte da die Mutter Natur nicht auch für die Biene gesorgt haben? Wie das deutsche Volk*) verdankt auch das Volk der deutschen Bienen dem Walde alles: Heimat, Nahrung, Schutz gegen Sturm und Kälte. Im Waldes-

*) „Dem Walde verdankt das deutsche Volk der Urzeit fast alles." (Felix Dahn, „Urgeschichte der german. Völker" S. 34.)

dickicht, tief im Innern hohler Stämme und knorriger Äste wird die Bienenburg gebaut; hier werden die Honigschätze geborgen; das Volk selbst gedeiht, geschützt vor dem sengenden, erschlaffenden Glutstrahl des Hochsommers, wie vor den verderblichen Regengüssen der Gewitter, vor dem Sturm, der sich an den Waldriesen, wie an einer ehernen Schlachtreihe bricht, wie vor der erstarrenden Kälte, welche die mit Moos und Schorf bedeckte Rinde des Baumes trefflich abhält*). Lange bevor die keltischen Urbewohner, welche überhaupt der Landwirtschaft mehr zugewandt waren als die Jagd- und Kriegsspiel liebenden Germanen, die edlen Obstsorten der Kirschen, Pflaumen, der Walnuß, der Birnen und Äpfel (belgische Äpfel) in den milderen Strichen des oberen Germaniens kultivierten; lange bevor der römische Legionär im Rhein- und Moselthal den Bienenpark (alvearium, apiarium) seines Landgutes mit der Cassia einpflanzte, hatte die Biene „als wildes Tier" im deutschen Walde Heimatrecht und wahrscheinlich auch Bürgerrecht als Haustier auf „der Hufe" des deutschen Bauern gefunden. In den abgesägten Baum- und Astklötzen wurde das Volk der Waldbienen zur Wohnung des Menschen gebracht, um hier die erste primitive Pflege und Behandlung zu erfahren. Varus und Drusus (s. o.) begegnen auf ihren Eroberungszügen im Innern Germaniens Bienenschwärmen. Pytheas, der kühne Seefahrer, fand auf seiner Entdeckungsreise, die er mit einer Flotte von Cantium (Canterbury) aus über die Nordsee nach dem germanischen Festlande unternahm, in den Bernsteinküstenländern Bienenzucht vor. Die Bewohner dieser Küstenstriche strichen Honig auf ihr Brot und bereiteten aus Honig und Getreide den Met (Strabo IV, 5). In Noricum und Kärnten, also der Heimat der als tüchtige Bienenrasse bekannten Krainer Biene, waren Honig und Wachs Gegenstände des Tausch-

*) Die der Natur nachgebildete sog. „Klotzbeute" bewährt sich heutigen Tages noch in Polen, Litauen und Rußland als treffliche Bienenwohnung für die dortigen kalten Winterfröste.

verkehrs und Handels mit Italien (Strabo IV, 6). Plinius (XI, 14) erwähnt es als ein Wunder, daß er einmal eine dunkel gefärbte Honigscheibe aus Germanien gesehen habe, welche eine Länge von über acht Fuß hatte (wahrscheinlich eine alte Riesenwabe aus einem hohlen Baumstamm).

Doch erst mit der allmählichen Einführung des Christentums wurde die Bienenzucht ein lebensfähiges Stück der nationalen Landwirtschaft. Das größte Verdienst darum erwarb sich auch nach dieser Richtung die Kirche. Besonders die zahlreichen Klöster mit ihren frommen, gelehrten und fleißigen Mönchen waren zugleich die ersten Kolonisationsposten für das deutsche Land. Neben den frommen Übungen eines beschaulichen Lebens gaben sich die Mönche gelehrten Studien hin, machten das Land urbar und widmeten sich mit Vorliebe dem Obstbau und der Bienenzucht, welche sie zuerst auf eine geordnete, systematische Weise betrieben haben und zwar nicht allein des Honigs wegen, sondern besonders auch um des Wachses willen, dessen „göttliche Fettigkeit" für die Befriedigung der kultischen Bedürfnisse willkommen war. Abt Sturm, der hochberühmte Gründer des Klosters Fulda, soll seine Mönche an dem Beispiel der jungfräulichen Bienen die Vorteile eines geordneten klösterlichen Zusammenlebens gelehrt haben. Karl der Große, dieser im Krieg und Frieden gleich tüchtige, für alles Große, Schöne und Gute begeisterte Held und Kaiser, richtete auf seinen Domänen Musterwirtschaften der Ökonomie ein, wozu er die nützliche Bienenzucht mit inbegriff. Das berühmte Capitulare Karls über die kaiserlichen Landgüter (de villis vel curtis imperialibus), welches den gewaltigen Herrscher und Helden auch im kleinen und kleinsten, in der Fürsorge für das Geringste großartig erscheinen läßt, behandelt in 70 Abschnitten alle Zweige und Produkte der damaligen Landwirtschaft; darunter befinden sich auch ausführliche Vorschriften über die Pflege der Bienen (s. Mühlbacher, Leg. Car. I, 181). So konnte es nicht fehlen, daß die Bienenzucht bei unseren Vorfahren bald ein geschätzter Teil der Landwirt-

ſchaft wurde, wovon die bienenrechtlichen Geſetzesbeſtimmungen der altdeutſchen Rechtsſammlungen, wie die Lex Wisigoth. (VIII, 6) und die Lex Bajuv. (XXI, 1, 9) Zeugnis geben*).

Wie verbreitet ſchon in der früheſten geſchichtlichen Zeit die Bienenzucht und -Pflege geweſen ſein muß, erhellt aus den zahlreichen Ortsnamen, welche mit der Stammſilbe Imme (= Biene) anheben, Immendorf, Immenſtadt, Immenhauſen, Immenſtaad, Immenſtedt, Immendingen, Immnitz u. ſ. f. Trotzdem kann von einer eigentlichen apiſtiſchen Litteratur bei den Deutſchen vor dem 18. Jahrhundert nicht wohl geredet werden. Die wenigen agronomiſchen Schriftſteller, von denen wir oben (ſ. Ägypten, Bugonie) zu reden Gelegenheit nahmen, behandeln die Bienenzucht und -Wiſſenſchaft in durchgängiger Abhängigkeit von der Bienenweisheit der Alten, beſonders der Römer Varro und Columella. Eine gewiſſe ſelbſtändigere Beobachtung verrät der einzige Konrad von Megenburg in ſeinem „Buch der Natur“, auf welches wir im Verlaufe dieſes Kapitels zurückkommen werden.

Weder in den ſagenfernen Zeiten ihrer Wanderung aus den ariſchen Urſitzen nach Weſten und Norden, noch in den

*) Die Biene heißt bei den alten Deutſchen piâ, was Grimm in ſeinem „deutſchen Wörterbuch“ vom Stamme pi = bauen (vgl. Biber) ableitet. Im Mittelhochdeutſchen heißt die Biene bîe oder beie (peie), wie heutzutage noch im bayriſchen Dialekt, während bîn und Imme mehr Eigentum des ſchwäbiſchen Dialektes ſind; vgl. beô (altgotiſch; daher beô-wulf = Bienenwolf, d. i. Specht). Verwandt iſt bith (litauiſch), ptsche und ptschele (ruſſiſch), ptschelen (ſerbiſch), wčela (böhmiſch), pszezola (polniſch). Alle die genannten Bezeichnungen ſind Derivata aus dem ſanskrit. Worte pâ (vgl. Indien, madhupa = Honigtrinker). Der Honig heißt im Altdeutſchen das honag, im Mittelhochdeutſchen das honeg; vgl. hunang (altnordiſch), honey (engliſch), honeg, hanig (altſächſiſch), honing (ſchwediſch); dagegen überſetzt Ulfilas in ſeiner berühmten gotiſchen Bibelüberſetzung das Wort μελι (Mark. 1, 16) mit einem dem Griechiſchen nachgebildeten Wort: „milip“. Die romaniſchen Sprachen ſchließen ſich an das Lateiniſche apis an; abeille (franz.), ape (ital.), abeja (ſpan.), abelha (provencal.).

ersten heidnischen Jahrhunderten ihrer Ansiedelung in den jetzt germanisierten Ländern war die Biene nachweisbar ein Kulturtier der Germanen. Dazu fehlte so ziemlich alles: Ort, Zeit, Gelegenheit und Bekanntschaft. Von einer symbolischen Verwertung der Biene und ihrer Produkte in der Mythologie der alten Germanen kann deshalb in dem Sinne wie bei den bis jetzt daraufhin betrachteten Völkern nur wenig die Rede sein. Nicht die Biene, wohl aber der Honig und das künstliche Honigprodukt des Metes, dieses Lieblingsgetränk der altgermanischen wie noch jetzt der slawischen Völker, findet in der Mythologie eine Stelle.

Im Gegensatz gegen den episch-idyllischen Hintergrund der griechischen Götterwelt trägt die germanische Mythologie einen ernsten, sogar tragischen Charakter. Die germanischen Götter stehen in unablässigem Kampfe mit den feindlichen Mächten der die Natur- und Kulturordnung bedrohenden Riesen. Dieser Kampf ist ursprünglich von dem Ringen und Wechseln der Jahreszeiten und der bald freundlich-fördernden, bald feindlich-zerstörenden Naturerscheinungen ausgegangen, später aber auf das Gebiet des Geistigen und Sittlichen übertragen worden. Eben diesen Charakter trägt in ausgeprägtester Weise der Patriarch der germanischen Götterfamilie, in dem das höchste und tiefste, das feinste und goldechteste Element des germanischen Wesens personifiziert worden ist — Odin (Wodan). Odin, der Gott des allbelebenden und alldurchdringenden Lufthauches, ist auch der Gott des Geisteshauches. Beide, Lufthauch und Geisteshauch, sind durchdringend und erfüllend, labend und erquickend, stärkend und mitsichfortreißend. Der mythologische Ausdruck dieses Geistes, der „vom Trank der Schönheit trunken", Geister trunken macht in heiliger Begeisterung, der sie berauscht zu künstlerischem Schaffen, ist Odins Met*). Es ist kein ge-

*) Vgl. den Soma-Trank der Vedischen Götter. Indra berauscht sich im Soma.

wöhnlicher Met, ſondern ihm war das Blut eines Zwergen Kwâſir, „der war ſo weiſe, niemand mochte ihn um ein Ding fragen, er wußte Antwort“, beigemiſcht. Den Trank hatte in Verwahrung des Rieſen Suttung ſchöne Tochter Gunnlöd, deren Liebe Odin durch Liſt und Verkleidung erlangt und mit der Liebe, deren er ſich drei Tage und drei Nächte erfreut, drei Züge aus dem wunderbaren Met. In drei Zügen hat Odin die drei Gefäße geleert und entflieht nach Walhall. Für ſich und für die, welche er bevorzugt und liebt, hat Odin die Gabe der Dichtung und Weisheit gewonnen. Daher heißt die Dichtung „Odins Fang“, „Odins Trank“, „Odins Gabe“. Nach echt germaniſcher Auffaſſung iſt die wahre Dichtung Weisheit. Das Weſen dieſer Dichtung iſt aber trunkene, entzückte Begeiſterung. Ein prachtvolles Bild der Edda (Hawamal) ſchildert, wie Odin ſelber das Erlebnis mit dieſem Met erzählt:

„Der Reiher Vergeſſenheit überrauſcht Gelage
Und ſtiehlt die Beſinnung;
Des Vogels Gefieder befing auch mich
In Gunnlöds Haus und Gehege.“ (12)

„Trunken ward ich und übertrunken
In des ſchlauen Fialars Felſen.
Trunk mag frommen, wenn man ungetrübt
Sich den Sinn bewahrt.“ (13)

„Gunnlöd ſchenkte mir auf goldnem Seſſel
Einen Trunk des teuern Mets.
Übel vergolten habe ich gleichwohl
Ihrem liebenden Herzen
Ihrer glühenden Gunſt.“ (105)

„Ratamund ließ ich den Weg mir räumen
Und den Berg durchbohren.
In der Mitte ſchritt ich zwiſchen Rieſenſtaigen
Und hielt mein Haupt der Gefahr hin.“ (106)

„Schlauer Verwandlungen Frucht erwarb ich;
Wenig mißlingt dem Liſtigen.
Denn Odhrörir iſt aufgeſtiegen
Zur weitbewohnten Erde.“ (107)

„Zweifel heg' ich, ob ich heim wär' gekehrt
Aus der Riesen Reich,
Wenn mir Gunnlöd nicht half, die gute Maid,
Die den Arm um mich schlang." (108)

Hier ist der Rausch dichterischer Begeisterung eingekleidet in den Rausch des Trankes des heiligen Met. Auch die Namen Kwâsir (= die schäumende Gärung) und Odhrörir (= Geistaufrührer) sprechen etymologisch die gleiche Lehre aus. Aber merkwürdig: Nur durch die Liebe gelangt Odin zu dem selig berauschenden Trank. Nicht ohne höchste Liebeslust wird Odin zum ersten germanischen Dichterkönig — aber auch nicht ohne tiefstes Liebesleid zu geben und zu empfangeu. Odin verläßt treulos die liebende Maid:

„Den Ringeid, sagt man, hat Odin geschworen,
Wer traut noch seiner Treue?
Den Riesen beraubt er mit Ränken des Mets
Und ließ Gunnlöd sich grämen." (110)

Nach den drei seligen Nächten folgen für Gunnlöd die langen, bangen Tage des sehnsuchtsvollen Grämens, das ihr Leben verzehrt. Aber der treulose Liebhaber, und wäre er ein Gott, geht nicht leer aus. Aus dem Herzen des in Glanz und Glorie thronenden Dichterkönigs klingt es in Erinnerung „an die gute Maid, die alles dahin gab" wie die Selbstanklage eines bösen Gewissens: „Übel vergolten hab ich der Holden heiligem Herzen!" Rührender und tiefer kann man die alte Geschichte nicht erzählen: „Wie Liebe doch mit Leide stets endlich lohnen muß."

Auch die Kunst der tiefsten, geheimsten Weisheit floß für Odin aus diesem Met-Trunk:

„Hauptlieder neun lernt' ich vom weisen Sohn
Bölthorns, des Vaters Bestlas
Und trank einen Trunk des teuern Mets,
Aus Odhrörir geschöpft." (M. Edda. Hawamal 91.)

Der weise Seher Bölthorns ist Odin selbst; von sich selbst aus lernt er, ohne Lehrmeister, die Runen und Runenlieder.

Der teure Met ist das Lied, die Poesie, welche das tote Zeichen der Rune belebt und heiligt, nachdem sie selbst aus der Quelle der Begeisterung geschöpft ist. Daher das altnordische Sprichwort: „Die Runen müssen mit hehrem Met geheiligt sein“ (M. Edda, Sigrdîfa 169).

Auch der Riese Mimir an der Esche Yggdrasil trinkt, sofern er das Gedächtnis der ursprünglichen Dinge, überhaupt das Gedächtnis und Wissen repräsentiert, „jeden Morgen Met aus Walvaters Pfand“ (Wöl. 22).

Ebenso Saga, die Göttin der geschichtlichen Überlieferung. Sie ist ja Odins Tochter und nimmt als solche schon an dem Mettrunk teil. Auch in der Heldensage begleitet der Mettrunk den Austausch wichtiger Mitteilungen. Hierher gehört der bei Trinkgelagen übliche Gedächtnistrank und der Minne-Trank zwischen zwei Verliebten. So tritt die schwedische Königstochter Hildigunn vor den Gast ihres Vaters, den Ylfing Hiörvard, mit metgefülltem Silberkelch und spricht zum Willkomm der Fremden: „Heil allen Ylfingen zu Rôlf Krakis Gedächtnis!“

Die jüngere Edda erzählt, Odin habe den Menschen Suttungs Met gegeben, wodurch diese die Dichtkunst üben können („yrkja“). So wird der Met schließlich gleichbedeutend mit Dichtkunst (skâldskapr) erklärt (Sn. 85, 87, 98). Im Rûnahal (Salm. 28, 3 f.) läßt sich ein Dichter also vernehmen:

„Einen Trunk gewann ich des kostbaren Mets,
Genetzt aus Odhrörir.
Da begann ich zu wissen und weise zu sein,
Zu wachsen und Werke zu weben;
Wort suchte mir Worte vom Wort,
Werk suchte mir Werke vom Werk.“

Warum aber gerade Odhrörirs Met diese göttlichen Kräfte der Poesie weckt, sei noch zum Schlusse erwähnt. Auf seinem Weltgange kehrt Kwâsir bei den Zwergen Fialar und Galar ein. Diese laden ihn zuerst gastlich zu traulichem Gespräche ein; dann aber erschlagen sie ihn und lassen das Blut des Er-

ſchlagenen in den Keſſel Odhrörir (= Rührer, Erreger des Lieds) und in die zwei Gefäße Sôn (= Sühne)*) und Bodn (= Angebot, reconciliatio, oblatio) rinnen. Dieſes Blut wird mit Honig vermiſcht; ſo entſteht der Met der Götter und Dichter (Heims-Kr. 1, 24). Wie ſinnig und wahr iſt in dem Bilde einer an ſich barbariſch-grauſamen That hier ſymboliſiert, daß des Menſchenlebens tragiſche Schuld nur im Geiſte der Weisheit gewürdigt, nur in dem von der Süße der Menſchenliebe begeiſterten und geweihten Dichterherzen die letzte Sühne erhalten kann!

Ein Symbol des Himmelskräfte enthaltenden, Leben und Geſundheit fördernden Honigs iſt jener Honigtau, welcher von der Eſche „Yggdraſil", dem Weltbaum des Univerſums, auf die Blätter der Bäume und Pflanzen herabfällt. Während dieſe Eſche, ein Gleichnis der ſproſſenden Naturkraft, von vielen feindlichen Mächten von unten bis oben in ihrem Wachstum fortwährend bedroht iſt, beſprengen ſie die Nornen (Schickſalsgöttinnen) täglich mit dem heiligen Waſſer aus dem Brunnen Urdt, um ihn vor Welken und Fäulnis zu bewahren. Die dabei von der Welteſche auf die Erde herabfallenden Tropfen ſind der Honigtau (ſ. o. den Honigtau auf den dodonäiſchen Eichen).

Als Sinnbild des himmliſchen Segens kommt der Honig auch in den aus dem germaniſchen Heidentum herſtammenden ſog. „Ackerſegen" vor. Wie dem Jupiter Dapalis (Cato de re rust. 132) die daps bereitet und Weinſchalen ausgegoſſen, hernach Hirſe, Fenchel, Lauch und Linſen geſäet wurden, ſo gingen ähnlich bei unſeren heidniſchen Vorfahren dem Pflügen des Feldes Opferbräuche voraus. Ein genaues Bild eines ſolchen Ackerſegens, in welchem nächſt Milch und Mehl gerade der Honig eine Rolle ſpielt, iſt beſchrieben im Cod. exon. 5214.

*) Met wurde noch bis tief in das Mittelalter hinein auf die Gräber der Erſchlagenen zur Mord-Sühne ausgegoſſen.

Die Bôt d. h. Sühne (s. o.) des durch Zauber verderbten Ackers nimmt folgenden Verlauf: „Aus den vier Winkeln des Ackers werden Rasenstücke geschnitten, darauf Öl, Hefe, Milch und Honig gelegt und das alles mit heiligem Wasser besprengt. Dann werden die Rasenstücke zur Kirche getragen und zwar so, daß das Grüne gegen den Altar gewendet ist, vier Messen darüber gelesen und die Rasenstücke noch vor Sonnenuntergang wieder auf den Acker gebracht. Nun werden die Segenssprüche gesprochen und das Umpflügen des bezauberten Ackers beginnt. In die erste Furche wird zu Anfang Mehl von allerlei Getreide gelegt; kommt der Pflüger an das Ende der Furche, so soll er dort eingegraben finden einen Topf mit Honig." „Was alles," frägt hier mit Recht Jakob Grimm (Deutsche Mythologie II, 1036), „sollen diese seltsamen Vorschriften? Nie werden Pflüger mit Honig und Milch gespeist, nie Brote und Kuchen an die Axe gesteckt? Das sind eben uralte, aus dem germanischen Heidentum in das Christentum herübergenommene Bräuche."*) Wir werden nachher bei dem andern Bienenprodukt, dem Wachse, noch mehr heidnischen Aberglauben zu konstatieren haben, desgleichen in allerlei Bienen-Bräuchen und Sprichwörtern, die wir zum Schlusse anführen werden.

Eine weit intensivere Symbolik widerfuhr der Biene bei den germanischen Völkern, seit mit dem siegreichen Durchbruch des Christentums die christlichen Heilsgedanken in Kultus, Kunst, Dichtung und Legende zur allegorisierenden Darstellung kamen. Wenn auch die Biene im Neuen Testamente gar nicht, der

---

*) Vgl. damit Hiob Cap. XXXI, 38—40, wo der alttestamentliche Dulder sich von jeglichem Vorwurf der Sünde reinigen will, auch von etwaiger Versündigung an seinem Felde:

„Wenn über mich mein Acker schreiet
Und zusamt seine Furchen weinen,
Wenn ich seine Kraft verzehrte ohne Zahlung,
So möge statt Weizen sprossen Dornengebüsch
Und statt Gerste giftiges Unkraut!"

Honig nur an wenigen Stellen (ſ. o. Hebräer) erwähnt wird, ſo iſt die chriſtliche Symbolik, auch hier in den Spuren der antiken Symbolik, als der künſtleriſch maßgebenden Vorgängerin, ſich bewegend, nicht arm an mancherlei typiſchen Bildern aus dem Bienenleben ſowie der Bienenprodukte. Ein ſo häufiges Katakombenbild wie der Fiſch, die Taube, der Adler, der Löwe, das Schäflein (des guten Hirten und agnus Dei), die Schlange (Teufel und Sünde) iſt unſere Biene nicht. Doch kommt ſie immerhin auch auf chriſtlichen Sarkophagen der Katakomben-Welt vor.*) Die Kirchenväter Auguſtinus (de civit. Dei XXII, 24; de gen. III, 14), Ambroſius (hexaëm. V, 21), Hieronymus (ad Heliodorum epitaph. nepot.), Baſilius (in hexaem. 6), Tertullian (adv. Marcion. I, 14) gewinnen dem Bienenleben die verſchiedenſten allegoriſchen Beziehungen zu dem Leben der Chriſten ab. Eine Reihe von Tugenden der Chriſten, beſonders die Wohlthaten der Kirche finden durch die Biene eine paſſende Vergleichung. Sie iſt (ſ. o. Griechen und Römer) auch im Chriſtentum ein auszeichnendes Attribut der Beredſamkeit und Weisheit vieler hervorragender Kirchenlehrer wie des Ambroſius, Chryſoſtomus, Iſidorus Hiſpalenſis, Bernhard v. Clairvaux. Mit ihrem himmelanſtrebenden Flug in die Sphären des Lichtes iſt ſie ein Symbol des Auferſtandenen, der in das ätheriſche Reich der Verklärung eintritt. Petrus von Capua nennt Chriſtus „apis aetherea“. Frater Baptista de Pisa (liber conformitatum vitae S. Francisci ad vitam Jesu Christi, Mailand 1510) zählt an den Eigenſchaften der Bienen eine ganze Reihe von Ähnlichkeiten zwiſchen dem Leben ſeines Ordensheiligen und Jeſu Chriſti auf. In ihrem geiſtbeſeelten Ordnen, Sammeln, Vorbereiten iſt ſie ein Abbild des heiligen Geiſtes, welcher als die ſüßeſte und beſte Gottesgabe die Herzen der Gläubigen „beruft, ſammelt,

*) So auf dem ſchon von Winckelmann beſchriebenen Sarkophag des Junius Baſſus; ebenſo auf einem Sarkophage in S. Lorenzo fuori le mura (Rom).

erleuchtet," und auf das ewige Leben durch die heiligen Sakramente schon im Diesseits vorbereitet („spiritus meus super mel dulcis", Eccles. 14, 17). Besonders durch Glaube und gute Werke hervorragende Jungfrauen werden durch die Attribute der Bienen ausgezeichnet; so nennt Ambrosius die h. Agnes „apis argumentosa".*) Die Jungfrau Maria wird auf einem Gemälde des Tizian mit dem Christuskinde so dargestellt, daß letzteres eine Biene in der Hand hält. Maria wird in der „Goldenen Schmiede" des Konrad von Würzburg nicht nur als Morgenröte, Tau, Taube, Rose, Lilie, sondern auch als Biene besungen, welche der Welt jungfräulich den Honig des Evangeliums in ihrem Kinde spendet. Oder sie [ist selbst] als dulcissima virgo „der Honig der Welt".

„Maria! Du bist der süssen bete ein waben,
der schöne tropfet zu aller zît,
wann unter deiner zunge lit
diu milch und honigseim."
(Strophe 205 a. a. O.)

„Maria! Mutter, reine maged
die sam der morgensterne taget
dem wîsellosen armen heer,
das uf dem wilden lebensmeer
der grundlosen werld swebet."
(Strophe 140 a. a. O.)

„Maria! „du bist das honig unvergället.
der gottelichen süssigkeit,
durch deine güte ward geleit
verborgentlich in unser wachs."
(Strophe 1010 a. a. O.)

„du bist der wîsellosen
panier und auch ir fahn."
(Strophe 975 a. a. O.)

Frauenlob (mellifluus) preist Christus als „der wîsellosen herr"; er ist „unser Honig".

*) Ebenso die h. Cäcilia „famula tua, Domine, quasi apis tibi argumentosa deservit." (Ecclesiast. in fest. S. Caec. bei Du Cange 315.)

Thomas von Cantimprat ſchrieb ein Erbauungsbuch, in welchem alle chriſtlichen Tugenden in der Biene vorgebildet ſind. Die Biene, ſofern ſie rein und unbefleckt mit ſauberen Flügeln mitten im Honig lebt, iſt ein Bild der keuſchen Seele, die ſich rein und unbefleckt vor den Verſuchungen der Fleiſchesſünden erhält.

In dem melodiſch-ſchönen Hymnus auf die himmliſche Herrlichkeit ſingt im Mittelalter Pater Damiani, das Natürliche in das Geiſtige erhebend:

„Zu des ew'gen Lebens Quellen iſt der durſt'ge Geiſt entbrannt,
Und die eingeſchloſſ'ne Seele ſprengte gern des Körpers Band,
Kämpft und ringt in der Verbannung, ſtrebt empor zum Vaterland.

Welche Wonne, welch Entzücken dort am großen Hochzeitsmahl,
Wo ſich aus lebend'gen Perlen hebt und wölbet Saal an Saal,
Wo das Gold der Hallen funkelt und der Edelſteine Strahl.

Winters Kälte, Sommers Hitze bleiben ferne ſolchem Ort,
Hier in ew'gem Frühling glühen rote Roſen fort und fort,
Wieſen grünen, Saaten reifen, Bäche Honigs fließen dort."

(Nach der Überſetzung von M. Carrière „Kunſt und Ideale".)

Die Bienen haben im Glauben des chriſtlichen Volkes etwas Heiliges. Darum wird nach altchriſtlichem Brauche dem Täufling bei der h. Taufe ein Tröpflein Honig in den Mund geträufelt. Der Honig, als die ſüße Gabe der reinen Biene, ſymboliſiert hier die geiſtliche Reinheit und Milde, welche der Täufling als ein Wiedergeborener ſich angeeignet haben ſoll. Wie die Juden an ihrem Neujahrstage, ſo genießen die Chriſten bei dem Beginn der Faſtenzeit, beſonders am Gründonnerstage in der Karwoche, mit Vorliebe Honig; hier iſt der Honiggenuß ein Bild der Herzensreinigung und Vorbereitung auf das h. Oſterfeſt.

In der chriſtlichen Legende erſcheinen die Bienen häufig als fromme dienſtbare Weſen. Als die erſten britiſchen Glaubensboten Irland verließen, um den noch heidniſchen Deutſchen das Chriſtentum zu bringen, ſollen ihnen die Bienen auf das

Meer nachgefolgt sein. Im Bergischen steht eine uralte Immenkapelle, wo einst die Bienen um eine verloren gegangene Hostie eine köstliche Monstranz aus Wachs geformt haben sollen. Viktor v. Strauß hat diese Legende, welche übrigens in den verschiedensten Gegenden Deutschlands (auch im Elsaß und in Bayern) ziemlich gleichlautend auftritt, zum Gegenstand eines sinnigen Gedichtes erhoben:

„Kommen emsig alle Bienen,
Selbst die Drohne will nicht rasten.
Mit den Füßchen bau'n sie hurtig
Schlanke Säulenreihn von Wachse,
Leichte Bogen, spitz sich neigend,
Wölben droben sie zur Halle" u. s. w.

Unter den zahlreichen Hostienlegenden des christlichen Mittelalters, in denen allen unsere Bienen dem Venerabile auf diese oder jene wunderbare Weise ihre Dienste anbieten, verdient die von Jakob Balde (Libr. II sylv. apiar. III, 53 ff.) erzählte, auch um ihrer schönen Diktion willen, besondere Erwähnung. Darin heißt es:

„Nec semel et tecto nivea sub nube tonanti
Aedificasse domum
Jucunda fama prodidit.
Heu! mediis quoties campis neglecta jacebat
Aethere missa Ceres
Periculosa in gramine,
Rumor ubi vestri regis pervenit ad aures:
Convocat et medius
Patrum rogat sententiam.
Pars indignantur mortalibus agmine facto:
Spicula pars acuunt
Justasque promittunt minas,
Numinis urget honor: bellum differtur et ira.
Rex meliore Deum
Censet reponendum toro
Vix ea: cum motis castris emissa juventus
Ocius approperat
Humi jacentem tollere.

Hae sternunt alas, hae pulvinaria subdunt
Pallida de violis
Et de ligustris candida."

Die Biene ſteht als Wachs und Honig produzierendes Tier im Dienſte Gottes und der Kirche. Im Cod. vindobon. theol. 259 iſt uns eine lateiniſche Beſchwörungsformel zum „Feſtbannen" davonziehender Bienenſchwärme erhalten („ad apes conformandos"), in welcher der Schwörende die Bienen als „Mägde des Herrn" anruft: „vos estis ancillae Domini, adjuro vos per nomen Domini ne fugiatis a filiis hominum." Einen merkwürdigen, uralten Bienenſegen (ſ. unt. S. 251 u. 253) fand Haltrich auf einem Pappdeckel eines Buches der Schäßburger Schulbibliothek Nr. 245, betitelt: „disputatio de Deo etc. Claudiopoli 1570. Derſelbe lautet: „Maria stund auf eîm sehr hohen berg. sie sach einen swarm bienen kommen phliegen. sie hub auf ihre gebenedeyte hand, sie verbot in da zu hant, versprach im alle hilen und die beim verslozzen; sie sazt im dar ein fass, das Sanct Joseph hat gemacht. In das sollt er phliegen und sich seines lebens da genügen. In nomine u. ſ. w. Amen."

Eine Beſchwörung der Königin findet ſich in einer oratio ad revocandum examen apum dispersum bei Baluz, capitul. tom. II, p. 663: „adjuro te mater aviorum per Deum regem coelorum et per illum redemptorem Filium Dei, ut non te altum levare, nec longe volare, sed quam plus cito potest ad arborem venire; ibi te collocas cum omni tuo genere vel cum socia tua. Ibi habeo bona vasa parata, ut vos ibi laboretis in nomin. P. F. Sp. S. Amen."

Die Biene ſteht vermöge dieſer Eigenſchaften und Leiſtungen in einem höheren Rang als alle übrigen Tiere. Sie hat etwas Dämoniſches: „diu pîe ist maget"; „sie wird âne hîleichiu dinc geboren." Sie führt gleich einem menſchlichen Kunſtmeiſter „wift und wabe". Der Weiſel (Weiſer) iſt der Herzog des Stammes, dem die Arbeitsbienen als ſeine Dienſtmannen

in Krieg und Frieden Gefolgſchaft leiſten müſſen. „einen fürsten hânt bîen“ (M. S. 1, 84); „volgheden als ihrem coningk doen diu bîen“ (Maerl 3, 343); „alsam diu bîen zuo dem karn (Wohnung) mit fröiden vallent, ob (wenn) ir rehter wîsel (var. wîset) drinnen sî“ (M. S. 2, 3).*) Die Weiſelloſigkeit iſt ein Bild der traurigen politiſchen Zerriſſenheit des deutſchen Reiches, über welche Walther von der Vogelweide in die Klage ausbricht:

„O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht dein Ordenunge!
Dass nun die Bien' ihrn König hat
Und dass dein Ehr' also zergât!“

Ähnlich betont der Mysnere (bei Müller 543) die Notwendigkeit eines geordneten Regimentes:

„diu mücken haben könig unter ihnen,
diu bienen einen weissel, dem sie volgen . . . .
kein' Kreatur lebt ohne Meisterschaft.“

Kaie, des Königs Artus ſtrenger Senneſchall, iſt allem unnützen Weſen der Ritter „scherpfer dann den bîen ir zâgel“ (= Stachel) (Wolfram v. Eſchenbach im Parcival v. 8856 f.). Wer im Minnedienſt ein rechter Ritter ſein will, muß gleich der Biene die beſten und angenehmſten Sitten, die den edlen Frauen gefällige Umgangsform ſich aneignen:

„rechte gelîcher wîs als ein pîen,
das süezeste was, das lass er in.“ (Ullrich.)

Eine frohe Botſchaft erfreut das Herz des Ritters und tritt daraus zu Tage, wie der Honig durch die Biene aus den Blumen:

„diu zoch ûz sînem herzen die frônde
als ûz den bluomen süez die bîe.“ (Titurel.)

Wenn aber ſelbſt die reine Süßigkeit des Honigs nicht

*) Im Flandriſchen hieß der Weiſel „koningk“; im Hennebergiſchen „hädherr“; in der vita S. Galli (ed. Pertz mon. Germ. 2, 7) „mater apum“; vgl. oben „Bienenmutter“ im Bienenſegen von Schäßburg.

vor schädlichem Gift bewahrt bleiben kann, dann ist es traurig mit dem Lebensglück bestellt:

„O weh, wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
Ich seh die bittre Galle in dem Honig sweben.
Diu werld ist ûzen schône weiss, grüen unde rot,
Doch innen swarzer Farbe, finster sam der tot."

(Walther von der Vogelweide.)

In seinem mehrerwähnten „Buch der Natur" rühmt Konrad von Megenberg von der Biene (S. 287 ff.): „Keinerlei ding ist gesellter auf erden"; „in aller arbeit ist gemeines nutz in allem". Als Kleriker und Domherr (in Regensburg) ist ihm der Bienenstaat ein Symbol eines geordneten Domkapitels unter dem Bischof als Weisel „da ein bischof weissel ist der chorherren mit witzen (= Weisheit) und allen tugenden und îtem die peinen (= Bienen resp. Arbeitsbienen) das sind die chorherren. Die leiden unter ihnen nicht mehr denn Ein Haupt, das ihr Gotteshaus verdürb; darum wollen sie das best. Ach Gott! wie wenig der peînen zu unseren Zeiten ist! es sind all' peinen zu weben (= Wespen) und harniz (= Horniſſen) worden. Gott, durch deinen bitteren tot und durch dein grundlos barmherzigkeit, komm deinem Gotteshaus zu hilf, das so gar verdirbt und verdorben ist. Du weisst wol, wie ich mein', barmherziger Gott! Herr, lass dein Gnad' erscheinen!" (S. 294 f. a. a. O.) In dieser Richtung, aber ohne die ätzende Lauge der Satire, ist der alte Regensburger Domherr mit seinen durch wiederholte Seufzer angedeuteten pia desideria ein Vorgänger des Straßburger Johannes Fischart, welcher die Kirche als des „heiligen römischen Reiches Immenschwarm" apostrophiert und darin von Hummelszellen, Hurnißnestern, Brehmengeschwärmen und Wespengetös redet, worunter er gewisse kirchliche Zustände in nicht immer sehr decenter Weise angreift (gestellt durch Jesuwald Pickhard, Straßburg 1588).

Die in kulturhistorischer Beziehung bedeutendste Bienen-Satirik bleibt jedenfalls die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts

erſchienene „Bienenfabel“ von Bernard de Mandeville, auf welche wir im Verlaufe unſerer Abhandlungen (ſiehe Teil III, Beilage II) noch ausführlichſt zu ſprechen kommen werden.

Wie die Biene und ihr Honig, ſo weiſt auch das Wachs im deutſchen Mittelalter eine ſehr mannigfaltige Symbolik auf; in gewiſſer Hinſicht iſt dieſelbe, wie wir gleich ſehen werden, ſogar reicher als diejenige des Honigs.

Bekanntlich dürfen nur Kerzen aus reinem, ungefälſchtem Bienenwachs im Kultus der Kirche verwendet werden. Die Kirche, als letzte Inſtanz einer der Idee des Kultus entſprechenden Symbolik, hat mit Recht und einem anzuerkennenden äſthetiſchen Takt und Geſchmack dieſen Grundſatz für die zahlreichen Wachsfabrikate, welche im gottesdienſtlichen Leben gebraucht werden, feſtgehalten.*) Nur das durch Vermittlung der reinen und in vielen Stücken für den Chriſten vorbildlichen Biene erzeugte Wachs und nicht die viel wohlfeileren, aber auch qualitativ und noch mehr ſymboliſch unwürdigen Wachsſurrogate (wie Erdwachs u. dgl.) der heutigen chemiſchen Induſtrieprodukte iſt des Gottesdienſtes würdig. Das hat auch das Volk längſt herausgefühlt. So heißt es in einem alten vlämiſchen Volkslied in Bezug auf die beim Begräbnis gebrauchten Wachskerzen zum Lob der Bienen:

„t'is en angenaeme beeste
die getrew is aen den mensch,
vertriebt van uns de höllsche gesten,
as het gaet ten laetsten end.“ (van Pämel V.**)

„Treu bis zum Tod dem Menſchen!“ Wahrlich ein großes Lob, welches hier der Mund des Volkes unſerer lieben Biene ausſpricht. Ähnliches Lob wird der Biene in den alten walliſiſchen Geſetzbüchern geſpendet, wo es heißt: „Der Bienen Ur-

*) Nach Durandi rat. off. VII, 7, 11 bedeutet das Wachs, als das reinſte Produkt der Tierwelt (wie das Öl der Pflanzenwelt) die Reinheit der Chriſten durch Chriſtus.

**) „aliis lucens uror, inserviendo aliis consumor.“

ſprung iſt aus dem Paradies; um der Sünde der Menſchen willen haben ſie den Garten Eden verlaſſen. Gott aber gab ihnen einen Segen mit in die Welt hinaus: ſie allein erzeugen die Schätze des Honigs und Wachſes; ohne dieſes kann die Meſſe nicht geleſen werden" (ancient laws of Wales I, 739; vgl. Leoprechting, „Lechrain" S. 80 f.). Aus Wachs ſind jene Votivbilder meiſt gefertigt, in denen der fromme Glaube an heiliger Stätte ſeine Wünſche kund werden läßt oder ſeinen Dank abſtattet zum Angedenken. Schon bei den Alten waren dieſe Votivbilder, -tafeln und Weihgeſchenke bekannt und viel gebraucht (ſ. o. Römer und Griechen). Auch die ripuariſchen Franken beobachteten nach Gregor von Tours dieſe Sitte: „membra secundum quod unumquemque dolor attigisset, sculpebant et suspendebant" (c. 66). Doch unterſcheiden ſich die altdeutſchen Votivbilder ſehr von denjenigen der Griechen und Römer. Dieſe brachten, wie Grimm richtig erkannt hat, das Votivbild (*ἀνάθημα*) dar, wenn das Übel geheilt, der Schaden abgewendet war; der Deutſche dagegen ſtellte das Bild des erkrankten Körperteiles im Tempel oder in alter Zeit an der Wegſcheide auf, um dadurch erſt Geneſung zu bewirken: „opitulaturo idolo". Dieſe altdeutſche Gewohnheit berührt ſich allerdings aufs engſte mit dem Zauber durch Wachsbilder, auf den wir ausführlich zu ſprechen kommen werden, auch mit den altheidniſchen Opfern, welche zwiſchen dem, was erfleht werden ſoll und dem geopferten Gegenſtand eine geheime Analogie, eine Art ſympathiſcher Wechſelwirkung ſubſtituierten. So brachten z. B. kinderloſe Eheleute gerne ein Kind aus Wachs (reichere auch aus Silber) dar. Die Kirche ſchloß ſich auch hier der beſtehenden Sitte an, indem ſie allerdings chriſtliche Ideen zu Grunde legte, und geſtattete dieſe Votivbilder. Darum findet man bis auf dieſen Tag in Kapellen und an Altären berühmter Wallfahrtsorte die bekannten Hände, Füße, Arme und andere Körperteile aus Wachs im kleinen nachgebildet. In Bayern und Öſterreich begegnet man dort außerdem noch einer krebs-

oder krötenähnlichen Figur aus Wachs, welche die im Leibe umherkriechende „Bermutter“ darstellen soll (s. Wolf, „Deutsche Sagen“ S. 491). In dem für Holland und Niederdeutschland hochberühmten Kevelaar, welches durch Heine auch eine gewisse litterarische Berühmtheit erhalten hat, sollen sog. Bilder „for't janze lichem“ (= für den ganzen Körper) in fischähnlicher Gestalt votiert werden. Das Volk dieser Wallfahrtsorte führt das Sprichwort:

„Wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund'.
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird sein Fuß gesund.“

Nur zu bald artete indessen dieser Wachsbilderkultus in paganistisches Zauberwesen aus.*) Die Lehre vom „Azmann“, einem Wachskobold, wurde eine weitverbreitete Geheimkunst. So heißt es im „Fahrenden Schüler“ (Aw. II, 55, 56; siehe Grimm, Deutsche Myth. III, 424):

„mit wunderlichen sachen
lêr ich sie danne machen
von wâhs einen Kobold.
will sie, dass er ir werde hold,
und töufen in dem brunnen,
und legen an die sunnen,
und widersins umb die Küche gân.“

Zu der Wachskoboldweihe ahmte man also in sacrilegischer Weise die h. Taufe nach; man wähnte dadurch, das Idol „kräftig“ zu machen. In dem „Buch aller verboten Kunst, unglaubens und der Zauberei“ des Doctor Hartlieb, des Leibarztes des Herzog Albrecht von Bayern, (geschrieben 1455 an Johannes Markgrafen von Brandenburg, cod. pal. 478, cap. 79) heißt es: „man findt etlich zauberinn, die machent pild und atzmann von wâhs und anderen dingen. Sie machen diese zu besonderen stunden und nennen besondere kund und un-

*) zauber von ze-par (= opferbar) im Gegensatz zu Un-ziefer, welches die Götter verschmähen.

kund namen, und henken solche in die Luft und so der wind sie rührt, so meinen sie, dass der mensch, in dessen namen es gemacht ist, der soll kein ruhe haben."

In dieſer Wachskoboldkunſt konnten aber auch Gegenmittel von ſeiten derjenigen angewendet werden, deren Ruhe, Geſundheit, Glücksumſtände oder gar Leben durch Zauber bedroht war. Wie ein Mann durch rechtzeitige Anwendung ſolcher Gegenmittel ſich das Leben rettete, dafür diene folgende intereſſante Epiſode aus „Schimpf und Ernſt" (Kap. 272):

„Es war Einer gen Rom gezogen, um S. Peter und S. Paul zu beſuchen, und da er weg war, da ward ſeine Frau einem Anderen hold, der war, als man ſie nennt, ein fahrender Schüler, der begehrt ihr zu der Ehe. Die Frau ſagt: „Mein Mann iſt gen Rom gezogen, wär' er tot oder könnteſt du ihn umbringen, ſo wollt ich dich haben vor allen Männern." Er ſprach: „ja, ich kann ihn wohl umbringen" und ging hin und kauft wohl 6 Pfund Wachs und machet ein Bild daraus. Da der fromme Mann gen Rom in die Stadt kam, da kam Einer zu ihm und ſprach: „O du Sohn des Todes, was gehſt du hin und her?" Hilft man dir nicht, ſo biſt du heute lebendig und tot." Der Mann ſprach: „wie müßte das zugehen?" Er ſprach: „komm in mein Haus, ich will dir's zeigen." Da er ihn heimbracht, da richtet er ihm ein Waſſerbad zu und darein ſetzte er ihn und gab ihm einen Spiegel in die Hand und ſprach: „ſchau da hinein!" Und er ſaß neben ihm und las in einem Buch und ſprach zu ihm: „ſiehe in den Spiegel, was ſiehſt du darin?" Der Mann in dem Bad ſagt: ich ſehe, wie in meinem Haus Einer ein wächſernes Bild an die Wand ſtellet und gehet hin und nimmt die Armbruſt und ſpannt ſie und will in das Bild ſchießen!" Da ſprach dieſer: „So lieb dir dein Leben iſt, ſo tuck dich unter das Waſſer, wenn er will ſchießen!" Der Mann thut es. Dieſer aber las weiter in dem Buch und ſprach: „Siehe, was ſiehſt du?" Der Mann ſprach: „Ich ſehe, daß er gefehlt hat und iſt ſehr traurig und meine

Frau mit ihm. Der fahrend Schüler rüſtet zu und will zum anderen Mal ſchießen und geht diesmal den halben Teil hinzu (d. i. er nähert ſich dem Wachsbild um die halbe Entfernung, um diesmal ſicherer zu treffen). „Tuck dich, wenn er ſchießen will!“ ſprach der Mann. Er tuckt ſich. Dieſer ſprach: „Lug, was ſiehſt du?“ Der Mann ſprach: „Ich ſehe, daß er wieder gefehlt hat und iſt ſehr traurig, und ſpricht zu ihr (der Frau), fehl' ich zum dritten Mal, ſo bin ich des Todes. Er rüſtet zu (legt den Schießbolzen auf) und ſieht ganz nah zu dem Bilde, daß er nicht fehlen möge.“ Da ſprach der, ſo in dem Buch las: „tuck dich!“ Der Mann tucket ſich vor'm Schuß. Dieſer ſprach: „Schau auf, was ſiehſt du?“ Er ſprach: „Ich ſehe, daß er zum dritten Male gefehlet hat und iſt der Pfeil in ihn ſelbſt gegangen und iſt tot und mein Frau vergräbt ihn jetzo unten in das Haus.“ Da ſprach er: „jetzt ſteh' auf und geh hin!“ Der Mann wollte ihm viel ſchenken, doch wollte er's nicht nehmen und ſprach: „bitt Gott für mich!“ Da der Bürger wiederum heimkam, da wollt' ihn ſeine Frau freundlich empfahen, aber der Mann wollt' ihr kein Gnad haben, lud und beruft ihre Freund (d. i. Verwandten, die nach altdeutſchem Recht in Sache laesi matrimonii zunächſt zuſtändig waren) und ſprach zu dieſen, was ſie ihm für eine Frau hätten übergeben und ſagt es ihnen alles, wie dieſe gehandelt hätte. Die Frau leugnet es ſtets. Da führt der Mann die Freunde dahin, wo ſie ihn vergraben hatte und grub ihn wieder heraus. Da fing man die Frau und verbrannte ſie. Das war ihr rechter Lohn.“ Dieſe Epiſode, welche ein anſchauliches Bild der ganzen Geheimkunſt entwirft, ſtammt urſprünglich aus den Gesta Rom. (ed. Keller, Kap. 102). Ähnliche Geſchichten finden ſich auch außerhalb Deutſchland, ſogar im nördlichen Polen und Finnland (vgl. Afzelius I, 48).*)

*) Nach einem Schriftſtück aus dem Jahre 1482 (bei Du Cange) wurde die damals peſtartig graſſirende Krankheit „ignis sacer“ durch Wachs geheilt, welches in Waſſer aufgelöſt war.

Im 11. Jahrhundert ist ein solcher Wachszauber der Anlaß einer grausamen Judenverfolgung in Trier. In der Hist. Trev. wird erwähnt: „Quidam (Judaeorum) ad similitudinem Episcopi Eberardi Treverensis ceream imaginem lygnis interpositam facientes, clericum, ut eam baptizaret pecunia corrupuerunt, quam ipso sabbato accenderunt; qua jam ex parte media consumpta Episcopus coepit graviter infirmari et obiit.“ Bis nach Schottland und Italien reichen die letzten Ausläufer dieser Zauberei mit Wachskobolden. Als der schottische König Duff an Auszehrung hinsiechte, vermuteten seine Räte Zauberei; es wurde eine Nachforschung angestellt und ein altes Weib entdeckt, welches das aus Wachs gefertigte Bild des Königs, an einen Bratspieß gebunden, am Feuer drehte. Durch die Folter befragt, gestand die Zauberin ein, daß der Tod des Königs von ihr beabsichtigt war und in wenigen Tagen erfolgen müsse. Die Zauberin wurde zur Strafe sammt ihrem Wachsbild verbrannt, worauf der König genas (Dobeneck „des Mittelalters Volksglaube II, 26).

Besonders das Wachs junger Bienen, wir würden sagen „junger Bau“, erweist sich zum Zauber kräftig. In Pulci's Morgante (21, 73), besitzt eine Zauberin ein Wachsbild aus solchem jungen Bau (delle prime ape) mit allen Gliedern versehen bis auf Eine Rippe.*) An dieses Bild war der Zauberin eigene Lebenskraft gebunden; als es Malagigi bei langsamen Feuer schmelzen ließ, schwand die Zauberin gleichzeitig dahin. Der oben genannte Straßburger Satiriker Fischart schrieb über dieses sog. Verderben der Menschen durch zauberkräftige Wachsbilder ein eigenes Buch (daemonomania, Straßburg 1591; siehe S. 143 ff.). In derselben Zeit, nur wenige Jahre früher verfaßte der alte Wierus ebenfalls ein Dämonenbuch („de praestigiis daemonum et incantationibus“, Basel, 1583), wo die

*) Aus der Einen Rippe glaubt der Zauberer mit Hinsicht au 1. Mose II, 21 schöpferisch weiterbilden zu können.

Wachsbilderkunſt (Buch V, 9) ausführlich beſchrieben wird: „damnum alocui inferre se credunt, si imaginem conficiant in ejus nomine, quem laesum cupiunt, ex cera nova, sub cujus axilla dextra hirundinis cor locetur et hepar sub sinistra; item, collo appenditur filo novo effigies, quae acu nova in membro laedendo figitur, recitatione verborum . . . . . In eundem usum in Martis Dominio parantur duae imagines, una cerea et altera ex hominis mortui terra; et ferrum, quo homo necatus fuit, traditur alteri imagini ut alterius necandi simulacri caput transfigat; in utraque duo inscribuntur nomina et characteres seorsum peculiares ut certo altera reconditur loco.*)

Viel Wert legte man darauf, die Züge des Menſchen, den man bezaubern wollte, in der Puppe von Wachs möglichſt getreu nachzubilden. Förmliche Tauffeierlichkeiten mit Patenaſſiſtenz, Salbungen und Waſchungen mit Weihwaſſer wurden vorgenommen. Stach man die Wachspuppe mit Nadeln, ſo empfand der bezauberte Menſch heftigen Schmerz; ſtach man in den Kopf oder das Herz, ſo mußte der Bezauberte ſterben. Die geweihten Kerzen wurden dazu aus den Gotteshäuſern geſtohlen; ſogar an Hoſtien und den Gebeinen der Toten vergriff man ſich, wenn man derartiges für beſonders zauberkräftig hielt. Gegen dieſen gottesläſterlichen Unfug iſt dann auch die Kirche mit aller Macht und Strenge eingeſchritten. Papſt Gregor IX. erließ 1233 eine beſondere Bulle, worin jeder „praestigiator, qui ad artes magicas vultus effingit“, mit ewiger Verdammnis bedroht wird. Erzbiſchof Gerhard von Bremen verdammt auf einer Synode im Jahre 1219 die Stedinger als Ketzer und legt ihnen unter anderem zur Laſt: „quaerere responsa daemonum, cereas imagines facere et alia nefandissima tenebrarum

*) Vgl. die ähnlichen Manipulationen der römiſchen Zauberer. Theokrit II, 28: „*ὡς τοῦτον τὸν καρὸν ἐγὼ σὺν δαίμονι τάκω, ὡς τάκοιθ᾽ ὑπ᾽ ἔρωτος.*“

Horat. epod. 17, 76: „movere cereas imagines.“

Ovid. amor III, 7, 29: „sagave Punicea defixit nomina Cera.“

exercere opera“ (Sudendorf. registr. II, 158). Berthold von Regensburg eifert dagegen in seinen Volkspredigten: „so nimmt diese her und tauft ein wachs, diese ein holz, diese ein totenpein — alles, dass sie damit bezauber.“*)

Auch auf die slawischen Völker erstreckte sich dieser Aberglaube. Die Priester des höchsten Gottes der heidnischen Litauer und Samagiten, Potrimpos, des Glückbringers im Krieg wie im Frieden, des Spenders der Fruchtbarkeit des Feldes und alles häuslichen Glückes, wahrsagten aus den Figuren, welche geschmolzenes Wachs in Wasser gegossen bildet (s. Schwenck, Mythologie der Slawen). So frägt eine Mutter (a. a. O.), nachdem sie lange auf die Heimkehr ihres abwesenden Sohnes geharrt hat, den Oberpriester des Potrimpos um Rat und vernimmt von diesem, er sei durch Schiffbruch umgekommen; denn das in das Wasser gegossene Wachs stelle die Figur eines gescheiterten Schiffes und daneben diejenige eines schwimmenden Menschen dar.

Die Biene findet überhaupt bei unseren östlichen Nachbarn, den Slawen, nicht nur eine sehr frühzeitige kulturelle Behandlung, sondern ist auch mit den mythologischen Vorstellungen derselben mannigfach verknüpft. Polen, Südrußland, Ungarn, Slawonien sind seit alten Zeiten als Honigländer berühmt. Die heidnischen Polen, Livländer und Schlesier hatten einen eigenen Bienengott, Babilos, bei den Russen Zosim, welchem die Erfindung der Bienenzucht zugeschrieben wurde. Bei den Bienenstöcken pflegten dieselben das Bild des Gottes als des Schutzpatrones der Bienenzucht aufzustellen. Daneben wird auch eine Bienengöttin, Ausseja, verehrt (s. Schwenck, Mythologie der Slawen).

Bei den Finnen wurde die Biene als ein höheres Wesen geradezu göttlich verehrt und von den Schamanen angerufen,

*) Vgl. die strengen Verbote des „Indiculus superstitionum et paganiarum“ am Schlusse des Capitulare Karlomanni von 743 (Pertz, M. G. III, 20).

um gute Heilmittel herbeizuſchaffen: „Biene, du Weltvögelein, flieg in die Weite, über neue Seen, über den Mond, über die Sonne, über des Himmels Sterne, bis zur Achſe des Wagengeſtirnes; flieg in den Keller des Schöpfers, in des Allmächtigen Vorratskammer, bring Arzenei mit deinen Flügeln, Honig in deinem Schenkel für böſe Eiſenwunden und Feuerwunden!“ (ſ. Tomaſſon, finn. Myth. S. 56 u. Schröter, finn. Runen, S. 41 und 45).

Im Glauben der Tſcherkeſſen iſt die Göttermutter Merime die Patronin der Bienen. Als der Gott des Donners den Bienen zürnend die Vernichtung angedroht hatte, gingen alle Bienen zu Grund bis auf eine einzige, welche die Göttin liebevoll unter ihrem Hemd verborgen hielt. Von dieſer einen ſoll ein neues Bienengeſchlecht abſtammen (ſ. Du Bois de Montpereux, „Reiſe nach dem Kaukaſus“, deutſch. Ausg. I, 78). Wenn die Tſcherkeſſen ihr höchſtes Feſt (Schurem) begehen, bringen ſie Opfer dar, bei denen kein weibliches Weſen teilnehmen darf. In dieſem geheimen Opferkult wird ein Gebet recitiert, in welchem gerade der Bienen, des Honigs und Wachſes ausdrücklich gedacht wird: „Wer Opfer gebracht hat, dem gebe Gott Heil und Geſundheit; den Kindern, die zur Welt kommen, ſchenke er Brot, Bienen, Vieh die Fülle. Er laſſe unſere Bienen heuer ſchwärmen und Honig in Fülle ſammeln. Wie das Licht leuchtet, ſo laſſe Gott unſer Leben hell ſcheinen! Wie das Wachs der Bienen im Bienenkorb über Nacht wächſt, ſo laſſe er unſer Heil wachſen!“ (aus Aleks Fuks o Tschuwaschasch i Tscheremisasch, Kasan 1840). Auch die Oſſeten im Kaukaſus verehren eine Bienengöttin, Meritta oder Meriſſa.

In Rußland genießt die Biene, etwa wie bei den germaniſchen Völkern die Schwalbe oder der Storch, beſondere pietätvolle Behandlung. Der Südruſſe hält es für eine Todſünde, eine Biene zu töten. Neben der Bahre, auf welcher der Leichnam eines Verſtorbenen liegt, wird nach altem ruſſiſchen Brauch ein Gefäß mit Honig aufgeſtellt. In den ruſſiſchen

Volksmärchen (gesammelt von Afanasieff) erscheint die Biene als eine gute Fee, um braven Menschen in der Not beizustehen. So verwandelt sich a. a. O. V, 22) eine Biene einem greisen Vater zu lieb, der seinen einzigen in der Fremde weilenden Sohn vor dem Tode noch einmal zu sehen wünscht, in das Bild des Sohnes und tröstet den alten Vater. In einem anderen Märchen soll ein Vater unter seinen 12 Söhnen den besten und wackersten herauswählen; sie sind ihm aber alle lieb, das Vaterherz will keinem wehe thun; da fliegt eine Biene herbei und läßt sich auf dem Haupte des Jüngsten nieder, zum sichtbaren Zeichen, daß dieser von allen der Trefflichste sei. Ähnlich entscheidet die Biene, als ein junger Held unter 12 Mädchen die schönste als seine Braut herausfinden soll (a. a. O. V, 48). Auch der Bär als „Honigesser" genießt bei den russischen Bauern einer höheren Achtung. Als „Honigfinder" und Honigwisser" ist der Bär gleich unserem Fuchs ein Tiersymbol der Schlauheit und Findigkeit.

In einer wallachischen Sage erscheint die Biene als Botin Gottes, die von demselben, als er eben im Begriffe war die Welt zu schaffen, zu dem Teufel geschickt wurde, um diesen zu fragen, ob es besser sei, nur eine oder mehrere Sonnen zu schaffen. Während der Teufel sich darüber besann, setzte sich die Biene auf seinen Kopf und erfuhr so die geheimen Gedanken desselben. Der Teufel nämlich überlegte gerade, daß, wenn mehr als eine Sonne geschaffen würde, könnte ihre Glut die Flammenglut der Hölle übertreffen und die Nacht zum Tage machen, so daß die Werke der Finsternis vor lauter Licht nicht mehr möglich wären. Er entschied sich deshalb für die Erschaffung nur Einer Sonne. Erst als eben die Biene aufflog, um Gott die Antwort des Teufels zu überbringen, bemerkte dieser, daß jene auf seinem Kopfe sitzend ihn belauscht habe. Da hieb er im Zorne mit seiner Peitsche nach der eben fortfliegende Biene und traf sie auf den Leib. Durch diesen Schlag erhielt die Biene ihre eingeschnittene Gestalt und die

schwarzen Ringe des Hinterleibes; denn vorher war, nach der Sage der Wallachen, die Biene als Dienerin Gottes, weiß wie das Licht. Doch heißt die Biene heute noch bei ihnen Albina (s. Schott, wallach. Märchen S. 283 f.).

Interessant ist auch wegen einzelner origineller Züge folgendes serbische Märchen, welches Uhland („Schriften zur Geschichte der Dichtung" III, 234 f.) mitteilt: „Ein Knabe trifft in einer Mühle mit dem ‚Bartlosen' (Übername des Teufels im Serbischen) zusammen. Nachdem er von demselben mehrfach geneckt und getäuscht worden, backen sie miteinander ein Brot und der ‚Bartlose' schlägt vor, um solches in die Wette zu lügen. Der Teufel als der ältere fängt an und lügt allerlei Unglaubliches zusammen. Doch der Knabe meint, das wolle nicht viel heißen, da könne er noch mit viel Wunderbarerem aufwarten: In seinen jungen Jahren habe er jeden Morgen seines Vaters Bienen gezählt; als er wieder einmal die Bienen Revue passieren ließ, da fehlte ihm die schönste und beste Königin (serbisch ‚Bienrich'). Sogleich machte er sich auf, die Spur der Entflohenen zu entdecken. Er ritt über das weite Meer auf einer Brücke und jenseits derselben sieht er, wie ein Mann den ‚Bienrich' an den Pflug gespannt hat und eben ein Stück Land ackert." Merkwürdig ist in diesem Märchen, daß die Metamorphose der Biene zum Stier, welcher den Pflug zieht und dadurch zur Fruchtbarkeit des Erdreiches beiträgt, ein beliebtes Objekt der Gemmenkunst der Alten war.

Wir kehren auf den vaterländischen Boden zurück und sammeln zunächst die mancherlei Bräuche, welche sich an die Biene und ihre Pflege, sowie an den Gebrauch ihrer Produkte anknüpfen. Vieles, ja das meiste mag dem nüchternen Verstand hier unglaublich erscheinen, aber in allem liegt mehr oder weniger ein tiefer Sinn, ein schöner symbolischer Zug. Wir werden sehen, wie in diesen seltsamen Bräuchen ein gut Stück altheidnischen Lebens fortlebt, unverstanden und unbewußt von dem Geschlechte der Gegenwart, gering geschätzt von vielen und

doch unvergeſſen vom Großvater bis auf den Enkel. Wir haben (ſ. o.) von dem Bienenſegen des Mittelalters geredet; derſelbe wird auch heute noch vom Volke geſprochen. Im Niederdeutſchen, in Holſtein und der bienenreichen Lüneburger Haide, im Braunſchweiger Land und in Weſtfalen gilt der Spruch:

„Kün, Kün, Kün,
Immenwîser sett di
Up mîn gebett.
Up mîn lôf im gras
Un drey mi flîtich
Honig un wahs
Kün, Kün, Kün!“

oder:

„Imm, du sast di setten
An enen groenen twich
Un dreggen honig un wahs!“

oder:

„Immewîser, sett di nidder
Up Laub und Gras,
Bring mir honig und wachs!“

Im Bayriſchen ſingt man:

„Bienlein, Bienlein,
Bleib bei mir im grünen Gras,
Wo einſt Jeſus, Maria und Joſeph ſaß.“

In welchem innigen, familiären Verhältnis der deutſche Imker zu ſeinen pflegebefohlenen Bienen von jeher ſtand, liegt ſchon äußerlich in dem zärtlichen Deminutiv „Bienlein“, „Bienchen“, „Immli“; nur die Lieblinge der Tierwelt, die „Vöglein“, die „Schäflein“ u. ſ. f. werden mit dieſer zutraulich liebenden Auszeichnung bedacht. Der Imker ſelbſt iſt bei den Deutſchen ein „Bienenvater“. Väterlich ſoll er für die ihm anbefohlenen fleißigen Tierlein ſorgen, die ja nur für ihn arbeiten („sic vos non vobis“). Daher das nahe Verhältnis der Bienen zu dem Schickſal ihres Herrn und Beſitzers, zu Wohl und Wehe des Hauſes. Iſt der Hausherr mit Tod abgegangen*),

*) Nach den Berichten der Miſſionäre werden in China die Bienenſtöcke beim Todesfall des Beſitzers ebenfalls gerückt.

ſo muß ſolches in aller Form, wie den Freunden und Verwandten, ſo auch den Bienen angeſagt werden, wie dem Vieh im Stall; die Bienen gehören zum Haus (ſ. Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie S. 601). In einzelnen Gegenden müſſen beim Tode des Beſitzers die Bienenſtöcke vom Platze gerückt werden. Manchmal mag dieſe Ruheſtörung von den Bienen mit Unwillen aufgenommen und von allerlei unliebſamen Störungen für das Trauerhaus und deſſen Bewohner begleitet geweſen ſein. So erzählt Jean Paul (Geſ. Werke B. 59) einen tragi-komiſchen Fall dieſer Art. Bei der feierlichen Beiſetzung eines Hofmarſchalls, wo alles nach Vorſchrift des Ceremoniells höchſt feierlich und ſteif herging, fielen die Inſaſſen der von ihrem Platz gerückten Bienenſtöcke mit ſolcher Berſerkerwut über die Cortège her, daß alles die Flucht ergriff.

Die Bewohner der Pyrenäen haben die Gewohnheit, ein altes Kleid des Verſtorbenen unter den Boden, wo die Bienenſtöcke ſtehen, zu vergraben, auch die Bienen des Verſtorbenen weder zu verkaufen noch zu verſchenken oder zu vertauſchen.

Im Engadin glaubt man, daß die Seelen der Menſchen in Geſtalt von Bienen die Welt verlaſſen*). Wenn der Hausherr ſtirbt, begiebt ſich das älteſte männliche Glied der Familie zu dem Bienenſtand, klopft dreimal an am erſten Stock und ſagt den Spruch:

„Ime, dîn här es dot
verlatt mi nit in meiner not.“
„Bienchen, dein Herr iſt tot,
Verlaß mich nicht in meiner Not!“
(ſ. Buchholz, Deutſcher Glaube u. Brauch I, 147 f.)

Deswegen kauft man nicht gern die Bienen eines Verſtorbenen, da man fürchtet, ſie fliegen fort. Umgekehrt, wenn die Bienen ohne näherliegende Urſachen die Wohnungen ver-

*) Vgl. Goethes Fauſt (Walpurgisnacht): „Mitten im Geſange ſprang ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde.“

laſſen, ſo deutet ſolches auf den baldigen Tod ihres Beſitzers. In Weſtfalen werden auch freudige Familienereigniſſe den Bienen angeſagt; die in das neue Heim eingezogenen Brautleute müſſen ſich den Bienen vorſtellen, ſonſt haben ſie in ihrem Eheſtand kein Glück.

„Imen in, imen ut
hir is de junge brut
imen üm, imen an
hir is de junge man.
imekes, verlatt se nitt
wann se nu mal kinner kritt!“

Ein rechter Bienenvater muß beim Zeideln dem Nachbar Honig ſchenken, weil die Bienen auch auf deſſen Eigentum geſammelt haben; unterläßt er es, ſo hat er im Jahr darauf eine ſchlechte Honigernte zu erwarten. Wer Kranken Honig abſchlägt, hat im nächſten Jahre kranke Bienen und leere Waben. Wer Kindern Honig verſagt, verſündigt ſich an der h. Maria und an dem h. Joſeph, dem Nährvater des Jeſuskindes.

Für die Kinder bedarf man des Honigs als erſter Speiſe. Von dem liebenswürdigen Verkehr zwiſchen dem Bienenvater und den Bewohnern ſeiner Stöcke zeugen auch die verſchiedenen Bienenſegen. So ein weiterer altdeutſcher, von Reifferſcheidt in einem vormals Lorſcher Codex (jetzt in der Vaticana) entdeckt, nach der Lesart von C. Hofmann:

kirst! imbi ist hûze!
nû fliuc dû mir zu hûse!
fridu frôno in godes munt
heim zi comonne gisunt!
sizi, sizi, bîna!
in bôt dir Sancta Marîa.
urolob ni habês dû
zi holce ni fliuc dû.
noh dû mîr n'indrinnês
noh dû mîr n'intuuinnês!
sizi uilo stillo
uuirki godes uuillon!

Was in freier Überſetzung lauten würde:

„Paß auf! Der Bien hat geſchwärmt!
Nun, flieg du mir wieder zurück!
Frieden ſei dir beſchieden in Gottes Schutz
Heim ſollſt du wieder kommen geſund!
Setz' dich, ſetz' dich, Bien!
Es ſchütze dich Sanct Marie,
Du darfſt keinen Urlaub antreten,
Du darfſt nicht in den Wald fliegen.
Du darfſt mir nicht entrinnen!
Ich muß dich wieder finden.
Sitz' gleich ſtill,
So iſt's Gottes Will'!"

In Weſtfalen ſpricht man beim Schwärmen:

„Ime, du maut mi nit verlaten,
ick maut bruken dine raten!"

und ſind die Bienen aufgeflogen:

„Ime kuem heraf un brenk uns honich un vass (Wachs)
etwass för de hillgen (Heiligen) un et huonich for use kinner."

Ein belgiſcher Bienenſegen lautet:

„O koning der bién, daalt hier in't gras
om te vereeren
het altar des heeren
met zoeten honinc ende was."

In Pommern legt man dem Bienenſtock, damit er gedeihe, einen ſog. Krötenſtein unter (wohl um damit die bienenfreſſenden Kröten und Fröſche zu bannen). Gegen die honignaſchenden Ameiſen bringt man in das Flugloch (pommeriſch „tielloch") etwas Fiſchlaich.

Bienen ſterben, wenn ihnen ein Nagel von einem Sarge in die Wohnung gelegt oder geſteckt wird.

Wer von Bienen träumt, wird Zank haben.

Gegen das Rauben, dieſe große Plage der Bienenzüchter in trachtloſer Zeit, wird das magiſche Mittel des ſog. „Frittbohrers" angewendet. Dreht man dieſes Inſtrument unter Nennung der drei höchſten Namen in das Holz oder Stroh der

Bienenwohnung vorwärts, so kann man die eigenen Bienen zum erfolgreichen Rauben antreiben; dreht man dasselbe rückwärts, so hält man dadurch fremde Raubbienen vom eigenen Stande fern.

Auch empfehle sich, die Luftröhre eines Marders oder Iltisses so in das Flugloch zu befestigen, daß die Bienen beim Ein- und Ausflug dieselbe passieren müssen, wodurch dem Rauben Einhalt geschehe. Zur Abhaltung fremder Räuber ist der Rauch von Wermut probat, der auf einem Gottesacker gewachsen ist.

Die Schwarmlust befördern die Kirchenglocken beim sonntäglichen Geläute. Dagegen kann man fortziehende Schwärme durch Klopfen an metallene Gegenstände (Kessel, Becken, Sensen u. dgl.) im Fluge aufhalten und zum Niederlassen bewegen*). Die Bewohner von Cornwall in England riefen den dortigen Lokal-Kobold „Browny" zur Hilfe, damit er fortziehende Bienenschwärme banne (s. John Brand „pop. antiquities" II, S. 183).

Wer Bienen kauft, darf nicht bloß mit Geld bezahlen, sondern muß einen Teil der Kaufsumme wenigstens in Naturalien begleichen; denn um Geld allein gekaufte Bienen gedeihen nicht gut.

In Bayern soll man am Freitag, der überhaupt ein dies nefastus ist, auch keine Bienen kaufen oder transportieren.

Mit der h. Dreizahl soll man die Bienenzucht anfangen. Das meiste Bienenglück hat derjenige, welcher den einen Schwarm kauft, den zweiten sich schenken läßt, den dritten findet.

Wer durch Diebstahl zu Bienen kommt, stiehlt sich von vornherein alles Glück.

Hierher gehört endlich das sinnige Volksmärchen von den Bienen und dem trotz seiner außerordentlichen Honigfülle von ihnen gemiedenen roten Klee (trifolium pratense). Der liebe Gott habe gewollt, daß die Bienen gleich den Menschen am

*) Ob hier der erzdröhnende Waffentanz der kretensischen Korybanten der Zeussage noch fortklingt? Fast möchte man's glauben.

Sonntag von der Arbeit ruhen sollten. Dieses Gebot des Schöpfers hätten die Bienen in ihrem Übereifer übertreten und zur Strafe sei ihnen fortan diese reiche Honigquelle verschlossen worden*).

Endlich finden wir auch bei unseren Vorfahren die augurisch-prophetische Natur der Bienen, welche besonders bei Griechen und Römern (s. o.) in hohem Ansehen stand, berücksichtigt. Als bei einer polnischen Königswahl ein Bienenschwarm sich auf das Banner des Woiwoden Wisniowicky niederließ, gab dieses Zeichen den Ausschlag für dessen Berufung zum König. Als unheilvolles Zeichen galt es, daß am Tage vor der Sempacher Schlacht sich plötzlich Bienen auf die Rüstung des Herzogs Leopold von Österreich setzten:

„da kam ein Imb geflogen
in d' Linden er genistet hat.
an's Herzogen waffen er flog
als do derselb' Herzog
wol für die linden zog.
das deutet frömbde geste
so redt der g'meine Mann."
(s. Wackernagel, Lesebuch S. 703.)

Auch der bienengeschmückte Kaisermantel der Napoleoniden, in dem der erste, große Korse die für Frankreich heiligen Traditionen der alten Frankenkönige (s. o. Childerich III.) wieder aufleben ließ, bedeutete seinen Trägern zum Schluß nur Unheil und Untergang.

In Frankreich gab es sogar eine Zeitlang in dem Genre unseres Elbschwanen-Ordens auch einen **Bienen-Orden**, gestiftet von Luise Benediktine von Bourbon, der Gemahlin von Louis Auguste de Bourbon, gestiftet 1703. Das Ordenszeichen

---

*) Thatsächlich ist der Rüssel unserer Honigbiene zu kurz, um den in der Tiefe eines längeren Blütenkelches gelagerten reichen Nektar des Trifolium erreichen zu können, während die verschiedenen Hummelarten hier besser beikommen.

war eine goldene Medaille, welche auf der einen Seite das Bildnis der Fürstin, auf der anderen eine Biene zeigte, letztere mit der Überschrift:

„Je suis petite, mais mes piqûres sont profondes.“

In einem Ammenmärchen aus dem vorigen Jahrhundert hat der in derlei Dingen sehr starke esprit der Franzosen wirklich bis hart an die Grenze des Decenten karrikiert: Der Prinz Biribinker, der Held des Märchens, wird von kolossalen Bienen als Ammen gesäugt. Zufolge dieser Kost wird der kleine Prinz buchstäblich so durchsüßt, daß er — sit venia verbo — nichts mehr von sich giebt als Honig und Pommeranzenblütenwasser.

Eine wahre Blumenlese reichster und vielseitigster Bienensymbolik entfaltet das Sprichwort. Aus den verschiedensten Jahrhunderten zu sammeln, bieten diese Sprichwörter für den, der sie in ihrer oft knappen Form zu würdigen weiß, manch praktische Lebensweisheit, nicht selten voll Geist und Kraft. Auch ist das Salz eines natürlichen Witzes in manchem derselben wohl zu verschmecken.

Insofern auch Sprichwörter fremder Völker und Zungen bei unserem Volk bekannt und beliebt sind, dürfen dieselben als Hintersassen der genuinen deutschen wohl mit aufgeführt werden. Ein Teil derselben war ursprünglich Eigentum der populär gewordenen Dichter und Schriftsteller und ist erst später als dictum probans zu einem Volkssprichwort geworden. Aus diesen Gründen sehen wir von einer irgendwie prinzipiellen Einteilung nach Zeit der Entstehung, Verfasser u. dgl. ab und registrieren die hauptsächlichsten derselben in einfach fortlaufender Reihe. Jedes Sprichwort muß ja auch im Volksmund, wo es wie die Scheidemünze von Hand zu Hand geht, sich selbst vertreten und rechtfertigen.

1. „Die Biene ist ein wilder Wurm“ (Altdeutscher Rechtsgrundsatz).
2. „Wer vor den Bienen läuft, den verfolgen sie“ (Furcht macht Widersacher kühn).
3. „Es summt ihm eine Biene unter der Kappe“ (= „Er hat einen Sparren“, englisch).

4. „Bienen ins Bad tragen“ (etwas verkehrt anfaſſen).
5. „Drohnen und Bären
Laſſen ſich von andern Leuten nähren“
(nordamerikan. Von den Ämterſchnappern in den Vereinigten Staaten gebraucht).
6. „Bienen bezahlen ihre Hausmiete nicht.“
7. „Beter is Ein Bye dann dusent vleige“ (flämiſch).
8. „Wie die Biene aus allen Kräutern Süßes ſaugt, ſo ſaugt die Spinne aus allen Gift.“
9. „ûzen honic und innen gall.“ (Suchenwirth XXIV, 238.)
10. „Der bekommt kein Honig zu lecken,
Der ſich von der Bienen Stachel läßt ſchrecken.“
(Froſchmäusler 16.)
11. „Der Honig des Reichtums kommt aus dem Bienenſtock des Fleißes.“
12. „Was nicht ſauert, ſüßt nicht.“
13. „Der Honig im Bienenkorb des Glücks wird leicht ſauer“ (arab.).
14. „Der Honig iſt für kein Eſelmaul.“
15. „Der Honig iſt nicht weit vom Stachel“. (Simrock 4927.)
16. „in sîme honege lît ein giftig nagel.“
(Walther v. d. Vogelweide.)
17. „des honeges süeze waere guot, wan dasz sîn angel (Stachel) wêhe tuot.“ (Freidank.)
18. „nû seht, das honeg, swie süeze es sî
dar ist doch lîhte ein angel bî.“ (Mittelhochdeutſch.)
19. „cher est le miel qu'on lêche sur épines.“ (Cahier 1093.)
20. „Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Faß Eſſig.“
21. „Ein Tropfen Honig macht das Meer nicht ſüß.“
22. „Es iſt um den Honig geſchehen, wenn der Bär ihn hütet“ (= den Bock zum Gärtner machen).
23. „Das Honig auf der Zungen,
Die Gall' in den Lungen.“ (Pauli, Poſtille II, 42.)
24. „Honig im Mund,
Gall' im Schlund.“
25. „impia sub dulci melle venena latent“. (Ovid.)
26. „Honig bald (= friſch)
Wein alt“ (= gelagert).
27. „vil honiges ezzen enist nit guet“. (Morolf.)
28. „mir grûset (= grauſt) so mich lachent an diu lechelaere, den die zunge honeget und das herze gället“ (= Galle hat).
(Walther v. d. Vogelweide.)

29. „diu minne ward ir gfallen
diu honeg macht ûz gallen." (Derſelbe.)
30. „bouche de miel, coeur de fiel."
31. „das honeg dô in gallen rinnt." (Frauenlob.)
32. „Nach Honig ſchluckt man, nach Wermut ſpuckt man."
33. „Ex gutta mellis generantur flumina fellis." (Gael. 1125.)
34. „Wer de huneg êten will, mot ok lien, dat ön de Beien stecken."
(Niederdeutſch.)
35. „Wann nach honig glust (= gelüſtet) die fliegen,
dürfen sie wohl in die Beienwut fliegen"
(= ſie bekommen den Zorn der Bienen zu fühlen).
(Fiſchart, Flohhatz.)
36. „es ist ein ewiclîcher vâl, swer daz honic bûtet dar, dâ der angel scharpf vorwar inne lît verborgen." (Mittelhochdeutſch.)
37. „quisquis apes, undasque timet, spinasque roseti,
non mel, non pisces, non feret ille rosas." (Gael. 212.)
38. „Wer Honig will ſammeln und Roſen will brechen,
Muß leiden, daß Bienen und Dornen ihn ſtechen."
39. „Wer mit Honig umgeht, dem bleibt auch etwas an den Fingern hängen."
40. „Wer mit Honig umgeht, leckt auch einmal die Finger."
(Goethe, Reinecke Fuchs.)
41. „Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben."
(Schiller, Wilhelm Tell.)
42. „Wer ſich ſelber zu Honig macht, den freſſen die Bienen."
(Simrock 4933.)
43. „Wer ſich zum Honigfaß macht, an dem will jedermann lecken."
(Ruſſiſch.)
44. „Wer ſich mit Honig ſchmiert, den freſſen die Fliegen" (katevi miele, che le mosche vi mangieramo). (Italieniſch.)
45. „Wer will Honig lecken
Darf nicht vor Stichen ſchrecken."
46. „des honiges süeze verdriuzet (= verdrießet)
so man's ze vil geniuzet." (Freidank.)
47. „habet et mel satietatem."
48. „Ubi mel ibi fel". (Wahlſpruch M. Luthers.)
49. „Wo Honig iſt, da ſammeln ſich die Fliegen,
Wo Kinder ſind, da ſingt man um die Wiegen." (Fiſchart.)
50. „Wo man Honig thut verkaufen,
Fallen die Fliegen zu mit Haufen." (Waldis II, 39, 5.)

51. „Zu *seinem* Honig legt der Teufel *Einen* Löffel,
Zum fremden *zwei*".

52. „Aus Honig eitel Essig machen." (Luther, Tischreden.)

53. „Jemandem den Honig ums Maul streichen."

54. „Einem den Honig nehmen" (= mit List um etwas bringen).

55. „Ist nur Honig da,
Die Fliegen kommen von selber."

56. „eim jeden schmeckt der honig süez,
doch fürcht' man stets die bienenfüez." (Waldis IV, 58.)

57. „Honig im Mund,
Im Herzen Gall,
Ist jetzt bräuchlich überall."

58. „Wer den Honig führt im Mund,
Und hat den Groll im Grund,
Den halt' für keinen Freund,
Schwör er gleich alle Stund'." (Henisch 339.)

59. „Sein ganzer Honig ist sauer geworden"
(= mit all' seinem Glück ist es zu Ende).

60. „ir honeg ist worden z'einer gallen."
(Walther v. d. Vogelweide.)

61. „und machte z'einer gallen das vil honigsüeze spil."
(Derselbe.)

62. „eitel honigred' seynd nit on gift." (Simrock 4923.)

63. „habet et venenum blanda oratio."

64. „mel in ore,
verba lactis,
fel in corde,
fraus in factis."

65. „dar le pere in guardia all' orso."
(= die Bienen in die Obhut des Bären geben.) (Italien.)

66. „chi divide la pera (oder il miele) all' orso, ne ha sempre men che parte" (= wer Bienen [oder Honig] mit dem Bären teilt, hat weniger als einen Teil; vgl. „mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen"). (Italien.)

67. „L'orso sogna pere"
(= der Bär träumt von Bienen). (Italien.)

68. „Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind die allerbesten Bienen." (Gellert.)

69. „Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naſchen die Bienen
Summend am Saft". (Goethe.)

70. „Ein Honigvöglein, weich und zart
Iſt leichte Sinnenliebe,
Von Schmetterlings- und Bienenart
Sind ihre Nahrungstriebe." (Bürger.)

71. „Dumpfig und wie Bienenſummen
Klingt der Glocken Feſtgeläute." (Heine.)

72. „Oft tönen im Abendrot
Von ſelbſt die Saiten wie Bienenton." (Hölty.)

73. „Darunter miſcht ſich ein Geſtöhn,
Das aus entzücktem Buſen geht,
Wie Bienenſang und Schilfgetön." (Bürger.)

74. „frouw, wo man euren namen nennt,
der süezt vil bass im herzen mein
dann regnet es eitel honig darein."
(Hans Roſenblüt im Faſtnachtsſpiel.

75. „vorn' süss
hinten spiess."
(Abraham a. Sa. Clara, Judas, der Erzſchelm II, 69)*)

76. „Das Herz des Kindes iſt ein Wachs, darein kann man drücken ein Röſel oder einen Eſel." (Derſelbe.)

77. „Einem etwas ins Wachs drücken"
(= etwas ſich merken, um es ſpäter zu rügen).

78. „Einem eine wächſerne Naſe drehen."

79. „Der muß viel Wachs haben, der unſerem Herrgott eine Naſe drehen will."

80. „Der Bien muß", d. h. einen widerſinnigen, unnatürlichen Zwang ausüben.

81. d'Imma thuend nüt alle Lüt guet" (Schweiz), d. h. entſchieden denjenigen nicht, die ſie nicht angemeſſen pflegen und behandeln.

82. „Die Immen küſſen die Blümlein ſchön
Und deren Schönheit mag doch nicht vergehn!"

---

*) Abraham entnimmt dem Bienenleben überhaupt manches treffende Bild. Die Biene, „das kleine Metſiederl", iſt ein Vorbild des Kloſterlebens (Judas IV, 14); mit dem Honig im Rachen des Simſoniſchen Löwen vergleicht Abraham die ſüßen, begeiſterten Geſänge der Kirche im Munde grober, fühlloſer „Fleiſchklötze". (Judas III, 103.)

83. „Eine einzige Biene ist mehr wert als 100 Fliegen — (italien. = vale piu una pecchia che mille mosche).

84. „Hab Immen und Schaf'
Leg dich nieder und schlaf!" (Oberpfalz), „aber nöt z'lang" setzen die Tyroler hinzu.

85. „Man muß in keinen Immen stupfen" (Schweiz = ins Wespennest greifen).

86. „Da lat de immeken vor sorgen" (Braunschweig.)

Ein alter Invalide, der den großen amerikanischen Befreiungskrieg im vorigen Jahrhundert unter englischen Fahnen mitgemacht hatte, sprach, zurückgekehrt, mit seinen Landsleuten gerne darüber, wie in der neuen Welt drüben alles so viel größer sei, als in der Heimat, namentlich seien die Bienen dort so groß wie hier die allergrößten Hummeln. Ein Zuhörer fragte darauf, wie groß denn dort die Bienenkörbe seien. Da ging dem Alten der Faden aus. Er mußte gestehen: „Ebenso groß wie hier." Als man aber weiter examinierte: „Wie kommen denn die großen Bienen durch das kleine Flugloch in ihren Stock hinein?" Da half er sich mit der Ausrede: „da lat de immeken vor sorgen."

U. s. f.

Auch die klassische Muse der deutschen Poesie hat die reiche Symbolik unserer Insekten gewürdigt und durch manch sinniges Gedicht verherrlicht. Georg Philipp Harsdörfer († 1658), mit Joh. Klaj und Siegmund von Birken, Begründer des Nürnberger Blumenordens der Pegnitz-Schäfer, besingt die Bienen in seinem „pegnesischen Schäfergedicht in den berinorgischen (d. i. Nürnbergischen) Gefilden":

„Wie sie die Wohnung bauen
Von goldnem Pergament,
Kann niemand je beschauen;
Kein Künstler von Talent
Kann so Bewund'rung wecken.
Die Zimmer all' sind gleich
Gesondert mit sechs Ecken
Das Honigkönigreich."

In seiner lyrischen Anthologie, unter dem Titel „Trutznachtigall", 1634 herausgegeben, hat der edle Friedrich von Spee

mit der ihm zu Gebote ſtehenden großen Innigkeit eines warmen Naturgefühles die Bienen ausgezeichnet:

„Auf, auf, ihr kleinen Bienen, der Winter iſt vorbei,
Schon duften jetzt und blühen die Blümlein allerlei.
Auf, auf, die Blümlein blühen, zu Felde zieht noch heut',
Auf, auf, mit Wehr' und Waffen ſchickt euch zur Blumenbeut'.

Sieh da, wie ſie ſchon ſummen, zu Feld ſich ſtellen ein,
Laut rühren ſie die Trommeln, die gelben Kriegerlein,
Wie weit und breit mit Sorgen erforſchen ſie den Raub,
Der draußen liegt verborgen im bunten Blumenſtaub.

Wie emſig ſie ſich rühren! Nur leben ſie der Beut';
Doch niemand ſie beſchweren, verſchonen Land und Leut'.
Sie zielen ſcharf mit Augen zum ſüß'ſten Blümlein zart,
Um Schätze dort zu ſaugen, in Blättlein eingeſcharrt.

Kein Blättlein ſie zerbeißen, kein Härlein kränken's nit,
Kein Äderlein zerſpleißen's, als wie man's täglich ſieht.
O wohl ein edles Rauben, ein ſüßer Blumenkrieg,
In Honig ſich verwandeln muß dieſer Krieg und Sieg."

Wahrlich eine treffliche Symbolik des Kriegsweſens der „kleinen Blumenritter ohne Furcht und Tadel". Sie durften dem frommen, für alles Gute und Wahre begeiſterten*) Spee, der ein Augenzeuge der rohen Kriegshorden und ihres blutigen Handwerks während des jammervollen 30jährigen Krieges geweſen iſt, wohl als Propheten einer heißerſehnten, friedvolleren Zukunft erſcheinen.

Als Sohn eines Volkes, welches zuerſt unter allen germaniſchen Stämmen den Ruhm eines verfaſſungsmäßig geordneten Staatslebens gewann, als freier Bürger eines freien Staates, welcher ſchon damals in die Bahnen einer weltgeſchichtlichen Macht und Größe eingetreten war, hat Englands größter dichteriſcher Genius, der unſterbliche Heros der modernen Dramatik,

*) In ſeiner „Cautio criminalis" (Rinteln 1631) hat Spee als einer der erſten gegen die Hexenproceſſe, dieſe greuelvollen Verirrungen der mittelalterlichen Rechtspflege, als Menſch und Chriſt Verwahrung eingelegt, was ihm die Nachwelt nicht vergeſſen ſollte.

William Shakespeare, den Bienenstaat kraft seiner Ordnung und bürgerlichen Disciplin als Muster und Vorbild hingestellt:

„Es teilt der Himmel
Des Menschen Stand in mancherlei Beruf
Und setzt Bestrebung in beständ'gen Gang,
Dem als zum Ziel Gehorsam ist gestellt.
So thun die Honigbienen, Kreaturen,
Die durch die Regel der Natur uns lehren
Zur Ordnung fügen ein bevölkert' Reich.
Sie haben einen König und Beamte
Von unterschiednem Rang, wovon die einen,
Wie Obrigkeiten, Zucht zu Hause halten,
Wie Kaufleut' andre auswärts Handel treiben,
Noch andre, wie Soldaten, mit den Stacheln
Bewehrt die samtnen Sommerknospen plündern
Und dann den Raub mit luft'gem Marsch nach Haus
Zum Hauptgezelte ihres Königs bringen,
Der emsig in der Majestät beachtet,
Wie Maurer singend gold'ne Dächer bau'n,
Die stillen Bürger ihren Honig speichern,
Wie sich die armen Tagelöhner drängen
Mit schweren Bürden an dem engen Thor,
Wie mürrisch summend der gestrenge Richter
Die zehrenden und faulen Drohnen liefert
In ihrer Henker rasche Hand. (Heinrich V.)

„Nicht leicht verläßt die Biene ihre Waben."
König Heinrich IV, 4.

„Wie die Biene, jede Blume schätzend
Um ihre süße Kraft,
Die Schenkel voller Wachs, den Mund voll Honig,
So bringen wir's zum Korb: und wie die Biene
Erwürgt man uns zum Lohn."
König Heinrich IV, 1.

Auch der Größte im deutschen Dichterheim, Goethe, dessen Geist den Welt- und Menschenspiegel des Faust geschenkt und den titanischen Gedanken des „gefesselten" Prometheus ausgedacht hat verschmähte es nicht, der lieben kleinen Biene in manch treffendem Gedicht ein Denkmal liebender Anerkennung zu stiften. Wie hätte auch der, dem das „Röslein rot" auf der einsamen Heide

nicht entging oder, „wenn er im Walde vor sich hin ging“, das Blümlein „wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön“, zu sich aufblicken sah, an den Bienen teilnahmslos vorbeigehen können? In seinem Schweizerliedchen bekennt Goethe gewiß aus eigener Erfahrung und Liebhaberei:

„In ä Garte
Bin i gstande,
Ha d'Immli
Zugschaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.“

Wie sinnig hat er dem Freundschaftsverhältnis der Blumen und der Bienen, ihrer Gäste, Ausdruck gegeben:

„Ein Blumenglöckchen,
Vom Boden hervor,
War früh gesprosset
In lieblichem Flor.
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Für einander sein.“

Wie antik-klassisch faßt der Altmeister die Symbolik der nektarzehrenden Insekten, zu denen in erster Linie die Biene zählt, in dem nach dem Vorbild der griechischen Mythologie gedichteten „Nektartropfen“:

„Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen,
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe.
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen

Auf den grünen Boden nieder.
Emſig waren drauf die Bienen
Hinterher und ſaugten fleißig,
Kam der Schmetterling geſchäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaſchen,
Selbſt die ungeſtalte Spinne
Kroch herbei und ſog gewaltig.
Glücklich haben ſie gekoſtet,
Sie und andre zarte Tierchen!
Denn ſie teilen mit den Menſchen
Nun das ſchönſte Glück — die Kunſt."

Unſerem Schiller ſind die Bienen ein ſeltenerer Gegenſtand ſeiner dichteriſchen Erfindung. Dies hat ſeinen Grund darin, daß Schillers Lyrik überhaupt nicht, wie die Goethes, aus der Unmittelbarkeit des wirklichen Lebens emporblühte, ſondern faſt durchgehends aus der Arbeit des Gedankens, der Reflexion, erwachſen iſt. Schiller war viel zu viel ſubjektiv, um die Naturdinge ſo ruhig und klar wie Goethe auf ſein Gemüt wirken zu laſſen. Doch hat er in der „Jungfrau von Orleans" die Bienen als Symbol des kriegeriſchen Angriffes verwertet:

„Und wie der Bienen dunkelnde Geſchwader
Den Korb umſchwärmen in des Sommers Tagen,
So goß ſich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans' Gefilde."

Wie zart und innig kündet ſich die Sehnſucht des Liebenden nach dem Mund der Geliebten in jenem Bienenliedchen in des „Knaben Wunderhorn" an (II, 60):

„Wie die goldnen Bienlein ſchweben
Auf der bunten Blumenfahrt,
Hunderttauſend Küſſe geben
All' den Kräutlein mancher Art:
So in meines Herzens Grunde
Treibt es mich nach deinem Munde.
Speis' und Wein,
Kuß und Freude,
Mehrt die Pein,
Die ich leide
Ohne dich, mein Leben!

Durch Umfangen
Stillt dein Mund
Mein Verlangen.
Bin ich wund,
Kannſt du mir Geſundheit geben."

Wie freundlich weiß der Sänger der deutſchen Preis-, Zorn- und Kampflieder in ſchwerſter Zeit, E. M. Arndt, die Bienen als Boten des erſchienenen Frühlings willkommen zu heißen:

„Ziehſt du dein goldnes Röcklein an?
Die goldnen Stiefel auch?
O Bienchen, Vöglein wohlgemut,
Mit leichtem Sinn und leichtem Blut,
Dich locket nun das Sonnenlicht,
Dich lockt der Blütenhauch."

Der Sänger der „lieblichen Wieſe", unſer vaterländiſcher Dichter Hebel verteidigt den Kuß, das Pfand der Liebe, mit dem Thun der Bienen, wenn er meint:

„Küsst 's Bienli nüt si Schwesterli
Und 's Sternli nüt si Nöchberli?
'Ne Kuss in Ehre
Wer will's verwehre?"

Unter den frommen und ſtillen Blumen ſieht ſie Robert Hamerling als Gäſte ſich tummeln, wenn er, der Sonn' entgegen, die Waldestreppen, „felſig geſtuft und überkrochen von hundertjährigen Wurzeln", zur einſamen Bergwieſe emporſteigt,

„. . . . wo rötlich
Die Heide blüht und wo
Um meines Fußes Niedertritt
Der Bienen ſummende Schwärme wie Funken ſtäuben.
Da ſteh ich ſtill
Bei Glocken- und Kreuz- und Flocken- und Ringelblumen
Und ſuche mit Dichteraugen
Ein Reinentwickeltes, und freue mich innig, wenn
Recht vollgedrängt auf hohem Stengel das Blütenköpfchen
Der Scabioſa ſchwankt am Waldſteig, wenn
Auf ſchöngezacktem Blätterfuß

Ranunculus kolziert
In Wiesengründen, wenn in die Wildnis
Die Genziane blauen Glanz streut, und Doldenzweige
Weithin verzweigt auf hohen Stämmen die Hude bedecken.
Es lockt der Schönheit selige Spur
Auf Waldespfaden das Aug' des Dichters,
Wie sie den Sehnenden anlockt im Getümmel des Marks:
Im Getümmel des Marks aber ist Schönheit
Ein schwirrend geflügeltes Wunder, buntschillernd,
Doch schwer zu haschen und oft
Mit scharfem Stachel bewaffnet:
Fromm sind und stille die Blumen."

Wie zart und sinnig verbirgt sich die Unruhe des Liebhabers in Otto Roquette's schönem Gedicht:

„Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften steht,
Da will mein Schatz auf mich warten,
Wenn die Sonne zur Rüste geht.
Da summen die Bienen im goldenen Schein
Sie summen heraus und sie summen herein,
Bei den Bienenkörben im Garten
Wo der Flieder in Düften steht.

Nun sind die Gedanken alle
Mir schwer auf dem fröhlichen Flug,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug!
Sie summen herein und summen heraus,
Und mein Kopf ist schier wie ein Bienenhaus,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug."

Sogar das monotone Stillleben des Imkers der Lüneburger Heide hat seinen Sänger gefunden. Th. Storm schildert dasselbe in seinem „Abseits" getauften Liede also:

„Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blüh'n; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer haſten durchs Geſträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide*) Glöckchen.
Die Vögel ſchwirren aus dem Kraut —
Die Luft iſt voller Lerchenlaut.
Ein halbverfallen' niedrig Haus
Steht einſam hier und ſonnbeſchienen,
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen ſich aus Külberrohr.
Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von ſeinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in dieſe Einſamkeit.

Selbſt in die religiöſe Dichtung, in das Kirchenlied, hat die Bienenſymbolik ihren Weg gefunden. Ernſt Gottlieb Woltersdorf (1725—1761), Prediger in Bunzlau und Mitbegründer des dortigen Waiſenhauſes, hat ein Bienen-Kirchenlied gedichtet, das hier folgen möge:

Das iſt der Bienen Element, die Blumen auszuſaugen, ſo weiß es jeder, der ſie kennt und ſieht's vergnügt mit Augen. O möcht' mein Sitzen, Gehn und Stehn ins Wort des Kreuzes Chriſti gehn!

Die Bienen kriechen gar hinein in tiefe Blumenhöhlen, was könnte doch wohl beſſer ſein für mich und arme Seelen, als ganz in Jeſu Wunden gehn, die alle Stunden offen ſtehn?

Die Biene wird auch niemals ſatt; ſie kommt beſtändig wieder. Und wo ſie was gefunden hat, läßt ſie ſich eifrig nieder. Herr Jeſu! liebe du mich ſehr, ſo hungert mich noch immermehr.

Wie fleißig trägt die Biene ein und läßt ſich nicht ermüden! O möcht ich ſo geſchäftig ſein, ſo hätt' ich vielen Frieden. Wer vieles ſucht und vieles nimmt, für den wird immermehr beſtimmt.

*) Die Edelheide, vulg. Heidekraut (Erica) eine der vorzüglichſten Bienenpflanzen; ſie allein iſt die eigentliche Honigquelle der Lüneburger Heidimker.

Die Biene baut vom Blumensaft zugleich die kleine Zelle. Mein Jesu, deines Geistes Kraft, dient mir auf alle Fälle. Ich baue mir ein festes Haus von deiner Gnade an und aus.

Die Bienen machen Wachs bereit, daß Menschen Lichter brennen; so soll des Glaubens Freudigkeit dem Nächsten Freude gönnen. Ach, Bienen fliegt doch alle her, hier ist ein Licht- und Freudenmeer.

Ihr König ist die Augenlust der ganzen kleinen Herde; sie folgen ihm und sein Verlust vertilgt sie von der Erde. Mein König, lenke meinen Sinn so stark zu deinem Herzen hin!

Die Bienen können niemals mehr als einen König leiden; ach Jesu laß uns alle sehr die Götzen in uns meiden, daß unser Herz in Lieb und Treu dir ganz allein ergeben sei!

Wie sehr bewundert jedermann das schöne Werk der Bienen, das dennoch niemand sehen kann, wiewohl sie jedem dienen, die Welt sieht unser Werk nicht ein, doch soll's zum Preise Gottes sein.

Die kleine Biene pranget nicht und wohnt in schlechten Hütten; doch was sie heimlich zugericht't, kann reichen Segen schütten; o möcht' ich doch so arm und klein und voll vom Segen Jesu sein!

Im trüben Wetter sind sie still und bleiben gern zu Hause. Sobald die Sonne scheinen will, hört man auch ihr Gesause. Du bist mir immer einerlei, hilf, daß ich still und fröhlich sei!

Sobald die Biene jemand sticht, muß sie das Leben lassen. Ihr Glieder Jesu streitet nicht, vermeidet Grimm und Hassen. O traget, duldet, liebt und wacht, daß ihr euch nicht zuschanden macht.

Nach der Melodie: „Mir nach, spricht Christus."

Eine verwandte psychische Bedeutung hat die Biene als Symbol der Liebe der Christenseele zu Jesus, dem edlen, honigreichen Reis aus Davids Stamm, in einigen Liedern der Herrnhuter Brüdergemeinde, in deren ältestem Gesangbuch (von 1784 S. 84) es heißt:

„Du grüner Zweig, du edles Reis,
Du honigreiche Blüte
Du aufgethanes Paradeis
Gewähr' mir eine Bitte:
Laß meine Seel' ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde sein!
Ach, ach, wie süß ist dieser Tau,
Wie lieblich meiner Seele,

Wie gut ist 's sein auf solcher Au
In solcher Blumenhöhle!
Laß mich doch stets ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde sein!"

Oder (S. 99):

„O Herr Jesu, gieb mir Gaben
Wie die klugen Bienen haben,
Weil ich mich zu dir gefunden
Auf die Rosen deiner Wunden,
Daß ich dein's Blut's Honigseim
Trag in Mund und Herze heim!"

Damit aber der Gesamteindruck der von uns gesammelten Proben aus dem reichen Kapitel der Bienenpoesie ein vollständiger sei, möge zum Schluß nach der ernsten Muse auch der heiteren das Wort verstattet sein. Ferdinand Bereslas hat ein sehr gelungenes tragikomisches Heldengedicht, genannt „Der Ämsen-Immenkrieg" herausgegeben (1841), welches der Leser als III. litterarische Beilage vollständig wiedergegeben finden wird. Von Kindesbeinen an mit diesen „Größten unter den Kleinsten" enge befreundet und von Natur mit einer sehr feinen Beobachtungsgabe für das Leben der „Ämsen" und „Immen" ausgerüstet, was der aufmerksame Leser insbesondere an den treffenden Eigennamen*) ersehen kann, welche den Helden

*) Die Namen der Bienen (Jachschwung, Goldimme, Aulieb u. s. f.) und der Ameisen (Zwickmaul, Rischlauf, Kühwart u. s. f.) sind ebenso naturwahr, charakteristisch und ergötzlich, wie jene Namen der Flöhe in Fischarts „Flohhatz" (Pfetzsielind, Zwickfie, Schleichinsthal, Zupfsieleck u. s. f.), wo, wie Gervinus sich köstlich ausdrückt, „in Reim und Vers der Mutwille förmlich krabbelt und zappelt". Bei Fischart beschweren sich die Flöhe über die Weiber, die sie so mörderisch verfolgen, bei Juppiter, der sie zurechtweist und Bereslas läßt, als eben das Morden der Ämsen-Immenschlacht seinen Höhepunkt erreicht hat und beider Völker Untergang bevorsteht, ebenfalls den Göttervater höchstpersönlich einschreiten, aber der göttliche Sendbote, welcher dieses blutigen Krieges Endschaft herbeiführt, ist nicht Pallas Athene, nicht Mars und nicht Hermes, sondern ein lüsterner — Spatz, der mit seinem Schnabel als der vis major in die Reihen der kämpfenden Helden einhaut.

der beiden Völker gegeben werden, hat Bereslas es verstanden, mit gutem Geschick, sprudelndem Witz und in glücklicher Nachahmung des homerischen Tones die in der Natur wirklich vorkommenden Völkerkriege zwischen Ameisen und Bienen, diesen edelsten, begabtesten und streitbarsten Geschlechtern der großen Insektenfamilie, ergötzlich zu schildern, ohne dabei die Grenzlinie des Humors zu überschreiten, wovon sich andere, wir denken speziell an Aloys Blumauers „travestierte Äneide", sich nicht immer fern gehalten haben. Bereslas hat sich als ein glücklicher Nachfolger Georg Rollenhagens bewährt, dessen Frosch-Mäuse-Schlacht („Batrachomyomachie", „Froschmäuseler") den Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen allerdings noch zu polemischer Bezugnahme auf die Zeitgeschichte benutzt. Jeder Bienen- und Naturfreund ist dem Dichter für diese Gabe zum Danke verpflichtet, um so mehr als derselbe sich der Grenzen seines Stoffes stets bewußt bleibt und sich mit dem bescheidenen Ruhme „ein letzter der Homeriden" zu sein, wohl zufrieden giebt.

Vgl. Auber: „Histoire et théorie du symbolisme religieux."
Wessely: „Ikonographie Gottes."
Mannhardt: „Germanische Mythen."
Kreutzwald, Friedrich: „Esthnische Märchen" (übers. von F. Löwe).
Wenzig: „Westslavischer Märchenschatz."
Kopper: „Die Gesänge der Serben."
Kuhn u. Schwartz: „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche."
Wander: „Deutsches Sprichwörterlexikon."
Rochholtz: „Deutscher Glaube und Brauch."
Reinsberg v. Düringsfeld: „Das festliche Jahr."
Nork: „Sitten und Gebräuche der Deutschen."
Uhland: „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage."
Simrock, K.: „Handbuch der deutschen Mythologie."
Grimm, W.: „Die deutsche Heldensage."
" „Altdeutsche Wälder."
" „Deutsche Rechtsaltertümer."
" „Deutsche Mythologie."

Grimm, J.: „Auswahl aus den kleineren Schriften."
Grimm, W.: „Konrad v. Würzburg", „Die goldene Schmiede."
Koberstein: „Geschichte der deutschen Nationallitteratur."
von der Hagen: „Minnesänger."
Strange: „Caesarii Heisterbacensis Monachi dialogus miraculorum."
Fortlage: „Christliche Gesänge."
Siegel: „Handbuch der christlich-kirchlichen Altertümer."
Münter: „Sinnbilder der alten Christen."
Piper: „Mythologie der christlichen Kunst."
Pohl, O.: „Die altchristliche Fresko- und Mosaik-Malerei."
Kinkel: „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern."
D'Ahrenberg: „Dictionnaire des antiquités."

Dritter Teil.

Klaſſiſche Beilagen zur Symbolik der Bienen

aus dem Buche der Weltlitteratur.

„Bald zu vergnügen bezweckt ein Gedicht, bald Nutzen zu ſtiften,
Oder zugleich Zweckmäß'ges, zugleich Anmut'ges zu ſagen.
Sämtliche Stimmen gewinnt wer Nützliches miſcht mit dem Süßen,
Wenn er dem Leſer Belehrung zugleich und Erheiterung bietet."

Horaz, de arte poetica, V. 341 ff.

Beilage I.

Virgils Landbau-Gedicht.

Vierter Gesang.

— Das klassische Hohelied der Bienen. —

(Vorbemerkungen, Urtext und metrische Übersetzung nebst sachlichen Erläuterungen.)

Vorbemerkungen.

Virgils Georgica, d. h. die Gedichte vom Landbau, deren viertes Buch wir hier als das klassische Hohelied der Bienen folgen lassen, sind, wie Bernhardy mit Recht hervorhebt, die glücklichste Leistung des ganzen Altertums im Lehrgedicht; weder im Adel der Gesinnung noch im Wohllaut der Rhythmen und in der Milde des Ausdruckes kann irgend ein anderes ihnen an die Seite gestellt werden. Sie dürfen trotz der vielgepriesenen und überschätzten Äneis das Meisterwerk des Dichters genannt werden.

Wohl waren viele der in den Georgica behandelten Gegenstände schon von griechischen Dichtern, von Hesiod in den *Ἔργα καὶ Ἡμέραι*, von Aratus in den *Φαινόμενα καὶ Διοσημεῖα*, von Eratosthenes im *Ἑρμῆς*, von Nikander in den *Θηριακά*, *Ἀλεξιφαρμακά* und *Γεωργικά* behandelt worden; doch keiner der Alten, wir dürfen wohl hinzusetzen auch der Neueren, hat das Gebiet der Landwirtschaft in dem Umfange, den Virgil seinem Lehrgedichte gegeben hat, bearbeitet, keiner so zutreffend und poetisch schön besungen.

Die ganze italische Landwirtschaft seiner Zeit hat Virgil zum Vorwurf seines Gedichtes gemacht und doch ist dasselbe nie ermüdend. Geschickt und naturwahr ist der Stoff ausgewählt; Unwichtiges ist wegelassen oder nur leise gestreift. Der Dichter kann beim besten Willen nicht alles und jedes poetisch ausgestalten und soll es auch nicht. Aber was er bringt, muß den Hauch dichterischer Verklärung erfahren und

darf dabei doch den Stempel der Wahrheit nicht verleugnen. Dies alles trifft bei den Georgica bewundernswert zu. Meisterhaft ist insbesondere die weise Verteilung des gewaltigen Stoffes: Indem im ersten Buche der Ackerbau im engeren Sinn, im zweiten die Baumzucht, im dritten die Viehzucht und im vierten die Bienenzucht zur Darstellung kommen, steigt die Muse des Dichters von der Betrachtung der anfänglichen, niederen Entwicklungsstufen der Landwirtschaft in schöner Folge zu immer höheren, reineren und edleren Sphären empor. Von der rauhen Scholle des Erdbodens, über den der Pflug des Säemanns hingeht, werden wir in die blühende und edle Früchte tragende Pflanzenwelt mit ihren Obstbäumen und Rebgeländen geführt, von da in die dem Landwirte zur Pflege und Zucht übergebene Tierwelt, bis wir zuletzt einen Blick in die Wunder der ätherischen Bienen, in denen „ein Hauch des göttlichen Geistes“ spürbar uns anwehe, hineinthun. Der vierte Gesang ist offenbar der Höhepunkt des ganzen Gedichtes, ein unverkennbarer Ehrenplatz für unsere Lieblinge, eine Mahnung zugleich an ihre Pfleger und Züchter!

Hier entfaltet die Sprache des Dichters den glänzendsten Aufbau, die farbenreichsten Bilder, die mannigfaltigsten Wendungen, die vollkommenste Harmonie des Wohllautes, welche für das musikalische Ohr des Dichters zeugt, der auf die Abfassung und wiederholte Umarbeitung seines Lieblingsgedichtes nicht weniger als volle sieben Jahre (31—25) verwendet hat, während er die sein Sterbelager umstehenden Freunde inständig gebeten haben soll, die Äneïs, weil sie noch nicht gehörig durchgefeilt sei, der Vernichtung preiszugeben.

Was unserem Gedichte aber nächst dem bedeutenden Inhalt und der schönen Form noch einen besonderen Reiz und Wert verleiht, ist die an so mancher Stelle offen ausgesprochene und noch öfter zwischen den Zeilen zu lesende und herauszufühlende pietätvolle Liebe des Dichters zu seinem schönen Heimatland, zumal dem fruchtbaren mantuanischen Gau, wo

seine Wiege gestanden war und das teuere väterliche Landgut trotz schwerer Wechselfälle des Bürgerkrieges ihm unversehrt erhalten blieb (vgl. V. 371 ff.). Obwohl den höheren Ständen angehörig und im späteren Leben ein Freund der Mächtigsten seines Volkes, hat er es in angeborener Bescheidenheit nicht verschmäht, mit dem gemeinen Mann aus dem Hirten- und Bauernstand persönlichen Umgang zu pflegen und daraus eben für die Gegenstände seines Gedichtes die speziellste Belehrung zu schöpfen (vgl. V. 270 ff.).

Noch war der Ackerbau die feste Grundlage der römischen Größe und Sitte und Virgil selber ein personifizierter Teil jener gesunden italischen Volkskraft, die noch immer vom Lande her der weltförmigen Hauptstadt zuströmte und darum war es die glückliche Wahl eines echt nationalen und ihm selber gemäßen Stoffes, als er seine Georgica zu dichten begann.

Selbst dem großen Imperator, wie dessen rechter Hand, dem edlen Mäcenas, konnte damals keine Gabe der Musen willkommener sein als eben eine solche, welche dem durch die Unruhen der blutigen Bürgerkriege vernachlässigten Ackerbau wieder aufzuhelfen bemüht war, welche der harten, von der Stadt und ihrem Plebs verachteten Arbeit des fleißigen Landmannes den Lorbeer der höchsten Ehre darreichte und die Freuden und Annehmlichkeiten des Landlebens, das ganz idyllische Vollglück eines einfachen, durch sich selbst befriedigten Lebens mit so herrlichen Farben ausmalte, ruhmvoll für den Dichter selbst, der den „kleinen" Stoff nicht „für zu gering" erachtete, lehrreich und ermunternd für sein ganzes Volk.

Auch wenn Virgil nicht nach der Doppelpalme des epischen und lyrischen Dichters mit gleichem äußeren Erfolge gestrebt hätte, die Georgica allein hätten genügt, ihm den Lorbeer der Unsterblichkeit um die Stirne zu widmen. Sein Volk hat ihm dieses hohe Verdienst nicht vergessen und die spätesten Geschlechter des Römervolkes, ja der ganzen abendländischen Menschheit, haben ihm den Dank dafür nicht vorenthalten.

Was er als beſten Ertrag ſeiner poetiſchen Kraft hinterließ, wurde für das alte Rom und ſeine Provinzen eine der vornehmſten Grundlagen litterariſcher und künſtleriſcher Bildung. Es wurde in den Schulen geleſen, von den Freunden der ſchönen Litteratur mit Vorliebe beſprochen, von den Grammatikern kommentiert, von den Dichtern nachgeahmt. Als ſchon lange der Pontifex nicht mehr mit der ſchweigenden Jungfrau zum Kapitol hinanſtieg, ſchöpften die Gebildeten der neugewordenen Welt noch aus ihm die Lehren uralter Weltweisheit, den Ausdruck frommer Geſinnung, die Neigung zu den ſtillen Freuden des Landlebens am Buſen der Mutter Natur ebenſo gut wie die Norm für jene Heldentugenden, in deren Bethätigung die Edelſten und Beſten ihre Kraft einſetzten. Unter den Karolingern und mehr noch unter den Ottonen genoß gerade Virgil eine beſondere Verehrung; nach Virgiliſchem Muſter hat Waltharius den heimatlichen Sagenſtoff im Liede beſungen, die geiſt- und kraftvolle lateiniſche Lyrik des Mittelalters iſt voller Anklänge an ihn und der gottbegnadete Seher der Divina comedia, Dante, hat unter allen Großen und Edlen gerade ihn als Führer durch das Chaos der Hölle und hin zum Berge der Reinigung auserwählt, als würdigſten Repräſentanten menſchlicher Vernunft, Weisheit und reiner Kunſt, während die geliebte Beatrice dem Dichter die Pforten des Himmels öffnet und ſeiner Seele für die letzten, größten Geheimniſſe des ewigen Lebens, des Chriſtentums die Weihe giebt.

Wahrlich, keine geringe Ehre für das kleine Volk der Bienen einen ſolchen Sänger ſeiner Thaten und Tugenden, Freuden und Leiden gefunden zu haben!

Möge das köſtliche Vermächtnis der Treue und Liebe zu den Bienen, wie es in dieſem vierten Buche der Georgica von einem ihrer beſten und edelſten Freunde niedergelegt iſt, auch von allen, die ihrerſeits Freunde der Bienen ſein wollen, beherzigt, bewahrt und erfüllt werden!

Georgicon.

Liber Quartus.

Protinus aërii mellis caelestia dona
Exsequar. Hanc etiam, Maecenas, adspice partem.
Admiranda tibi levium spectacula rerum,
Magnanimosque duces, totiusque ordine gentis
Mores et studia et populos et proelia dicam,
In tenui labor; at tenuis non gloria, si quem
Numina laeva sinunt auditque vocatus Apollo.
Principio sedes apibus statioque petenda,
Quo neque sit ventis aditus (nam pabula venti
Ferre domum prohibent), neque oves haedique petulci
Floribus insultent, aut errans bucula campo
Decutiat rorem et surgentes atterat herbas.
Absint et picti squalentia terga lacerti
Pinguibus a stabulis, meropesque, aliaeque volucres,
Et manibus Procne pectus signata cruentis.
Omnia nam late vastant, ipsosque volantes
Ore ferunt dulcem nidis immitibus escam.
At liquidi fontes et stagna virentia musco
Adsint et tenuis fugiens per gramina rivus;
Palmaque vestibulum aut ingens oleaster obumbret,
Ut, quum prima novi ducent examina reges
Vere suo, ludetque favis emissa juventus,
Vicina invitet decedere ripa calori;
Obviaque hospitiis teneat frondentibus arbos.
In medium, seu stabit iners seu profluet humor,
Transversas salices et grandia conjice saxa:
Pontibus ut crebris possint consistere et alas
Pandere ad aestivum solem; si forte merantes
Sparserit aut praeceps Neptuno immerserit Eurus.
Haec circum casiae virides et olentia late

Landbau.

Vierter Gesang.

Jetzt des ätherischen Honigs Geschenk, hertauend vom Himmel,
Töne mein Lied. Du empfang' auch diesen Teil, o Mäcenas.
Kleingeachteter Dinge bewunderungswürdiges Schauspiel,
Führer voll hohen Muts und des Volkes Geschlecht nach der Ordnung
Will ich, und Sitten, Geschäft' und Stämm' und Schlachten dir singen.
Klein ist der Arbeit Stoff, doch klein nicht ist das Verdienst: wenn
Hold nur die Götter mir sind und Apoll' mein Rufen erhöret.
Erstlich gebührt's, den Bienen ihr Haus und Lager zu wählen,
Wo kein Wind sie bestreicht (denn Winde verwehren, die Nahrung
Heimzutragen) und wo nicht Schafe noch stößige Böcklein
Frech durchhüpfen die Blumen noch schweifend im Felde das Jungvieh
Rings abschüttelt den Tau und sprossende Kräuter zerstampfet.
Fern auch bleibe mit widrig gesprenkeltem Rücken die Eidechs
Von dem gesegneten Stand, der Specht und noch andere Vögel,
Prokne zumal, an der Brust mit blutigen Händen gezeichnet.
Wild veröden sie alles umher und die Fliegenden selber
Schnappen sie weg, für die grausame Brut ein köstlicher Bissen.
Aber ein lauterer Quell, ein Teich mit grünendem Moose
Grenze daran und ein seicht durchs Gras hineilendes Bächlein.
Hoch umschatte die Palme den Hof und der Wildling des Ölbaums:
Daß, wenn zuerst mit Schwärmen in ihrem Lenze die neuen
Könige zieh'n und, den Zellen entschlüpft, die Jugend umherspielt,
Sie das benachbarte Naß einlad' in die liebliche Kühlung
Und sie ein Baum am Weg' im grünenden Laube bewirte.
Mitten ins Wasser hinein, sei's stehendes oder es rinne,
Wirf sich kreuzende Weiden und mächtig ragende Steine,
Daß auf häufigen Brücken zu ruh'n sie vermögen, die Flügel
Ausgestreckt am sonnigen Strahl; wenn die Säumigen etwa
Sonderte oder wohl gar in die Flut eintauchte der Ostwind.
Rings in der Gegend umher laß Casia grünen und weithin

Serpylla et graviter spirantis copia thymbrae
Floreat irriguumque bibant violaria fontem.
Ipsa autem, seu corticibus tibi suta cavatis,
Seu lento fuerint alvearia vimine texta,
Angustos habeant aditus: nam frigore mella
Cogit hiems, eademque calor liquefacta remittit.
Utraque vis apibus pariter metuenda; neque illae
Nequicquam in tectis certatim tenuia cera
Spiramenta linunt fucoque et floribus oras
Explent, collectumque haec ipsa ad munera gluten
Et visco et Phrygiae servant pice lentius Idae.
Saepe etiam effossis, si vera est fama, latebris
Sub terra fovere larem, penitusque repertae
Pumicibusque cavis, exesaeque arboris antro.
Tu tamen et levi rimosa cubilia limo
Ungue fovens circum et raras super injice frondes.
Neu propius tectis taxum sine, neve rubentes
Ure foco cancros; altae neu crede paludi,
Aut ubi odor coeni gravis, aut ubi concava pulsu
Saxa sonant, vocisque offensa resultat imago.
Quod superest, ubi pulsam hiemem Sol aureus egit
Sub terras, caelumque aestiva luce reclusit;
Illae continuo saltus silvasque peragrant,
Purpureosque metunt flores et flumina libunt
Summa leves. Hinc nescio qua dulcedine laetae
Progeniem nidosque fovent; hinc arte recentes
Excudunt ceras et mella tenacia fingunt.
Hinc ubi jam emissum caveis ad sidera caeli
Nare per aestatem liquidam suspexeris agmen,
Obscuramque trahi vento mirabere nubem;
Contemplator: aquas dulces et frondea semper
Tecta petunt. Huc tu jussos adsperge sapores,
Trita melisphylla et cerinthae ignobile gramen;
Tinnitusque cie et Matris quate cymbala circum.
Ipsae consident medicatis sedibus; ipsae
Intima more suo sese in cunabula condent.
Sin autem ad pugnam exierint: (nam saepe duobus
Regibus incessit magno discordia motu)
Continuoque animos volgi et trepidantia bello
Corda licet longe praesciscere: namque morantes
Martius ille aeris rauci canor increpat et vox

Duftenden Quendel erblüh'n und viel gewürzige Thymbra,
Auch Violen dabei, getränkt vom Borne der Quelle.
Selber die Körbe jedoch, ob von wölbender Rinde du solche
Näheteſt oder von biegſamer Rute der Weide ſie flochteſt,
Sei'n an der Pforte recht eng, denn die Kälte des Winters
Härtet den Honigſeim, es löſt ihn zerſchmelzend die Hitze.
Beide bedroh'n die Bienen mit gleicher Gefahr; und umſonſt nicht
Eifern ſie um die Wett' mit Wachs auch die winzigſten Spalten
Ihrer Burg zu verkleben, mit Saft und Blüten den Eingang
Wohl zu füllen und ſparen hiezu den geſammelten Leim auf,
Zäher als Harz von der Miſtel und Pech vom phrygiſchen Ida.
Oft, wo die Sage nicht täuſcht, war tief in gegrabenen Löchern
Unter der Erd' ihr häuslicher Herd; auch in Klüften des Bimsſteins
Fand ſich ihr Bau und im Schlupf des vermoderten Baumes.
Gleichwohl verſtreich' zum Erwärmen umher die ſpaltigen Kammern
Selbſt mit ſchlüpfrigem Thon und beſtreue ſie locker mit Laubwerk.
Dulde auch nicht zu nahe den Stöcken den Taxus, verbrenn' nicht
Rote Krebſ' auf dem Herd, auch trau' nicht tiefem Moraſte,
Oder wo faulig verdampfet der Miſt und vom Echo der hohle
Felſen erſchallt und das Bild anprallender Stimme zurückfliegt.
Aber treibt nun den Winter die gold'ne Sonne verſcheuchend
Unter die Erd' und entwölkt mit Sommerlichte den Himmel,
Plötzlich ſodann durchzieh'n ſie Gehölz und beſchattete Thale,
Pflücken ſich purpurne Blüten und ſchöpfen im Schweben der Bäche
Glatten Kryſtall. Dann, fröhlich von unerklärbarer Wonne
Pflegen ſie Neſt und Geſchlecht, d'rauf formen ſie kunſtreich
Zellen aus friſchem Wachs und bilden den klebrigen Honig.
Dann, wann du jetzo den Schwarm heraus aus den Hallen der Heimat
Siehſt zu den Sternen empor die Lüfte des Sommers durchſchwimmen,
Und, wie ihr dunkles Gewölk hinzieht im Winde, dich wunderſt:
Merke dir wohl, ſtets ſuchen ſie ſüßes Gewäſſer und Laubdach.
Hierhin ſprenge du nun wohlduftende Säfte nach Vorſchrift
Aus der zerquetſchten Meliſſe gepreßt und der gemeinen Cerinthe;
Klingelndes Erz ſchlag' an und die Cymbeln der Cybele ringsher,
Selber dann ſetzen ſie ſich auf die duftenden Plätze und ſelber
Schlüpfen ſie gern, wie gewohnt, in die Wiege des bergenden Korbes.
Aber ſobald zum Kampfe ſie zieh'n — denn oftmal empöret
Zweier Könige Bruſt die Gewalt unbändiger Zwietracht —
Gleich auch kann man des Volks aufwallenden Mut und in Kampfluſt
Bebendes Herz ſchon ferne vorherſchaun; denn es ermuntert
Kriegriſcher Klang wie des Erzes die Zauberer; Töne vernimmt man,

Auditur fractos sonitus imitata tubarum.
Tum trepidae inter se coeunt, pennisque coruscant
Spiculaque exacuunt rostris aptantque lacertos;
Et circa regem atque ipsa ad praetoria densae
Miscentur, magnisque vocant clamoribus hostem,
Ergo ubi ver nactae sudum camposque patentes
Erumpunt portis, concurritur, aethere in alto
Fit sonitus, magnum mixtae glomerantur in orbem
Praecipitesque cadunt: non densior aëre grando
Nec de concussa tantum pluit illice glandis.
Ipsi per medias acies, insignibus alis,
Ingentes animos angusto in pectore versant,
Usque adeo obnixi non cedere, dum gravis aut hos,
Aut hos versa fuga victor dare terga subegit.
Hi motus animorum atque haec certamina tanta
Pulveris exigui jactu compressa quiescent.
Verum ubi ductores acie revocaveris ambo,
Deterior qui visus, eum, ne prodigus obsit,
Dede neci; melior vacua sine regnet in aula.
Alter erit maculis auro squalentibus ardens:
Nam duo sunt genera: hic melior, insignis et ore
Et rutilis clarus squamis; ille horridus alter
Desidia; latamque trahens inglorius alvum.
Ut binae regum facies, ita corpora plebis.
Namque aliae turpes horrent: ceu pulvere ab alto
Quum venit et sicco terram spuit ore viator
Aridus; elucent aliae et fulgore coruscant,
Ardentes auro et paribus lita corpora guttis.
Haec potior suboles: hinc caeli tempore certo
Dulcia mella premes; nec tantum dulcia quantum
Et liquida et durum Bacchi domitura saporem.
At quum incerta volant caeloque examina ludunt,
Contemnuntque favos et frigida tecta relinquunt;
Instabiles animos ludo prohibebis inani.
Nec magnus prohibere labor. Tu regibus alas
Eripe! Non illis quisquam cunctantibus altum
Ire iter aut castris audebit vellere signa.

Invitent croceis halantes floribus horti;
Et custos furum atque avium cum falce saligna
Hellespontiaci servet tutela Priapi.

Deren gebrochener Stoß nachahmt der Drommeten Geſchmetter.
Rings dann ſtrömen ſie haſtig herbei mit ſchimmernden Flügeln,
Wetzen den Speer mit dem Rüſſel und ſtählen zum Kampfe die Muskeln;
Und um den König geſchart und das ragende Zelt ihres Feldherrn
Fordern heraus ſie den Feind und rufen lautdrohend zur Feldſchlacht.
Drum, wann wärmenden Lenz und offene Felder ſie finden,
Stürzen ſie vor aus den Thoren, das Treffen beginnt, in des Äthers
Höhen erſchallet Getös und geballet zum mächtigen Knäuel
Stürzen die Toten herab; nicht praſſelt dichter der Hagel
Von dem Himmel herab, nicht dichter die Frucht der geſchüttelten Eiche.
Jene nun ſelbſt durch die Reihen der Schlacht mit leuchtenden Flügeln
Droh'n, erhabenen Mut im winzigen Buſen bewegend,
Nimmer zu weichen gewillt, bis mit großer Gewalt hier,
Oder auch dort der Flüchtigen Scharen der Sieger daherſcheucht.
Solcher Kampf der Empörten und ſolch' entſetzlicher Aufruhr
Legen ſich bei durch Würfe von wenigem Staube gebändigt.
Haſt du zurück nun vom Kampfe ſie beide, die Führer, gerufen:
Welcher der Schlechtere ſcheint, den weih', daß nicht ſchade der Praſſer,
Alsbald dem Tod; und der Beſſere herrſch' im geräumten Palaſte.
Prachtvoll glühet der eine mit goldausſtrahlenden Flecken;
Zwiefach ſind ſie von Art: der Edlere prächtig von Ausſehn,
Funkelnd mit rötlichen Schuppen; der andre ein fauler Geſelle
Ekelt dich an und ſchleppt ruhmlos den gedunſenen Wanſt nach.
Zwiefach ſind, wie der Herrſcher Geſtalt, auch die Leiber des Volkes:
Wuſtvoll ſtarren die einen umher, wie ein Wanderer lechzend
Kommt aus tiefem Staub und Sand aus dem trockenen Munde
Speit; hell glänzen die andern und ſtrahlen in funkelndem Schimmer,
Glühend von Gold und geſprenkelt am Leib gleichmäßig mit Tropfen.
Dies iſt die edlere Zucht, von der in gemeſſener Jahrszeit
Süßen Honig du brichſt, ſo kryſtallhell fließend wie lieblich
Duftend, den herben Geſchmack des Bacchus durch Milde bezähmend.
Aber durchſchweifen unſtät die flüchtigen Schwärme den Himmel,
Achtend nicht mehr der Waben, erkaltete Zellen verlaſſend,
Dann verbiete das eitle Spiel den launiſchen Herzen!
Gar kein großes Geſchäft iſt's, dies zu verbieten: die Flügel
Rupfe den Königen aus! Nicht einer, wenn dieſe nicht mitthun,
Wagt mehr den Marſch in die Luft, noch entrollt er die Fahnen des Lagers.
Laß einlandende Gärten mit Crocusblüten ſie umweh'n;
Und zum Schutz vor Vögeln und Dieben mit weidener Sichel
Steh' ihr Schirmherr Priapus, die helleſpontiſche Gottheit.

Ipse thymum pinosque ferens de montibus altis
Tecta serat late circum, cui talia curae;
Ipse labore manum duro terat; ipse feraces
Figat humo plantas et amicos irriget imbres.
Atque equidem, extremo ni jam sub fine laborum
Vela traham et terris festinem advertere proram:
Forsitan et pingues hortos quae cura colenti
Ornaret, canerem, biferique rosaria Paesti;
Quoque modo potis gauderent intuba rivis
Et virides apio ripae; tortusque per herbam
Cresceret in ventrem cucumis; nec sera comantem
Narcissum aut flexi tacuissem vimem acanthi,
Pallentesque ederas et amantes littora myrtos.
Namque sub Oebaliae memini me turribus altis,
Qua niger humectat flaventia culta Galaesus,
Corycium vidisse senem, cui pauca relicti.
Jugera ruris erant; nec fertilis illa juvencis
Nec pecori opportuna seges nec commoda Baccho.
Hic rarum tamen in dumis olus albaque circum.
Lilia, verbenasque premens, vescumque papaver,
Regum aequabat opes animis; seraque revertens
Nocte domum dapibus mensas onerabat inemtis.
Primus vere rosam atque auctumno carpere poma;
Et quum tristis hiems etiamnum frigore saxa
Rumperet et glacie cursus frenaret aquarum,
Ille comam mollis jam tondebat hyacinthi,
Aestatem increpitans seram Zephyrosque morantes.
Ergo apibus foetis idem atque examine multo
Primus abundare et spumantia cogere pressis
Mella favis; illi tiliae atque uberrima pinus;
Quotque in flore novo pomis se fertilis arbos
Induerat, totidem auctumno matura tenebat.
Ille etiam seras in versum distulit ulmos,
Eduramque pirum et spinos jam pruna ferentes,
Jamque ministrantem platanum potantibus umbras.
Verum haec ipse equidem spatiis exclusus iniquis
Praetereo, atque aliis post commemoranda relinquo.
Nunc age, naturas apibus quas Juppiter ipse
Addidit, expediam: pro qua mercede canoros
Curetum sonitus crepitantiaque aera sequutae,
Dictaeo caeli Regem pavere sub antro.

Selbst nun hole sich Thymus, und Fichtengehölz von den Berghöh'n
Pflanze weit um die Wohnungen her, wem solcherlei obliegt.
Selbst auch härt' er die Hand durch Arbeit, selber des Obstes
Fruchtreis heft' er ins Land und tränk' es mit freundlichem Regen.
Wenn ich, am Ziele der Müh'n, nicht schon einzöge die Segel
Und nicht eilte, den Schnabel des Schiffs zum Gestade zu wenden:
Dann, wie des Gärtners Sorge die üppigen Gärten sich ausschmückt,
Säng' ich vielleicht und die Rosen des zweimal blühenden Pästum;
Wie vom Tranke der Quellen Endivie fröhlich heranwächst
Und deren Borde von Eppich umgrünt; wie die Kräuter durchrankend
Bauchiger stets anschwillt die Melon'; nicht spät umbuschte Narzissen,
Nicht des Acanthus gewundene Rank', noch den falben
Epheu verschwieg ich und nicht die Meerstrand liebenden Myrten.
Sah ich ja doch vordem in Oebalias ragenden Mauern,
Dort, wo der dunkle Galäsus das gelbliche Fruchtfeld befeuchtet,
Einen coryciſchen Greis, der wenige Hufen verlass'nen
Feld's nur besaß, mit Ertrag weder lohnend die Mühe des Stieres,
Noch geeignet zur Weide dem Vieh, noch günstig dem Bacchus.
Aber, das Dornengeheg' mit Reihen von Kohl und mit weißen
Lilien, heiligen Kräutern und zehrendem Mohne bepflanzend,
Dünkt er sich Königen gleich an Besitz; und kehrt er am Abend
Heimwärts, belud er den Tisch mit ungekauften Gerichten.
Er war der erste, der Rosen im Lenz und im Herbste sich Obst brach.
Und wann noch durch Frost der traurige Winter die Felsen
Spaltete, noch mit Eis den Lauf der Gewässer bezähmte,
Pflückt' er schon sich die lieblich gelockete Blum' Hyacinthus,
Höhnend den späten Lenz und der Zephyre säumende Rückkehr.
D'rum auch war er zuerst mit zahlreicher Brut und vielen
Schwärmen beglückt und preßte den schäumenden Seim aus den Waben.
Linden besaß er und Fichten in reichlichster Menge.
Und so viel des Obstes den fruchtbaren Baum in der Blüte
Kleidete, ebenso viel belastet' ihn reifes im Herbste.
Auch in geordneten Zeilen verpflanzt er spät noch die Ulmen,
Rauhere Stämme der Birn' und mit Pflaumen veredelten Schlehdorn,
Platanus auch, der mit Schatten bereits umschirmte die Zecher.
Aber ich selbst, durch Gewalt einengender Schranken gehemmet,
Eile vorbei und belasse die Meldung späteren Sängern.
Auf, nun will ich der Bienen Natur, die Jupiter selber
Ihnen verlieh, auslegen: um welchen Lohn sie, dem lauten
Trommelgeräusch der Cureten und dröhnendem Erze gehorsam,
In diktäischer Grotte den König des Himmels genähret.

Solae communes gnatos, consortia tecta
Urbis habent magnisque agitant sub legibus aevum;
Et patriam solae et certos novere penates;
Venturaeque hiemis memores aestate laborem
Experiuntur et in medium quaesita reponunt.
Namque aliae victu invigilant et foedere pacto
Exercentur agris; pars intra septa domorum
Narcissi lacrimam et lentum de cortice gluten
Prima favis ponunt fundamina, deinde tenaces
Suspendunt ceras; aliae spem gentis, adultos
Educunt foetus; aliae purissima mella
Stipant et liquido distendunt nectare cellas.
Sunt, quibus ad portas cecidit custodia sorti:
Inque vicem speculantur aquas et nubila caeli,
Aut onera accipiunt venientum; aut agmine facto
Ignavum, fucos, pecus a praesepibus arcent.
Fervit opus, redolentque thymo fragrantia mella
Ac veluti, lentis Cyclopes fulmina massis
Quum properant, alii taurinis follibus auras
Accipiunt redduntque, alii stridentia tinquunt
Aera lacu; gemit impositis incudibus Aetna;
Illi inter sese magna vi brachia tollunt
In numerum versantque tenaci forcipe ferrum:
Non aliter, si parva licet componere magnis,
Cecropias innatus apes amor urguet habendi
Munere quamque suo. Grandaevis oppida curae
Et munire favos et daedala fingere tecta.
At fessae multa referunt se nocte minores,
Crura thymo plenae; pascuntur et arbuta passim
Et glaucas salices, casiamque crocumque rubentem
Et pinguem tiliam et ferrugineos hyacinthos.
Omnibus una quies operum, labor omnibus unus.
Mane ruunt portis; nusquam mora; rursus easdem
Vesper ubi e pastu tandem decedere campis
Admonuit; tum tecta petunt, tum corpora curant;
Fit sonitus mussantque oras et limina circum.
Post ubi jam thalamis se composuere, siletur
In noctem, fessosque sopor suus occupat artus.
Nec vero a stabulis pluvia impendente recedunt
Longius aut credunt caelo adventantibus Euris;
Sed circum tutae sub moenibus urbis aquantur,

Sie nur haben gemein der Kinder Geschlecht und gemeinsame
Wohnung in städtischer Art und leben beherrscht von großen Gesetzen;
Sie nur kennen das Glück des eigenen Herds und der Heimat;
Und, auf den kommenden Winter bedacht, arbeiten den Sommer
Rastlos sie durch und vermehren daheim den gemeinsamen Vorrat.
Ein Teil wacht für Nahrung und schweift nach des Bundes Gesetzen
Rings im Gefild umher, ein andrer im innern Gehege
Legt des Narcissus Thrän' und klebrigen Leim aus der Rinde
Unten den Waben zum Grund und hänget dann bindendes Wachs dran.
Andre erzieh'n die wachsende Brut, die Hoffnung des Volkes.
Andre noch sammeln zu Hauf den lautersten Seim des Honigs,
Daß von des Nektars Saft sich weit ausdehnen die Zellen.
Manchen auch fiel das Los, die Thore der Burg zu bewachen:
Diese erspäh'n abwechselnd des Himmels Gewölk und Gewässer
Oder empfangen die Lasten der Kommenden; oder in Heerschar
Wehren sie ab die Drohnen, das träge Vieh, von den Krippen.
Rastlos glühet das Werk und es duftet von Thymus der Honig.
Wie der Cyclopen Schar die sprühenden Barren des Eisens
Emsig zu Blitzen reckt, ein Teil mit Bälgen von Stierhaut
Luft einpumpt und verbläst, ein Teil die zischenden Erze
Taucht in den Trog; es erseufzt von Ambosschlägen der Aetna;
Jene sodann um einander mit riesiger Kraft ihre Arme
Heben im Takt und drehen das Erz mit packender Zange:
Weniger nicht, wenn mit Großem das Kleine zu messen erlaubt ist,
Drängt die cecropischen Bienen die angestammte Gewinnsucht
Jede nach ihrem Beruf. Die Bejahrteren stehen der Stadt vor,
Fest'gen das Zellengebäud' und wölben dädalische Häuser.
Aber die Jüngeren zieh'n spät Abends ermüdet zur Heimat,
Voll von Thymus die Schenkel, auch Erdbeerbäume dazwischen
Kosten sie, bläuliche Weiden, Zeiland und feurigen Crocus,
Auch die balsamische Lind' und die purpurne Blum' Hyacinthus.
Alle rasten zugleich und gehen zugleich an die Arbeit.
Schon früh morgens entstürzen dem Thore sie: nirgendwo Zaudern!
Drauf, wann der Abendstern von den blumigen Weiden zu scheiden
Endlich ermahnt; dann suchen das Dach sie und pflegen des Leibes.
Lärmen ertönt und rings umsummen sie Pforten und Schwellen.
Bald, nachdem sie in Zellen sich lagerten, schweiget die Nacht durch
Alles, es fesselt gebührender Schlaf die ermatteten Glieder.
Aber sie zieh'n niemals vom Stand, wenn Regen bevorsteht,
Weiter hinweg, noch trau'n sie dem Himmel bei nahendem Ostwind:
Nein, um die schirmenden Mauern der Stadt her schöpfen sie Wasser,

Excursusque breves tentant; et saepe lapillos,
Ut cymbae instabiles fluctu jactante saburram
Tollunt: his sese per inania nubila librant.
Illum adeo placuisse apibus mirabere morem,
Quod nec concubitu indulgent nec corpora segnes
In Venerem solvunt aut foetus nixibus edunt;
Verum ipsae e foliis nates et suavibus herbis
Ore legunt; ipsae regem parvosque Quirites

Sufficiunt, aulasque et cerea regna refingunt.
Saepe etiam duris errando in cotibus alas
Attrivere, ultroque animam sub fasce dedere:
Tantus amor florum et generandi gloriandi mellis.
Ergo ipsas quamvis angusti terminus aevi
Excipiat; neque enim plus septuma ducitur aestas:
At genus immortale manet, multosque per annos
Stat fortuna domus et avi numerantur avorum.
Praeterea regem non sic Aegyptus et ingens
Lydia, nec populi Parthorum aut Medus Hydaspes,
Observant. Rege incolumi mens omnibus una est:
Amisso rupere fidem; constructaque mella
Diripuere ipsae et crates solvere favorum.
Ille operum custos; illum admirantur et omnes
Circumstant fremitu densu stipantque frequentes;
Et saepe attollunt humeris et corpora bello
Objectant, pulchramque petunt per vulnera mortem.
His quidam signis atque haec exempla sequuti
Esse apibus partem divinae mentis et haustus
Aetherios dixere. Deum namque ire per omnes
Terrasque, tractusque maris, caelumque profundum
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
Quemque sibi tenues nascentem arcessere vitas.
Scilicet huc reddi deinde ac resoluta referri
Omnia, nec morti esse locum; sed viva volare
Sideris in numerum, altque alto succedere caelo.
Si quando sedem augustam servataque mella
Thesauris relines, prius haustu sparsus aquarum
Ora fove, fumosque manu praetende sequaces.
Bis gravidos cogunt foetus, duo tempora messis:
Taygete simul os terris ostendit honestum
Pleias et Oceani spretos pede reppulit omnes;

Kürzere Fahrten nur wagen sie dann und Kieselchen oftmals
— Wie die schwankenden Kähne auf schüttelnder Woge den Ballast —
Heben sie auf und wiegen sich so durch nichtige Nebel.
Auch heischt jene, den Bienen gefallende, Sitte Bewund'rung,
Daß sie keiner Begattung sich freu'n noch die Stärke der Leiber
Schlaff auflösen in Lust, noch Junge mit Wehen gebären.
Sondern sie lesen die Brut von Blättern und lieblichen Kräutern
Selbst mit dem Mund und den Erben des Throns und die kleinen Quiriten
Schaffen sie selbst und ergänzen den Hof und die wächsernen Reiche.
Manche zerrieben sogar an hartem Gesteine die Flügel
Irrend umher, nnd verhauchten den Geist selbst unter der Bürde.
So groß ist ihre Blumenlieb' und ihr Trachten nach Honig.
Darum wiewohl sie selber das Ziel des beschränkteren Alters
Früh empfängt — denn es reicht nicht über den siebenten Sommer —
Dennoch bleibt unsterblich ihr Stamm und viele der Jahre
Blüht ihres Hauses Glück und Ahnherrn zählt man von Ahnherrn.
Auch hat nie den König so hoch Aegyptus, die große
Lydia, noch der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
Also verehrt. Wenn der König nur lebt, ist alles in Eintracht.
Stirbt er, sogleich ist gebrochen der Bund, den gespeicherten Honig
Plündern sie selbst und zerstören den Bau der geflochtenen Tafeln.
Er ist Hüter des Werks; ihm staunen sie all' in Ehrfurcht;
Ihn umsteh'n sie mit dichtem Gesums' als gescharte Trabanten.
Oft auch heben sie ihn auf die Schultern und bieten die Leiber
Freudig dem Kampf und suchen den rühmlichen Tod durch die Wunden.
Manche, durch solcherlei Wink' und sichtbare Proben geleitet,
Lehrten: es wohn' in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes
Und ein ätherischer Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle
Länder hin und Räume des Meeres und Tiefen des Himmels,
Schafe daher und Rinder und Menschen und Tiere der Wildnis,
Jedes bei seiner Geburt entschöpf' ihr Hauche des Lebens.
Siehe, auch dorthin kehre dereinst, der Verwesung entronnen,
Alles zurück, nicht herrsche wo Tod, es schwinge sich lebend
Auf zu den Sternen, um heim zum erhabenen Himmel zu kehren.
Willst du entsiegeln einmal den fürstlichen Sitz und des Honigs
Schätze, spüle den Mund dann erst aus mit geschöpfetem Wasser,
Trag' in gestreckter Hand fortscheuchende Dämpfe voran auch.
Zweimal sammeln sie vollen Ertrag, zweimal ist die Ernte.
Wann die Plejade Taygete zeigte ihr herrliches Antlitz
Und des Oceanus Strom mit dem Fuße verächtlich zurückstieß;

Aut eadem sidus fugiens ubi Piscis aquosi
Tristiva hibernas caelo descendit in undas.
Ilis ira modum supra est; laesaeque venenum
Morsibus inspirant et spicula caeca relinquunt
Adfixae venis, animasque in vulnere ponunt.
Sin duram metuens hiemem parcesque futuro,
Contusosque animos et res miserabere fractas;
At suffire thymo, cerasque recidere inanes
Quis dubitet? Nam saepe favos ignotus adedit
Stellio et lucifugis congesta cubilia blattis;
Immunisque sedens aliena ad pabula fucus,
Aut asper crabro imparibus se immiscuit armis,
Aut dirum, tineae genus aut invisa Minervae
Laxos in foribus suspendit aranea casses.
Quo magis exhaustae fuerint, hoc acrius omnes.
Incumbent generis lapsi farcire ruinas,
Complebuntque foros et floribus horrea texent.
Si vero, quoniam casus apibus quoque nostros
Vita tulit, tristi languebunt corpora morbo;
Quod jam non dubiis poteris cognoscere signis:
Continuo est aegris alius color; horrida vultum
Deformat macies; tum corpora luce carentum
Exportant tectis et tristia funera ducunt.
Aut illae pedibus connexae ad limina pendent,
Ant intus clausis cunctantur in aedibus omnes,
Ignavaeque fame et contracto frigore pigrae.
Tum sonus auditur gravior tractimque susurrunt:
Frigidus ut quondam silvis immurmurat Auster;
Ut mare sollicitum stridit refluentibus undis;
Aestuat ut clausis rapidus fornacibus ignis.
Hic jam galbaneos suadebo incendere odores,
Mellaque arundineis inferre canalibus, ultro
Hortantem et fessas ad pabula nota vocantem.
Proderit et tunsum gallae admiscere saporem,
Arentesque rosas aut igni pinguia multo
Defruta, vel psythia passos de vite racemos.
Cecropiumque thymum et grave olentia centaurea.
Est etiam flos in pratis, cui nomen amello
Fecere agricolae, facilis quaerentibus herba.
Namque uno ingentem tollit de cespite silvam;
Aureus ipse, sed in foliis, quae plurima circum

Oder, ſobald ſie geſchreckt vom Geſtirn' des wäſſ'rigen Fiſches
Traurig in winternden Fluten hinab am Himmel ſich ſenket.
Maßlos entbrennt ihr Zorn und ſie hauchen, ſobald man ſie reizet,
Gift in den Stich und laſſen zurück den verborgenen Stachel,
Tief in die Adern gebohrt, den Geiſt in der Wunde verhauchend.
Fürchteſt du aber des Winters Gewalt und ſparſt für die Zukunft,
Ihres gebeugten Muts und zerfallenden Staats dich erbarmend;
Räuchere ohne Bedenken mit Thymian, ſchneid' auch die leeren
Zellen hinweg. Oft nagte verſteckt an den Waben die Eidechs,
Oder der Kellerwurm ſchlug lichtſcheu dorten das Neſt auf,
Oder die Drohn', unthätig am fremden Mahle ſich mäſtend,
Oder heran drängt ungleich an Waffen die boshafte Horniß,
Auch das abſcheuliche Mottengezücht; und gehaßt von Minerva,
Hängt an der Pforte die Spinn' ihr locker gewobenes Netz auf.
Je erſchöpfter ſie ſind, deſto eifriger ſtreben ſie alle,
Ihres geſunkenen Volkes Ruinen nach Kräften zu beſſern,
Wieder zu füllen die Hallen und Speicher aus Blumen zu flechten.
Wann hingegen ihr Leib — da das Leben auch über die Bienen
Unſere Leiden verhängt — hinwelket in trauriger Krankheit,
Was du gar bald und ſicher erkennſt an deutlichen Zeichen:
Gleich iſt verändert die Farb' an den Siechenden, häßliche Dürre
Schändet die ganze Geſtalt, auch ſchleppen ſie Leiber Verblichner
Aus den Behauſungen fort und begehen den traurigen Grabzug.
Oder ſie hangen am Thor, mit den Füßen zuſammengeklammert,
Oder ſie kauern geſamt im Bann der geſchloſſenen Wohnung,
Unmutsvoll vor Hunger und träg vor den Schauern des Froſtes.
Dann erſchallt ein dumpfes Getös und ſtoßweiſes Surren:
Wie wenn froſtigen Hauchs in Waldungen murmelt der Südwind,
Wie das empörte Meer aufrauſcht mit brandenden Wogen,
Wie das verzehrende Feu'r in verſchloſſenen Öfen emporziſcht.
Hier nun geb' ich den Rat, mit des Galbanus Düften zu räuchern,
Honig in Rinnen von Schilfrohr ins Innre zu leiten,
Freundlich ladend zur wohlbekannten Speiſe die Matten.
Heilſam auch iſt's, Galläpfel von herbem Geſchmack zu zerſtoßen
Und ſie mit trockenen Roſen zu miſchen und fettem, gekochten
Moſt und gedörrete Trauben vom Schoſſe der pſythiſchen Reb' mit
Thymus von Cecrops Land, mit Centaurium ſtrengen Geruches.
Auch auf Wieſen erblühet ein Kraut — den Namen Amellus
Gab ihm der Ackersmann — vom Suchenden leicht zu entdecken.
Denn als mächtiger Buſch entſteigt es dem einzigen Stocke,
Gold iſt die Scheibe der Blum', doch zwiſchen den zahlreichen Blättern

Funduntur, violae sublucet purpura nigrae.
Saepe Deûm nexis ornatae torquibus arae.
Asper in ore sapor. Tonsis in vallibus illum
Pastores et curva legunt prope flumina Mellae.
Hujus odorato radices incoque Baccho,
Pabulaque in foribus plenis adpone canistris.
Sed si quem proles subito defecerit omnis,
Nec, genus unde novae stirpis revocetur, habebit,
Tempus et Arcadii memoranda inventa magistri
Pandere, quoque modo caesis jam saepe juvencis
Insincerus apes tulerit cruor. Altius omnem
Expediam prima repetens ab origine famam.
Nam qua Pellaei gens fortunata Canopi
Accolit effuso stagnantem flumine Nilum,
Et circum pictis vehitur sua rura faselis;
Quaque pharetratae vicinia Persidis urguet,
Et diversa ruens septem discurrit in ora
Usque coloratis amnis devexus ab Indis,
Et viridem Aegyptum nigro fecundat arena:
Omnis in hac certam regio jacit arte salutem.
Exiguus primum atque ipsos contractus ad usus.
Eligitur locus: hunc angustique imbrice tecti
Parietibusque premunt artis, et quatuor addunt,
Quatuor a ventis, obliqua luce fenestras;
Tum vitulus, bima curvans jam cornua fronte,
Quaeritur: huic geminae nares et spiritus oris
Multa reluctanti obstruitur, plagisque peremto
Tunsa per integram solvuntur viscera pellem
Sic positum in clauso linquunt et ramea costis
Subjiciunt fragmenta, thymum, casiasque recentes.
Hoc geritur Zephyris primum impellentibus undas,
Ante novis rubeant quam prata coloribus, ante
Garrula quam tignis nidum suspendat hirundo.
Interea teneris tepefactus in ossibus humor
Aestuat et visenda modis animalia miris,
Trunca pedum primo; mox et stridentia pennis
Miscentur tenuemque magis magis aëra carpunt:
Donec, ut aestivis effusus nubibus imber,
Erupere; aut ut nervo pulsante sagittae
Prima leves ineunt si quando proelia Parthi.
Quis Deus hanc, Musae, quis nobis extudit artem?

Ringsum erſtrahlt anmutig der Purpur dunkler Violen.
Oftmals ſchmückt ſie in Kränze gewunden der Götter Altäre.
Scharf iſt im Mund ihr Geſchmack. Sie ſammelt der Hirt in gemähten
Thälern ſich ein und längs dem gewundenen Strome des Mella.
Koche die Wurzel des Krauts im duftenden Safte des Bacchus,
Setze zur Koſt ſie dann an die Pfort' in gefülleten Körben.
Aber wenn ſämtliche Brut durch plötzlichen Tod dir hinwegſtirbt
Und kein Mittel dir bleibt, des Geſchlechtes Stamm zu erneuen,
Dann iſt's Zeit, zu verſuchen, was einſt der arkadiſche Meiſter
Rühmlich erfand, wie geſchlachteter Rinder verweſtem
Blute ſchon oftmals Bienen entkeimten. Höher beginnend
Will ich vom erſten Entſteh'n das Gerücht ausführlich nun ſchildern.
Wo das beglückte Volk der pelläiſchen Veſte Canopus
Wohnt an des ſumpfenden Nils weit ausgegoſſenem Strome,
Und die Fluren ringsum durchfährt in bemaleten Kähnen,
Bis wo nahe andrängt die köcherbewaffnete Perſis
Und in geſondertem Sturz durch ſieben Mündungen ausſtrömt,
Weit aus der Fern' herwallend der Strom von den farbigen Indern
Und das grüne Egypten mit ſchwarzem Schlamme befruchtet:
Hier vertraut man das ſichere Heil nur dieſer Geheimkunſt.
Erſtlich wählt man den Platz, nur klein, wie der Zweck ihn verlanget,
Dieſen beenget ein Dach aus Ziegeln und dicht anſchließend
Faſſen ihn Wandungen ein; auch läßt vier Fenſter man offen,
Nach den vier Winden gewandt, mit ſchräg einfallendem Lichte.
Nunmehr ſucht man ein Rind, das ſchon zweijährig die Hörner
Krümmt um die Stirn; ihm werden, wie ſehr es ſich ſträubet, die
Nüſtern verſtopft und der Odem des Munds; erliegt es den Schlägen,
Wird ihm, nur bleibe das Fell unverſehrt, das Innre zerſtampft.
So bleibts unter Verſchluß nun liegen, nachdem man ihm Reiſig
Unter die Rippen geſtreut und Thymus und blühende Caſia.
Solches geſchieht, wenn die Fluten zuerſt umkräuſelt der Zephyr,
Eh' noch die Au'n ſich röten von neuauflebenden Farben,
Eh' am Gebälk ihr Neſt aufhängt die zwitſchernde Schwalbe.
Aber es gärt indeſſen im zarten Gebeine der heiße
Saft und Weſen erſcheinen von wunderlich-ſeltſamem Ausſehn,
Erſt noch der Füße beraubt, doch bald mit ſchwirrenden Flügeln
Wimmeln ſie, mehr und mehr in dünnere Lüfte ſich hebend,
Bis ſie zuletzt ausbrechen, wie platzender Regen im Sommer
Aus dem Gewölk, wie Pfeile geſchnellt von der Sehne des Bogens,
Wenn zum Beginne der Schlacht herſprengt der flüchtige Parther.
Welcher der Götter, ihr Muſen, errang uns dieſe Erfindung?

Unde nova ingressus hominum experientia cepit?
Pastor Aristaeus fugiens Peneia Tempe,
Amissis, ut fama, apibus morboque fameque,
Tristis ad extremi sacrum caput adstitit amnis,
Multa querens atque hac adfatus voce parentem:
Mater Cyrene, mater, quae gurgitis hujus
Ima tenes, quid me praeclara stirpe Deorum
(Si modo, quem perhibes, pater est Thymbraeus Apollo)
Invisum fatis genuisti? Aut quo tibi nostri
Pulsus amor? Quid me caelum sperare jubebas?
En etiam hunc ipsum vitae mortalis honorem,
Quem mihi vix frugum et pecudum custodia sollers
Omnia tentanti extuderat, te matre relinquo!
Quin age, et ipsa manu felices erue silvas!
Fer stabulis inimicum ignem atque interfice messes!
Ure sata et validam in vites molire bipennem:
Tanta meae si te ceperunt taedia laudis!
At mater sonitum thalamo sub fluminis alti
Sensit. Eam circum Milesia vellera Nymphae
Carpebant, hyali saturo sucata colore:
Drymoque, Xanthoque, Ligeaque, Phyllodoceque,
Caesariem effusae nitidam per candida colla;
Nesaee, Spioque, Thaliaque, Cymodoceque,
Cydippeque et flava Lycorias: altera virgo,
Altera tum primos Lucinae experta labores;
Clioque et Beroë soror, Oceanitides ambae,
Ambae auro, pictis incinctae pellibus ambae;
Atque Ephyre atque Opis et Asia Deïopea;
Et tandem positis velox Arethusa sagittis.
Inter quas curam Clymene narrabat inanem
Vulcani Martisque dolos et dulcia furta;
Aque Chao densos divom numerabat amores.
Carmine quo captae, dum fusis mollia pensa
Devolvunt; iterum maternas impulit aures
Luctus Aristaei, vitreisque sedilibus omnes
Obstupuere; sed ante alias Arethusa sorores
Prospiciens, summa flavum caput extulit unda
Et procul: O gemitu non frustra exterrita tanto,
Cyrene soror; ipse tibi, tua maxima cura,
Tristis Aristaeus Penei genitoris ad undam
Stat lacrimans et te crudelem nomine dicit!

Oder von wannen begann dies neue Gebaren der Menſchen?
Ariſtäus, der Hirt, verließ das peneiſche Tempe,
Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Krankheit und Hunger,
Traurig und ſtellte ſich hin an die heilige Quelle des Stromes,
Jammerte laut und rief zu der hohen Erzeugerin alſo:
„Mutter Cyren', o Mutter, die dort der ſtrudelnden Waſſer
Tiefen bewohnt, was haſt du vom hehren Geſchlechte der Götter
(Iſt der Thymbräer Apoll, wie du rühmſt, mein Vater in Wahrheit)
Mich, dem Schickſal Verhaßten, erzeugt? Wohin iſt entſchwunden
Deine Liebe zu mir? Warum, den Himmel zu hoffen, gebotſt du?
Siehe, auch dieſen ſogar, den Ruhm des vergänglichen Lebens,
Welchen mir kaum des Getreides und Viehs ſorgfältige Pflege,
Alles verſuchend, errang, entziehſt du mir jetzo, o Mutter!
Auf denn, mit eigener Hand entwurzle die glücklichen Wälder!
Schleudre den feindlichen Strahl in die Hürden, vernichte die Ernten!
Niederbrenne die Saaten und ſchwinge die mächtige Streitaxt
Über die Reben, wofern dir des Sohnes Verdienſt zum Verdruß ward!
Aber die Mutter vernahm im Gemach in der Tiefe des Stroms die
Klagen des Sohns. Um ſie her verzupften mileſiſche Wolle,
Reich mit des Waſſergrüns Glanzfarb' getränket die Nymphen:
Drymo zugleich mit Xantho, Phyllodoce dann und Ligea,
Ihnen umfloß hellſchimmernd das Haar die ſchneeweißen Schultern,
Spio ſodann und Neſäa, Cymodoce neben Thalia,
Und mit Cydippe die blonde Lycorias: jene noch Jungfrau,
Dieſe ſoeben zuerſt mit Lucinas Wehen vertrauet;
Clio und Beroë, Schweſtern, Oceanus' Töchter ſie beide,
Beide mit Gold und beide mit farbigen Vließen umgürtet;
Ephyre dann und Opis, die aſiſche Deïopea,
Endlich, doch ruht ihr der Pfeil, die Heldin im Lauf Arethuſa.
Clymene jetzt erzählte dem lauſchenden Kreiſe die eitle
Sorge Vulcans und die Ränke des Mars und verſtohlene Buhlſchaft,
Und vom Chaos herab all die zahlloſen Händel der Götter.
Während ſie ſo von der Märe gefeſſelt herab an den Spindeln
Drehn ihr zartes Geſpinſt, drang wieder zu Ohren der Mutter
Ariſtäus Geſeufz' und all auf den gläſernen Sitzen
Staunten empor, da hebt von den übrigen Schweſtern als erſte
Über die Wellen hinauf ihr blondes Haupt Arethuſa,
„Ach!" — ſo ruft ſie von fern — „umſonſt nicht, Schweſter Cyrene,
Schreckt das Jammergeſchrei dich; er ſelber, dein teuerſter Liebling,
Ariſtäus voll Grimm, an des Peneus Wogen, des Vaters,
Steht er mit thränendem Blick und nennt dich grauſamen Herzens!"

Huic percussa nova mentem formidine mater:
Duc, age, duc ad nos; fas illi limina divom
Tangere! Ait; simul alta jubet discedere late
Flumina, qua juvenis gressus inferret. At illum
Curvata in montis faciem circumstetit unda,
Accepitque sinu vasto misitque sub amnem.
Jamque domum mirans genetricis et humida regna,
Speluncisque lacus clausos lucosque sonantes,
Ibat; et ingenti motu stupefactus aquarum
Omnia sub magna labentia flumina terra
Spectabat diversa locis: Phasimque Lycumque
Et caput, unde altus primum se erumpit Enipeus,
Unde pater Tiberinus et unde Aniena fluenta
Saxosumqe sonans Hypanis Mysusque Caïcus,
Et gemina auratus taurino cornua voltu
Eridanus, quo non alius per pinguia culta
In mare purpureum violentior effluit amnis.
Postquam est in thalami pendentia pumice tecta
Perventum et gnati fletus cognovit inanes
Cyrene; manibus liquidos dant ordine fontes
Germanae, tonsisque ferunt mantelia villis.
Pars epulis onerant mensas et plena reponunt
Pocula; Panchaeis adolescunt ignibus arae.
Et mater: Cape Maeonii carchesia Bacchi;

Oceano libemus, ait. Simul ipsa precatur
Oceanumque patrem rerum Nymphasque sorores,
Centum quae silvas, centum quae flumina servant.
Ter liquido ardentem perfudit nectare Vestam,
Ter flamma ad summum tecti subjecta reluxit.
Omine quo firmans animum, sic icipit ipsa:
Est in Carpathio Neptuni gurgite vates,
Caeruleus Proteus, magnum qui piscibus aequor
Et juncto bipedum curru metitur equorum.
Hic nunc Emathiae portus patriamque revisit
Pallenen. Hunc et Nymphae veneramur, et ipse
Grandaevus Nereus: novit namque omnia vates,
Quae sint, quae fuerint, quae mox ventura trahantur.
Quippe ita Neptuno visum est, immania cujus
Armenta et turpes pascit sub gurgite phocas.

Ihr, von plötzlichſter Angſt erſchüttert, erwidert die Mutter:
„Führ, o führ ihn zu uns; ihm iſt es vergönnt der Götter
Schwellen zu rühren.“ Sprach's und die Strömungen heißt ſie,
die tiefen,
Weit ſich ſpalten, damit die Bahn gewönne der Jüngling.
Dieſen umwoget alsbald die gewölbete Flut gleich den Bergen,
Faßt in unendlichen Schoß ihn und führt ihn unter das Strombett.
Schon der Mutter Palaſt und die naſſen Reiche bewundernd,
Und die von Grotten umſchloſſenen Seen und die rauſchenden Haine,
Schreitet er hin und, betäubt vom gewaltigen Wogengetümmel,
Schaut er die Ströme zumal, die tief im Schoße der Erde,
Jeder am eigenen Ort, aufſprudeln: den Phaſis und Lycus;
Dort den Quell, wo zuerſt des Enipeus Strudel hervorbricht,
Wo Tiberinus der Vater und Anios ſtürzendes Waſſer,
Hypanis felſendurchbrauſender Strom und der Myſer Caicus,
Auch wo Eridanus quillt, hellglänzend wie Gold, auf dem Stierhaupt
Doppelgehörnt, der gewaltig vor allen Strömen des Erdballs
Durch fruchtbares Geländ' ins dunkle Meer ſich ergießet.
Als er nunmehr in die Halle, gewölbt aus hangendem Bimsſtein,
Kam und Cyrene des Sohnes grundloſes Klagen vernommen,
Reichet der Schweſtern Chor nach der Ordnung lautere Quellflut
Ihm für der Hände Gebrauch und geſchorene Tücher von Wolle.
Andre belaſten mit Speiſen den Tiſch und ſtellen gefüllte
Becher darauf, es erglüh'n von panchäiſchem Feu'r die Altäre.
„Nimm“ — begann jetzt die Mutter — „den Kelch des mäoniſchen
Bacchus,
Laß uns den Trank dem Oceanus opfern.“ Dann flehet ſie ſelber
Dich, Allvater Oceanus, an mit den Nymphen-Geſchwiſtern,
Ihnen allen, die rings die Wälder und Flüſſe beſchützen.
Dreimal beſprengt ſie den lodernden Herd mit lauterem Nektar,
Dreimal erglänzt die Flamm', auflodernd zur Decke der Wölbung.
Durch dies Zeichen im Geiſte gekräftiget, redet ſie alſo:
In dem karpathiſchen Schlund des Neptunus hauſet ein Seher,
Proteus, der bläuliche Greis, der von Fiſchen getragen die weiten
Flächen des Meers im Geſpann zweifüßiger Roſſe durchwandert.
Dieſer kehrt in Emathias' Port, nach Pallene, zur Heimat
Eben zurück. Ihn ehren wir Nymphen zumal, es verehrt ihn
Nereus ſelber, der Greis; denn enthüllt iſt dem Geiſte des Sehers
Alles, was iſt, was war, was künftig zum Werden herannaht.
Alſo gefiel's dem Herrſcher Neptun, des ſcheußliches Meervieh
Unter den Strudeln er weidet ſamt mißgeſtalteten Robben.

Cujus Aristaeo quoniam est oblata facultas,
Vix defessa senem passus componere membra,
Cum clamore ruit magno manicisque jacentem
Occupat. Ille suae contra non immemor artis
Omnia transformat sese in miracula rerum,
Ignemque, horribilemque feram, fluviumque liquentem.
Verum ubi nulla fugam reperit pellacia, victus
In sese redit atque hominis tandem ore loquutus:
Nam quis te, juvenum confidentissime, nostras
Jussit adire domus? Quidne hinc petis? inquit. At il
Scis Proteu, scis ipse; neque est te fallere quoiquam.
Sed tu desine velle! Deûm praecepta sequuti
Venimus, hinc lapsis quaesitum oracula rebus.
Tantum effatus. Ad haec vates vi denique multa
Ardentes oculos intorsit lumine glauco,
Et graviter frendens sic fatis ora resolvit:
Non te nullius exercent numinis irae!
Magna luis commissa! Tibi has miserabilis Orpheus,
Haud quaquam ob meritum poenas, ni fata resistant,
Suscitat; et rapta graviter pro conjuge saevit.
Illa quidem, dum te fugeret per flumina praeceps,
Immanem ante pedes hydrum, moritura puella!
Servantem ripas alta non vidit in herba!
At chorus aequalis Dryadum clamore supremos
Implerunt montes; flerunt Rhodopeiae arces,
Altaque Pangaea et Rhesi Mavortia tellus,
Atque Getae atque Hebrus et Actias Orithyia.
Ipse cava solans aegrum testudine amorem
Te, dulcis conjux, te solo in littore secum,
Te veniente die, te decedente canebat.
Taenarias etiam fauces, alta ostia Ditis,
Et caligantem nigra formidine lucum
Ingressus Manesque adiit Regemque tremendum,
Nesciaque humanis precibus mansuesere corda,
At Cantu commotae Erebi de sedibus imis,
Umbrae ibant tenues simulacraque luce carentum
Quam multa in foliis avium se millia condunt,
Vesper ubi aut hibernus agit de montibus imber:
Matres atque viri, defunctaque corpora vita
Magnanimûm heroum, pueri innuptaeqae puellae,
Impositique rogis juvenes ante ora parentum:

Gleich, wie die günſtige Stunde dem Ariſtäus ſich darbot,
Wartet er kaum bis der Greis hinſtreckt die ermatteten Glieder,
Als er mit lautem Geſchrei vorſtürzt und den liegenden ſchleunig
Feſſelt. Dieſer indes, der eigenen Kunſt nicht vergeſſend,
Wandelt ſofort ſich um in alle die Wundergeſtalten:
Flamm' und ſchreckliches Wild und gleitende Sturmflut.
Aber nachdem kein Zauber die Flucht ihm eröffnete, kehrt' er
Endlich beſiegt in ſich ſelbſt und ſprach mit menſchlicher Stimme:
„Wer doch gab dir Befehl, du hochvermeſſener Jüngling,
Unſrer Behauſung zu nah'n? Was heiſcheſt du?" rief er. Doch jener:
„Selber ja weißt du's, Proteus, auch wagt dich keiner zu täuſchen.
Aber auch du laß ab! Den Befehlen der Götter gehorſam,
Kam ich, für meinen Verluſt wahrſagenden Spruch mir zu holen!"
Jener ſprach's. Doch der Seher begann mit großer Gewalt nun
Funkelnde Blicke zu rollen im bläulichen Glanze der Augen,
Und laut knirſchend vom Geiſt enthüllte ſein Mund das Verhängnis.
Irgend ein Gott iſt's fürwahr, des Zorn dich quälet; du büßeſt
Große Vergeh'n! Dir wecket der ſchuldlos leidende Orpheus
Solcherlei Qual, wenn anders ſie nicht abwendet das Schickſal.
Denn noch tobt er gewaltig ob ſeiner entriſſenen Gattin,
Als ſie mit ſtürzender Eile vor dir an den Strömen dahinfloh,
Ward ſie der gräßlichen Schlang' im ragenden Graſe des Ufers
Nicht vor den Füßen gewahr, die dem Tode geweihete Jungfrau.
Doch mit Geſchrei erfüllte der Schweſterchor der Dryaden
Weit die Gipfel der Berg'; da weineten Rhodope's Burgen
Und die pangäiſchen Höh'n und des Rheſus ſtreitbare Landſchaft,
Geten und Hebrus' Flut und die aktiſche Orithyia.
Jener ſtillte der Sehnſucht Gram mit gewölbeter Leier,
Dich, du ſüßes Gemahl, dich bang am einſamen Ufer,
Dich mit kommendem Tag' und dich nur mit ſcheidendem ſingend.
Selbſt in des Tänarus Schlund, zu den ragenden Pforten des Pluto
Und in den düſteren Hain, voll mitternächtlichen Grauens,
Stieg er hinab; die Manen beſucht' er, den König des Schreckens,
Und die noch nie durch menſchliches Flehn gerührten Herzen;
Aber erregt vom Geſang aus des Erebus unterſtem Abgrund
Schwebten luftige Schatten daher und Totengebilde:
Wie ſich im Laub das Gevögel zu Tauſenden birgt, wenn der Abend
Oder des Winters Regen daher vom Gebirge ſie ſcheuchet:
Mütter und Männer zugleich und verblichene Rieſengeſtalten
Hocherhabener Helden, und Knaben und bräutliche Jungfrau'n,
Jünglinge auch, vor den Augen der Eltern geſtreckt auf den Holzſtoß:

Quos circum limus niger et deformis arundo
Cocyti, tardaque palus inamabilis unda
Alligat et novies Styx interfusa coercet.
Qum ipsae stupuere domus atque intima Leti
Tartara, caeruleosque implexae crinibus angues
Eumenides, tenuitque inhians tria Cerberus ora
Atque Ixionii vento rota constitit orbis.
Jamque pedem referens casus evaserat omnes,
Redditaque Eurydice superas veniebat ad auras,
Pone sequens: namque hanc dederat Proserpina legem:
Quum subita incautum dementia cepit amantem,
Ignoscenda quidem, scirent si ignoscere Manes.
Restitit, Euridicenque suam jam luce sub ipsa,
Immemor, heu! victusque animi respexit. Ibi omnis
Effusus labor atque immitis rupta tyranni
Foedera, terque fragor stagnis auditus Avernis.
Illa, quis et me, inquit, miseram et te perdidit, Orpheu?

Quis tantus furor? En iterum crudelia retro
Fata vocant, conditque natantia lumina somnus!
Jamque vale! Feror ingenti circumdata nocte,
Invalidasque tibi tendens, heu non tua, palmas!
Dixit et ex oculis subito ceu fumus in auras
Commixtus tenues fugit diversa; neque illum,
Prensantem nequicquam umbras et multa volentem
Dicere, praeterea vidit: nec portitor Orci
Amplius objectam passus transire paludem.
Quid faceret? quo se rapta bis conjuge ferret?
Quo fletu Manes, qua Numina voce moveret?
Illa quidem Stygia nabat jam frigida cymba!
Septem illum totos perhibent ex ordine menses
Rupe sua aëria deserti ad Strymonis undam
Flevisse et gelidis haec evolvisse sub antris,
Mulcentem tigres et agentem carmine quercus:
Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos quaeritur foetus, quos durus arator
Observans nido implumes detraxit; at illa
Flet noctem ramoque sedens miserabile carmen
Integrat et moestis late loca questibus implet.
Nulla Venus, non ulli animum flexere Hymenaei.
Solus Hyperboreas glacies, Tanaimque nivalem,

Welche der ſchwarze Moraſt ringsum und gräßliches Schilfrohr
Und des Cocytus abſcheulicher Sumpf mit trägem Gewäſſer
Bändiget, und neunfältig der Styx durchſtrömend verkerkert —
Ja, ihm ſtaunten des Todes Behauſungen, ſelber im Innern
Tartarus; ihm die Furien ſelbſt, mit bläulichen Schlangen
Durchgeringelt das Haar; ſelbſt Cerberus ſchwieg mit dem dreifach
Klaffenden Rachen; ſtill ſtand im Winde das Rad des Ixion.
Und ſchon wandt' er den Schritt, entflohen den Schreckniſſen allen,
Schon ſtieg, neu ihm geſchenkt, Eurydice auf zu der Lichtwelt,
Hinter ihm nach: ſo wollt' es Proſerpinas ſtrenge Bedingung,
Als nichts achtender Wahn urplötzlich den Liebenden hinriß,
Wohl der Verzeihung wert, wenn je verzeih'ten die Manen.
Stille ſtand er und ſah, beſiegt vom Gefühl und vergeßlich,
Ach! ſchon nahe dem Licht, nach ſeiner Eurydice. Hin war
Alles Bemühn nun gar und zerriſſen des Wüterichs Bündnis,
Und dreimaliges Krachen durchſcholl die averniſchen Sümpfe.
„Wehe! wer ſtürzt mich Ärmſte und dich ins Verderben, mein Orpheus?"
Sprach ſie, „woher ſolche Wut? Zurück, ach! rufet mich wieder
Grauſes Geſchick und Schlummer bedeckt mein ſchwimmendes Auge!
Lebe denn wohl! Hinſchweb' ich umhüllt von unendlichem Dunkel,
Kraftlos ſtreck' ich die Hände nach dir, ach, nimmer die Deine!"
Sprach's und ſchnell aus den Augen hinweg, wie der Rauch in die Lüfte
Aufgelöſt ſich verzieht, entfloh ſie verſchwindend; und jenen,
Welcher umſonſt die Schatten noch haſcht und viel noch zu reden
Trachtete, ſah ſie nicht mehr; auch wehrt' ihm des Orkus
Fährmann, über den Pfuhl, der den Pfad abſchneidet, zu fahren.
Was nun beginnen? Wohin, zweimal von der Gattin geriſſen?
Wie durch Thränen die Manen, die Götter mit Flehen bewegen?
Schon ſchwamm jene erkaltet dahin im ſtygiſchen Kahne!
Sieben Monde hindurch, erzählt man, hab' er beſtändig
Unter dem luftigen Fels an Strymons ödem Gewäſſer
Weinend ſein traurig Geſchick in eiſigen Höhlen durchjammert,
Tiger bezähmend und Eichen bewegend mit ſeinem Geſange:
Wie voll Trauer im Schatten der Pappel beklagt Philomele
Ihre verlorenen Kinder, die einer beim Pflügen erſpäht und
Grauſam dem Neſte noch ohne Gefieder entriſſen; nun weinet
Jen' in die Nacht und erneut auf dem Zweige hinſitzend
Mitleid erweckenden Sang und erfüllt wehklagend die Gegend.
Nicht mehr rührete Venus das Herz ihm, nicht Hymenäus.
Einſam durch hyperboriſches Eis und des Tanais Schneefeld

Arvaque Rhipaeis numquam viduata pruinis
Lustrabat, raptam Eurydicen atque irrita Ditis
Dona querens. Spretae Ciconum quo munere matres,
Inter sacra Deûm nocturnique orgia Bacchi,
Discerptum latos juvenem sparsere per agros.
Tum quoque marmorea caput a cervice revolsum,
Gurgite quum medio portans Oeagrius Hebrus
Volveret, Eurydicen vox ipsa et frigida lingua,
Ah miseram Eurydicen! anima fugiente vocabat;
Eurydicen toto referebant flumine ripae.
Haec Proteus; et se jactu dedit aequor in altum,
Quaque dedit, spumantem undam sub vortice torsit.
At non Cyrene; namque ultro adfata timentem:
Nate, licet tristes animo deponere curas.
Haec omnis morbi causa: hinc miserabile Nymphae,
Cum quibus illa choros lucis agitabat in altis,
Exitium misere apibus. Tu munera supplex
Tende, petens pacem, et faciles venerare Napaeas;
Namque dabunt veniam votis irasque remittent,
Sed, modus orandi quis sit, prius ordine dicam.
Quatuor eximios praestanti corpore tauros,
Qui tibi nunc viridis depascunt summa Lycaei,
Delige et intacta totidem cervice juvencas.
Quatuor his aras alta ad delubra Dearum
Constitue et sacrum jugulis demitte cruorem;
Corporaque ipsa boum frondoso desere luco.
Post, ubi nona suos Aurora induxerit ortus,
Inferias Orphei Lethaea papavera mittes,
Et nigram mactabis ovem; lucumque revisens,
Placatam Eurydicen vitula venerabere caesa.
Haud mora, continuo matris praecepta facessit:
Ad delubra venit, monstratas excitat aras;
Quatuor eximios praestanti corpore tauros
Ducit et intacta totidem cervice juvencas.
Post ubi nona suos Aurora induxerat ortus,
Inferias Orphei mittit, lucumque revisit.
Hic vero subitum ac dictu mirabile monstrum
Adspiciunt: liquefacta boum per viscera toto
Stridere apes utero et ruptis effervere costis;
Immensasque trahi nubes; jamque arbore summa
Confluere et lentis uvam demittere ramis.

Und vom rhipäiſchen Reif niemals entblößete Felder
Streift er hin, Eurydices Raub anklagend und Pluto's
Eitle Geſchenk'. Allein ciconiſche Mütter, durch ſolche
Treue gekränkt, zerfleiſchten am Feſte der Götter, bei Bacchus
Wildem Dienſt, in der Nacht ihn und ſtreuten umher die Gebeine.
Dann auch noch, als ſein Haupt, vom Marmornacken geriſſen,
Mitten im wirbelnden Strom der ägriſche Hebrus dahintrug,
Rief er „Eurydice!“ noch mit erkaltender Zunge des Mundes
„Ach, Eurydice, Ärmſte!“ mit ſchon entfliehendem Hauche.
Und „Eurydice!“ ſcholl es zurück von des Stromes Geſtaden.
Alſo des Proteus Spruch; und hinab in die Tiefe des Meeres
Sprang er und dreht' im Sturze zum Wirbel die ſchäumende Woge.
Aber Cyrene nicht; zu dem Zagenden ſprach ſie nun ſelber.
Sohn, dir geziemt's von den traurigen Sorgen das Herz zu entlaſten,
Weißt du doch jetzo die Urſach' der Seuch', warum ſandten den Bienen
Jammernswürdigen Tod die Nymphen, denen zum Chor ſich
Jene geſellt in ragenden Hainen. Nun bringe in Demut
Opfer du dar und flehe um Gnad' zu den milden Napäen;
Denn ſie verzeih'n dem Gelobenden gern und laſſen vom Zorne.
Aber vernimm umſtändlich zuvor, wie die Sühne geſcheh'n muß.
Vier erleſene Stiere von ſtattlichem Wuchſe des Leibes
Welche dir jetzo die Höh'n abweiden des grünen Lycäus,
Wähl' und der Kühe ſoviel mit unbelaſtetem Nacken,
Vier Altäre für ſie in der Göttinnen ragendem Tempel
Baue dann und laß ſtrömen das heilige Blut aus den Kehlen
Aber ſie ſelbſt, die Leiber, laß liegen im laubigen Haine.
D'rauf, ſobald die neunte der Morgenröten emporſteigt,
Bringe des Orpheus' Manen zum Opfer lethäiſchen Mohn dar,
Opfr' ihm auch ein ſchwärzliches Schaf, zum Haine dann kehrend,
Weih' der verſöhnten Eurydice noch ein geſchlachtetes Kuhkalb.
Sonder Verzug vollbringt er ſofort die Befehle der Mutter,
Geht zum Tempel in Eil' und erbaut die gebot'nen Altäre.
Vier erleſene Stiere von ſtattlichem Wuchſe des Leibes
Führt er, auch Kühe ſoviel mit unbelaſtetem Nacken.
D'rauf, ſobald die neunte der Morgenröten emporſtieg,
Opfert er Orpheus' Manen und kehret zurück zu dem Haine.
Aber nun ſieh! urplötzlich ein ſtaunenswürdiges Wunder
Schau'n ſie dort, aus zerfloſſ'nem Geweid' und den Bäuchen der Rinder
Schwirren nun Bienen hervor, den geborſtenen Rippen entſummend,
Zieh'n in unendlichen Wolken dahin, dann im Wipfel des Baumes
Sammeln ſie ſich und hängen als Traube an biegſamen Zweigen.

Haec super arvorum cultu pecorumque canebam
Et super arboribus, Caesar dum magnus ad altum
Fulminat Euphraten bello victorque volentes
Per populos dat jura viamque adsectat Olympo.
Illo Virgilium me tempore dulcis alebat
Parthenope, studiis florentem ignobilis otî:
Carmina qui lusi pastorum audaxque juventa,
Tityre, te patulae cecini sub tegmine fagi.

Dies von der Flur Anbau, von der Pflege des Viehs und der Bäume
Sang ich einſt, als Cäſar der Held am tiefen Euphrates
Donnerte mächtig im Streit und willfährigen Völkern als Sieger
Recht und Geſetze verlieh und die Bahn aufſtieg zum Olympus.
Damals weilt' ich, Virgil, in der holden Parthenope freundlich
Nährender Flur und blühte in Künſten ruhmloſerer Muſe:
Der ich der Hirten Geſang nachſcherzt' und im Frohſinn der Jugend
„Tityrus, unter dem Dach breitaſtiger Buche" dich ſingend.

Sachliche Erläuterungen.*)

Zu Vers 1. „hertauend vom Himmel": Nach der Vorstellung der Alten wurde der Honig nicht aus dem Nektar der Blüten durch die Bienen bereitet, sondern fiel als eine Art Tau vom Himmel selbst herunter. Daher, sagt Aristoteles, finde man wegen des reichlichen Taues, der im Sommer beim Aufgang größerer Gestirne und nach dem Erscheinen eines Regenbogens falle, die Zellen oft in einem oder zwei Tagen voll Honigs; im Herbste hingegen, wenn gleich noch viele Blumen blühen, werde der ausgenommene Honig nicht mehr ersetzt. Auch nach Plinius (natur. histor. c. 1. 11. 12.), welcher selbst wieder auf Hesiod sich beruft, fällt der Honigtau vorzugsweise beim Aufgang der „edleren" Gestirne oder wenn nach dem Regenbogen kein Regen mehr erfolge, sondern der Tau von den Sonnenstrahlen erwärmt werde. Besonders beim Aufgang des Sirius und bei den Konstellationen der Venus mit Jupiter und Merkur trete der Honigtau am reichlichsten auf. Vom Aufgang der Plejaden um den Anfang des Mai finde man gegen die Morgendämmerung das Laub der Bäume und vieler Pflanzen mit Honig betaut. Wer in der frühen Morgenstunde sich draußen bewege, fühle dann die Kleider gleichsam von Salbe feucht und die Haare klebrig. Doch läßt Plinius die Frage offen, ob dieser Honigtau ein schleimiger Auswurf der Gestirne oder ein Saft der sich reinigenden atmosphärischen Luft oder eine Ausschwitzung des Firmamentes, also eine Art Himmelsschweiß sei. Auf dem Wege von oben herab nehme er vieles von unreinen Erddünsten an; ferner verliere er, von den sammelnden Bienen aus Laub und Kräutern geschlürft, dann im Leibe derselben verarbeitet und mit

---

*) Wir bringen hier ausdrücklich nur sachliche Erläuterungen, d. h. solche, die sich auf das von Virgil geschilderte **Bienenleben**, die **Bienenzucht** und **Bienenprodukte** beziehen. Aber eben damit glauben wir dem Leser eine notwendige und willkommene Gabe zu bieten, die ihrerseits wieder eine Ergänzung der in den philologischen Kommentarien gebrachten Erklärungen sein dürfte, wo eben das **Sachliche** und **Fachmännische** teils zu kurz kommt, teils — nomina sunt odiosa — geradezu unrichtig (siehe S. 320 zu V. 38 u. ö.) behandelt wird.

dem Munde wieder ausgespieen und dabei mit allerlei Blumensäften versetzt und durchknetet, sehr viel von seiner ursprünglichen, wunderbaren Heilkraft. Gleichwohl behalte er durch alle diese Verwandlungen hindurch einen Rest seiner himmlischen, ätherischen Natur, für welche Himmelsgabe der Mensch nicht dankbar genug sein könne. Der beste Tauhonig sei der vom Laube am wenigsten verdorbene der Bäume, besonders der Eichen, Linden und des Schilfes. Im goldenen Zeitalter soll dieser Himmelshonig auf das reichlichste geflossen sein:

„Selbst der knorrigen Eiche enttriefte der tauige Honig," singt Virgil in seinen Eklogen (IV, 30).

Im Gegensatz zu Plinius läßt Galenus (de alimentor. fac. III) die wesentlichen Bestandteile des Honigtaues aus der Erde und den Gewässern als Dünste emporsteigen und dann erst herabfallen, wie den gewöhnlichen Tau, nachdem jene an heißen Tagen von der Sonne gleichsam gekocht und in einer darauffolgenden kalten Nacht verdichtet worden sind.

Einen wesentlichen Fortschritt der Lehre vom Honigtau finden wir bei Johannes Bauhinus und Joh. H. Cherlerus ((historia universalis plantarum, Ebroduni 1650, t. 2, l. VIII, cap. 9). Beide statuieren einen ursächlichen Zusammenhang des Honigtaues mit den Strahlen der Sommersonne, aber in der Weise, daß dieselben gewisse in den Pflanzen enthaltenen Stoffe zum Verdunsten bringen, welche durch verborgene Öffnungen der Rinde und sonstigen Oberfläche austreten und in der Nacht mit dem gewöhnlichen Tau sich mischen sollen. Hier ist also der Honigtau schon als vegetabilisches Produkt aufgefaßt, dessen Ursprung zwar nicht bei der gesamten Pflanzenwelt, wohl aber bei einzelnen, besonders dazu neigenden Pflanzen zu suchen sei.

Petrus Laurenbergus (horticultura, Frankfurt a. M. 1654) dagegen bezeichnet den Honigtau noch als einen Regen vom Himmel, der durch die Sonnenstrahlen in eine für die Pflanzenwelt schädliche Substanz verwandelt werde, während Plinius und Galenus denselben nur von seiner für die honigsammelnden Bienen förderlichen und wohlthätigen Seite kennen.

In den Spuren des Bauhinus bewegt sich noch im 18. Jahrhundert **Musschenbroek** (institutiones physicae, II, cap. XL, de meteoris aqueis, §. 1527), indem er den Honigtau aus Substanzen entstehen läßt, welche aus Bäumen und Kräutern aufsteigen, sobald die Sommersonne ihren Zenith erreicht habe. Trotzdem läuft noch die alte Pliniussche Hypothese vom meteorischen Ursprung des Honigtaues bei den Naturforschern neben her, zuletzt noch in zwei Beantwortungen einer Preisfrage der schwedischen Akademie der Wissenschaften nach dem Wesen des Honigtaues aus dem Jahre 1741. Gerade diese Preis-

frage, beziehungsweise die erfolgende Kritik der falschen Beantwortungen der ersteren, hat für die weitere Aufhellung und wissenschaftliche Richtigstellung des Natur-Phänomens den wirksamen Anstoß gegeben, indem von da ab die exakten Naturforscher mehr und mehr die Unrichtigkeit der traditionellen Honigtau-Hypothese erkannten und bloßlegten.

Den ersten wissenschaftlichen Einspruch erhob Leche (Abhandl. der schwed. Akad. 1765 S. 89), indem er, gestützt auf gleichzeitige Beobachtungen des genialen Reaumur (Mém. sur les insectes, tom. III, p. 44, 1734—42) an den Blattläusen, das ganze Problem der Honigtau-Entstehung erstmals in ein anderes Licht stellte. Reaumur hatte nämlich das fast regelmäßige Zusammenvorkommen von Blattläusen und Honigtau beobachtet und solches anfangs in falscher, später in richtiger Weise dahin erklärt, daß der Honigtau als Exkret der Blattläuse bezeichnet werden müsse. Leche führte diese Reaumur'schen Beobachtungen selbst weiter und schildert (a. a. O.) sehr anschaulich, wie eine Blattlausart, der sog. „lichtgrüne Chermes", der sich auf den Stämmen unserer Apfelbäume, sowie auf den Johannisbeersträuchern massenweise aufhält, diese Exkretion vollzieht: „Da sitzt er und sauget, das callöse Wesen. Aus seinem Hinterteil geht ein kleiner, klarer Tropfen heraus, den die Ameisen erwarten und wie einen Leckerbissen mit ihren Kiefern wegschnappen. Es ist angenehm zu sehen, wie die Ameisen, wenn kein Saft vorhanden ist, mit ihren Fühlern den Chermes auf den Rücken klopfen, als wollten sie zu verstehen geben, daß sie da seien und etwas zu erwarten hätten. Ich bemerkte, daß der schläfrige Chermes da, gleichsam wie erwecket, etwas zum Gebrauch der durstigen Ameisen von sich gab."

Trotzdem wurde diese im Prinzip richtige Erklärungsweise der Entstehung des Honigtaues noch auf lange hinaus nicht nach Gebühr gewürdigt. Speziell in den zunächst beteiligten und berufenen Kreisen der Botaniker gab man noch immer der vegetabilischen Entstehungsweise den Vorzug.

So führt, anschließend an die Hypothese des Bauhinus noch 1794 Plenck in seiner Einteilung der Pflanzenkrankheiten unter der Rubrik II „Profluvia" neben Haemorrhogia, Lachrymatio gemmarum und Albigo (Mehltau) auch unseren Honigtau (Melligo) als phytopathologische Erscheinung auf. Die thatsächliche qualitative Verwandtschaft des Honigtaues mit dem Nektariensaft der Blüten in Anbetracht der chemischen Zusammensetzung beider mußte diese Meinung noch begünstigen.

Treviranus behauptet gleichfalls in seiner Physiologie der Gewächse (II, a. Bonn 1838, S. 36): „Auch ohne allen drüsigen Apparat können süße Säfte aus grünen Pflanzenteilen ausschwitzen und es bedarf dazu nur einer sehr warmen, anhaltend trockenen Luftbeschaffenheit. Am Öl-

baume, mehreren Ahornarten, dem Walnußbaume, den Weiden, Ulmen, Fichten ist dergleichen von Lobel und Pena, von Tournefort, Reneaume und anderen beobachtet worden und schon Plinius hatte Kenntnis davon. An Weißpappeln und Linden habe ich es mehrmals während einer heißen und trockenen Sommerwitterung bemerkt, sowie an Carduus arctioides und an Orangebäumen, wenn die Luft der Gewächshäuser zu warm und zu trocken war. Das Sekret erschien stets auf der Oberseite der Blätter in zerrinnenden Tropfen, die endlich zusammenflossen und einen Überzug bildeten, der teilweise auch abfloß."

In derselben Richtung wie Treviranus bewegen sich mit ihren Forschungen Th. Hartig (Forstliches Conversationslexikon 1834 S. 409), der den Honigtau auf den Laubblättern der Rose beobachtete und auf die dadurch bedingten lokalen Veränderungen im Blattgewebe hinweist; ferner Meyen (Pflanzenphysiologie S. 225), der den Honigtau als eine durch zu schnellen Temperaturwechsel verursachte Pflanzenkrankheit charakterisiert; desgleichen Schlechtendal (in einem Aufsatz über den Zucker auf den Blättern, II. Jahrgang der botanischen Zeitung 1844 S. 6), der zwar das gleichzeitige Vorkommen der Blattläuse auf den „süßen klebrigen Blättern" nicht in Abrede stellt, dabei aber ähnlich wie schon Goethe in seinen bekannten Beiträgen zur Morphologie (I, S. 294, Cottasche Ausgabe von 1817) sich äußert, daß anfangs eine starke Aufnahme vieler Nahrung bei behinderter Verdunstung statthabe, dann aber, durch Wärme und heitere Luft begünstigt, die Ausdünstung desto stärker werde und dadurch eine Ausschwitzung erfolge, aus welcher die trockene Luft die wässerigen Teile hinwegnehme und die gehaltvolleren auf den Blättern zurücklasse.

Ebenso entscheidet sich Unger in seiner Abhandlung „Zur näheren Kenntnis des Honigtaues" (Berichte der Wiener Akademie, mathem.-natur. Klasse, 25. Jahrgang 1857), in welcher er verschiedene von ihm beobachtete Erscheinungen des Honigtaues beschreibt und die betreffenden Analysen mitteilt, für den vegetabilischen Charakter der Exkretion, indem er schließt: „ein auf sorgfältige und mehrmals wiederholte Beobachtung gegründetes Verzeichnis von Honigtau tragenden und davon gänzlich freien Pflanzen, welche häufig hart nebeneinander standen, spricht keineswegs für solche nähere Ursachen, welche außerhalb der Pflanze liegen, sondern deutet vielmehr darauf hin, daß die Hervorbringung des honigartigen Blattüberzuges von den Pflanzen selbst bewerkstelligt werde."

Im Hinblick auf die unleugbaren Wechselbeziehungen zwischen der Bodenbeschaffenheit, in deren Sphäre eine Pflanze mit ihren Wurzeln sich bewegt, und der Säfteentwicklung in den überirdischen Zellenteilen nennt Hallier in seiner Phytopathologie (1868) den Honigtau eine

durch den Chemismus des Bodens einerseits und durch abnorme Ernährungsverhältnisse andererseits veranlaßte Exkretion, welche für den pflanzlichen Organismus als ein höchst bedenkliches pathologisches Symptom angesehen werden müsse.

Zumal in den siebziger Jahren wendeten sich verschiedene Forscher von Namen und wissenschaftlicher Bedeutung der Lösung unseres Problems zu. Die Mehrzahl derselben suchte indes immer wieder einen vegetabilischen Entstehungsgrund. Hierher gehören die Franzosen Boussingault (compt. rend. t. 74 p. 87 u. p. 472) und Follie, die Engländer Hooker und Darwin, unter den Deutschen H. Hofmann (Landwirtschaftliche Versuchstationen 1877) und Soraur (Handbuch der Pflanzenkrankheiten, 2. Aufl. I, 1886). Für den letzteren, welcher die Konsequenzen aus den Forschungen seiner sämtlichen Vorgänger zieht, sind Transpiration und Sonnenhitze die einzigen ursächlichen Faktoren, welche den Honigtau zustande bringen. Sobald die Wurzeln der erkrankenden Pflanze humusarme, steinige Bodenschichten erreichen und infolge davon nicht mehr imstande sind, die normalen Wasser- und Nährstoffmengen den besonders in heißer, trockener Jahreszeit stark transpirierenden und assimilierenden Blattorganen zuzuführen, entstehe als Umwandlung der für anderweitige Zwecke bestimmten Kohlehydrate in Zucker — der ausschwitzende Honigtau.

Hiergegen hatten begreiflicherweise alle diejenigen, welche nach dem Vorgang Reaumurs einer ausschließlich animalischen Entstehungsweise des Honigtaues das Wort redeten, keinen leichten Stand. Dennoch fand auch diese im allgemeinen gut fundierte und sehr annehmbare Hypothese manchen tüchtigen Vertreter. Am gründlichsten und überzeugendsten wird dieselbe in allerneuester Zeit durch Dr. M. Büsgen, Privatdozent der Botanik an der Universität Jena, verteidigt, auf dessen treffliche Abhandlung „Der Honigtau, biologische Studien an Pflanzen und Pflanzenläusen, 1891" hier ausdrücklich hingewiesen sei. Für Büsgen sind in Geltendmachung der animalischen Entstehungshypothese insbesondere folgende gewichtige Beobachtungen maßgebend (siehe a. a. O. Kap. II, S. 1, 17 u. ö.):

1. Die glänzenden Tröpfchen, mit deren Auftreten der Honigtau beginnt, stehen außer aller Beziehung zu dem anatomischen Bau der Blätter, auf welchen sich die Erscheinung vollzieht. Sie sind weder an die Nerven der Blätter gebunden noch bevorzugen sie irgendwie die zwischen den Nerven gelegenen, dazu in erster Linie geeignet scheinenden, Parenchyminseln.

2. Die Tröpfchen stehen in Gruppen zusammen, die ihrerseits auf horizontal liegenden Blättern einen fast kreisförmigen, auf geneigten

einen mehr länglichen Umriß zeigen. Diese Tröpfchen-Gruppenfiguren können also nicht durch direkte Ausscheidungen aus den Blättern gebildet sein, sonst müßte ihr Entstehungskreis kongruent dem Mutterboden des Pflanzenblattes eine diverse Gestalt annehmen; vielmehr müssen dieselben von einem außerhalb des Blattes gelegenen Punkte her bewirkt werden.

3. Einzelne Teile dieser Tröpfchen-Gruppen können über den Blattrand hinaus auf andere Blätter, z. B. auf Stengelteile, ja sogar auf gar nicht zu der Pflanze selbst gehörige Dinge der Umgebung und zwar, was sehr wichtig ist, nicht in senkrechter Falllinie geschleudert werden.

4. Die Tröpfchen, deren Durchmesser höchstens einen Millimeter beträgt, können und müssen zufolge des Gesetzes der Adhäsion zusammenfließen und bilden dann eine zähe, klebrige Masse. Niemals sieht man aber unter der Lupe ein einzelnes Tröpfchen wachsen, was die causa efficiens des Zusammenfließens in dem Falle sein müßte, wenn die Ausscheidungen aus den Saftzellen der Pflanzen herrührten. Auch die kleinsten Tröpfchen sind verhältnismäßig schon ziemlich groß und behalten ihre Anfangs-Dimensionen unverändert bei.

Kurz, die Honigtau-Tröpfchen und der als Honigtau bekannte Zusammenfluß derselben ist das Produkt der Blattläuse, welche die Pflanzenwelt in zahllosen Milliarden von Kolonien bevölkern und deren größte Ausdehnung thatsächlich mit derjenigen Jahreszeit zusammenfällt, in welcher der Honigtau am meisten beobachtet wird. Darin hat der neueste Beobachter des Phänomens jedenfalls recht, daß das räumliche Nebeneinander von Honigtau und Blattläusen nicht für die letzteren ein post hoc ergo propter hoc bedeuten kann, das heißt es wäre irrig, mit Verschiedenen anzunehmen, daß der von den Pflanzen ausgeschiedene Honigtau als Nahrungsquelle die Blattläuse anziehe. Solches wäre physiologisch fast undenkbar, indem Tiere wie Blattläuse mit solch ausgesprochenem Stech- und Saugapparat (siehe die lithogr. Tafel II der gen. Abhandlung) die auf freier Oberfläche der Blätter in dünner Schicht ausgebreitete klebrige Honigtaumasse nur äußerst schwer aufnehmen können, während es denselben eine Spielerei ist, durch Anbohren der Pflanzenzellen die nährenden Zuckersäfte aufzusaugen.

Hiermit wäre die Honigtauhypothese, diese crux unserer Naturforscher, in ein letztes, im allgemeinen wohlbefriedigendes Stadium getreten, obwohl auch hier, wie uns scheint, nicht alle Bedenken gegen eine teilweise Berechtigung der vegetabilischen Entstehungsweise sich als stichhaltig erweisen dürften. Vielleicht liegt auch bei diesem Problem die Wahrheit in der Mitte der divergierenden Ansichten und der Honig-

tau ist bald mehr durch vegetabilische, bald mehr durch animalische Entstehungsursachen bedingt. Es ist zwar für den poetisch angeregten Beobachter des Naturlebens kein besonders anziehender Gedanke, daß der von den alten Dichtern als ätherisches Himmelsgeschenk besungene Honigtau zu guterletzt nichts weiter ist als das gewöhnliche Exkret der schmarotzenden Pflanzenläuse, indessen der Wahrheit gebührt, möge sie fallen wie sie will, in allewege die Ehre. Insofern wird dieser unser Exkurs über den Honigtau an dieser Stelle unseren Lesern, zumal er ganz neue Gesichtspunkte eröffnet, nicht unwillkommen sein.

Zu Vers 8 ff. Der Bienenstand (stabula V. 14, auch von Columella IX, 6 gebraucht) soll an einem dem Wohnhause nahen, ungestörten, sonnigen und windfreien Orte sich befinden, möglichst unten im Thale, nie auf freier Anhöhe, wo die rauhen, scharfen Winde beikommen können. Erwünscht ist der Schutz durch Bäume oder nachbarliche Gebäude. Die Lage soll gegen Osten und Süden sein, damit die Morgensonne die Bienen zum Ausflug reize und im Winter selbst einige Wärme nicht fehle. Die einzelnen Bienenwohnungen, kurzweg „Stöcke" bei uns genannt, standen bei den römischen Landwirten dreifach übereinander auf einer drei Fuß hoch gemauerten und, zum Schutz gegen kriechendes Gewürm (Eidechsen und Schlangen) glatt getünchten Bühne. Darüber wölbte sich zum Schutz gegen den Regen ein leicht gefügtes Dach. Das Ganze war mit einer mäßig hohen Mauer von locker gelegten Feldsteinen umgeben, welche in dem Falle, daß man Diebstähle befürchtete, fester und höher aufgeführt wurde und drei Fuß hoch vom Boden kleine Durchgänge erhielt. Wir haben also schon bei den Römern das Vorbild der sog. „Bienenlagd", wie sie mit Vorliebe im Lüneburgischen und Braunschweigischen heute noch in den Heidegegenden aufgeschlagen wird, allerdings aus leichterem Material, von Holz und Stroh. Im ganzen unmittelbaren Umkreis des Standes soll der vorsichtige Bienenzüchter die Nester der Wespen und Hornissen zerstören, schädliche Vögel töten oder durch Klappern und Schwenken von Tüchern fortscheuchen, die Eidechsen ausrotten und jegliche Störung durch das herumschweifende Weidevieh verhindern.

„Die an der Brust mit blutigen Händen gezeichnete Prokne" ist die Schwalbe, eine unserer Bienenzucht besonders bei trübem Wetter und lange anhaltendem Regen nicht ungefährliche Feindin. Am verderblichsten können die sog. Rauchschwalben werden, wenn sie in der Nähe der Bienenstände in altem Gemäuer in Kolonien sich aufhalten. Der mythologische Name, welchen der Dichter der Schwalbe hier giebt, rührt von einer atheniſchen Königstochter, Prokne, her. Dieselbe war mit dem thracischen Könige Tereus vermählt und rächte die Schändung

ihrer Schwester Philomela an dem Gatten dadurch, daß sie den eigenen Sohn Ithys ermordete und dem Vater zu essen gab. Alle wurden verwandelt, Prokne selbst als Schwalbe und behielt ihre blutige Brust.

Zu Vers 18 ff. Auch Varro verlangt, daß in der Nähe des Bienenstandes lauteres Wasser vorbeifließe oder in seichten Tümpeln, zwei bis drei Finger tief, sich sammle. Fehlte lebendiges Wasser, so leitete man solches aus Brunnen und Quellen in kleinen Kanälen herbei, worin ja die Römer im großen in ihren prächtigen Aquadacten Mustergiltiges leisteten. In das Wasser selbst legte man kleine Stäbe aus Weidenruten und Steinchen, die so weit über das Wasser hervorragten, daß die vom Sturm zu Boden geschleuderten Bienen darauf ausruhen und bequem trinken konnten. Diese Stäbe und Kiesel erscheinen den kleinen Wesen als ganze Stämme und Balken, sowie als mächtig ragende Felsblöcke, das Wässerlein selber als ein ganzer Ozean (vgl. Georg. I, 295).

Zu Vers 24. Der Baum soll nur dem Vorhofe des sonnigen Bienenstandes, dem Vestibulum des Hauses der Bienenfamilie, den Schatten entgegenwerfen, damit die Schwärme, die gern an schattigem Platze sich niederlassen, dort einen Anhaltspunkt finden.

Der Lenz der Schwärme dauert von der Frühlingsgleiche bis zum längsten Tage. Die Ausflüge beginnen nach Hyginus mit der Frühlingsgleiche und das Schwärmen währt vom Aufgang der Vergilien (11. Mai) bis zur Mitte des Sommers.

Zu Vers 30. Aus der großen Zahl der Honigpflanzen hebt der Dichter in schöngemessenen und mit flüssigen Konsonanten austönenden Versen die vorzüglicheren und bekannteren hervor: Casia, Daphne Gnidium Linn., Zeiland; Serpyllum, Thymus Serpyllum, Linn., Quendel, wilder Thymian; der lateinische Name der Thymbra war Cunila, wovon der Landmann den einheimischen auch Satureja nannte; daher der botanische Name Satureja Thymbra Linn., Saturei, Gartenysop. Die Violen, von denen Virgil ganze Beete angepflanzt wünscht, gehören dagegen zu den weniger ausgesprochenen Bienennährpflanzen.

Zu Vers 33 ff. Als beliebte Bienenwohnungen waren im Gebrauch solche aus der Rinde des Korkbaumes, weil diese weder zu kalt im Winter, noch zu warm im Sommer sind; nächstdem viereckige aus dickmarkigten Ferulstäben; dann geflochtene Körbe aus Weidenruten, die man innen und außen mit einer Schicht flüssigen Kuhmistes überzog; weiter Beuten aus hohlen Naturstämmen, also „Klotzbeuten", wie sie jetzt noch in Polen und Rußland vielfach Verwendung finden; auch aus Lehm wurden von den ärmeren Züchtern Wohnungen geformt, während die Reichen sich den Luxus eines durchsichtigen Stoffes erlaubten, um, wie bei unseren Observationsstöcken das Thun und Treiben der Bienen

im Innern betrachten zu können. Gewiß eine schon recht ansehnliche Auswahl von Bienenwohnungen, deren Zahl die mobile neuere Technik allerdings längst überschritten hat. Doch ist auch unser vielgerühmter Mobilismus, d. h. die Bienenwohnung mit beweglichem Wabenbau, den Alten nicht ganz unbekannt gewesen, indem die alten Griechen Bienenkästchen mit ein- und ausstellbaren Waben im Gebrauch hatten.

Zu Vers 35. Die Römer scheinen demnach mehr als ein sog. Flugloch an ihren Bienenwohnungen angebracht zu haben. Ob sie damit der nötigen Luftregulierung im Innern Rechnung getragen haben oder ihren Völkern während der Volltracht eine größere Bewegungsmöglichkeit im Ein- und Ausfliegen verschaffen wollten, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Zu Vers 38 ff. Die Bienen verstopfen — und zwar nicht erst im Winter, wie ein sehr gelehrter Philologe in seinem Kommentare zu dieser Stelle meint — schon im Nachsommer, beziehungsweise sobald die eigentliche Tracht aufhört, die Fluglöcher mit dem bekannten Bienenharz, von Plinius melligo genannt. Dasselbe hat drei Schichten: zuerst commosis, Gummigrund, dann pissoceros, Pechwachs, endlich propolis, Vorbau. Der Gummigrund ist die erste Kruste, von bitterem Geschmack. Darüber folgt als eine Art luftdichte Verpichung das Pechwachs. Zuletzt folgt als eigentlicher Bau die massige Lage der propolis. Das Wachs, sagt Plinius, sammeln die Bienen aus Blumen, das Bienenharz dagegen aus „Thränen der Bäume", der Weide, Erle, Ulme und Fichte. Die Abweichungen des Aristoteles von dieser Definition sind unwesentlich; dagegen verwechselt Varro propolis, welches Wort auch überhaupt für Bienenharz gebraucht wird, mit Erithace, dem Bienenbrot oder, wie wir uns wissenschaftlicher ausdrücken, dem zu Pollen verarbeiteten Blütenstaub, welcher sonst Sandaracha und Cerinthus heißt.

Zu Vers 42 ff. Hier verwechselt der Dichter die Honigbienen mit ihren Verwandten aus dem Geschlecht der Apiden, den Erdbienen, die Aristoteles richtig unterscheidet und um den Thermodon fand, vielleicht auch mit einer kleineren Art von Hummeln, die ihre Nester mit Vorliebe in Erdlöchern und Steinritzen anlegen. Dagegen trifft es auf unsere Honigbienen gut zu, wenn Virgil sie „im Schlupfe des ausgemoderten Baumes" sich bergen läßt.

Zu Vers 45. So sorgfältig die Bienen auch ihrerseits sich gegen Kälte und unberufene Gäste verschanzen, muß der Bienenzüchter hier doch nachhelfen. Columella verlangt, daß die Bienenstöcke unter Schirmdächern stehen, die durch Schichten punischen Leimes wasserdicht gemacht werden sollen. Um die Zeit des Frühuntergangs der Plejaden (11. No-

vember) rät derselbe, die Wohnungen zu reinigen und inwendig, dicht auf den Wabenbau, warmhaltige Deckel zu legen, damit der verengerte Raum leichter vom Volke durchwärmt werden könne. Dann sollen alle Spalten und Ritzen bis auf die Fluglöcher von außen mit Lehm und Kuhmist neu verschmiert und das Ganze mit Stroh oder Laub bedeckt werden. Offenbar eine sehr praktische Methode der Einwinterung, welche den heute noch geltenden Grundforderungen, der Verengung des Bienensitzes und der Warmhaltigkeit der Wohnung, trefflich gerecht werden.

Zu Vers 47 ff. Der Taxus (Eibe) soll wegen des giftigen Honigs, welchen die Bienen auf demselben sammeln, nicht in der Nähe des Standes geduldet werden. Wegen den zahlreichen Eibenwaldungen war der korsische Honig nicht weniger als wegen der herben Buchsblüte und der dort wachsenden giftigen Melisse berüchtigt. „Also scheue dein Bienenschwarm die korsischen Eiben" (Eclog. IX, 30).

Dampf und Pulver verbrannter Krebse brauchte man als Mittel gegen verschiedene Krankheiten. Schon der Geruch davon wirkt nach Plinius (nat. hist. XI, 19) ebenso betäubend auf die Bienen, wie der von gekochten Krebsen.

Der tiefe Sumpf giebt nicht nur in seinen Ausdünstungen faule Gerüche von sich, welche den Reinlichkeit liebenden Bienen verhaßt sind, sondern ist auch als Tränkstätte gefährlich, indem er nicht wie das Bächlein oder die künstliche Tränke Steine als Haltpunkte bietet und bei Sturmwind die trinkenden Bienen durch den Wellenschlag begräbt.

Auch starkes Geräusch, zumal das Echo, ist den an Ruhe gewohnten Bienen verhaßt. Ein einziger Donnerschlag vermag einen ausziehenden Schwarm zum Aufgeben der Luftreise zu bewegen; auch blinde Gewehrschüsse, in allzu hochfliegende Schwärme abgefeuert, haben die Wirkung, daß sofort die Bienen sich senken und anlegen.

Zu Vers 51 ff. Der Dichter skizziert hier die bei eintretendem Frühling vor sich gehenden Arbeiten des Bienenvolks und zwar draußen in der Natur wie daheim im Innern der Bienenstadt. Plinius (a. a. O.) beschreibt dieses Thun und Treiben, welchem bereits Aristoteles seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, näher. Nach seiner Ansicht bauen die Bienen zuerst im Frühjahr Waben, was aber, wie wir Imker wissen, nicht richtig ist. Die Königin bestiftet lange Zeit nur den alten Wabenbau; erst wenn die Brut so zahlreich geworden ist, daß der alte vorjährige Bau für ihre Unterbringung nicht mehr ausreicht, und wenn in der Natur draußen bereits durch einige Honigquellen ein Reiz auf den Bautrieb der Tiere ausgeübt wird, erst dann geben sich die Bienen dem Wabenbau hin. Eben betreffs der Brut befanden sich die Alten, die sonst so liebevolle Beobachter und praktische Züchter waren,

im größten Irrtum, indem sie glaubten, sie trügen dieselbe im Munde ein und brüteten sie dann gleich den Hennen im Neste aus, worauf wir später (zu Vers 200) noch einmal ausführlich zu sprechen kommen.

Zu Vers 58. Der Ausdruck Caveae bezeichnet eigentlich die im Halbkreis aufsteigenden Theatersitze (vgl. Georg. II, 381) und legt die Vermutung nahe, daß die einzelnen Bienenstöcke, die dreifach übereinander gestellt wurden, nicht in gerader Linie aufgestapelt waren. Auch die im Viereck (mit einer leeren Seite) aufgestellte Bienenlagd ermöglicht, daß im Innern ein windstiller Raum reserviert bleibt, der den Bienen beim Ein- und Ausfliegen sehr zustatten kommt.

Zu Vers 62 ff. Das Besprengen der Fangkörbe, das Ausreiben mit Melissenkraut, das Aufhängen von Rindenstücken, die zuvor mit Melissentropfen getränkt wurden und anderes mehr ist heute noch Imkerbrauch beim Schwärmen.

Mellisphyllon, auch melissophyllon, mellinon, melitoena, melitea und melitis bei den Alten genannt, führte als spezifisches Bienenkraut den Beinamen apiastrum und ist unsere gemeine Melisse.

Cerintha major Linn., die Wachsblume.

Varro schreibt vor, daß man auch den Baumzweig, an den der Schwarm sich anzusetzen Lust zeige, schnell noch mit den genannten Säften besprengen soll.

Zu Vers 64. Aristoteles urteilt, es sei noch ungewiß, ob die Bienen überhaupt hören, und wenn dem so sei, ob sie durch Klingen und Klappern angelockt oder geschreckt werden. Varro und Columella entscheiden sich, jedenfalls richtig, für das Motiv der Furcht, Virgil selbst für dasjenige des Vergnügens an Wohlklang und Takt (siehe Vers 151). Eben dieser bei den Alten weitverbreitete Glaube, daß durch Musik und rhythmische Bewegung selbst wilde Thiere angelockt und bezähmt werden könnten, erzeugte die Fabeln von Orpheus, Amfion, Arion, Pythocharis und anderen, die erst Spätere allegorisch deuteten.

Zu Vers 67 ff. Die Bienen, sagt Columella, führen sowohl bürgerliche Kriege als auswärtige; denn oft sind in einem Volke mehrere Könige und durch den Aufstand der verschiedenen Herrscher wird der Staat in Parteien getrennt. Varro sagt, daß die Führer mit einem gewissen Tone, der den Trompetenklang nachahme, das Zeichen zum Kampfe geben. Auch nach Aristoteles hört man einige Tage vor dem Abzuge eines Schwarmes eine einzelne, eigentümlich klingende Stimme, wobei kleinere Scharen des Volkes um den Stock herumfliegen; darauf erst sammeln sich die Ausziehenden zum Abmarsch und zwar jede Abteilung gesondert um ihren Führer. Mit poetischer Licenz läßt Virgil, um die Kampfesscene desto intensiver zu machen, die Ausziehenden schon

im Innern des Stockes sich um ihre Anführer zusammenrotten, vor Streitbegierde zittern und als echte Krieger die Waffen schärfen und die Muskeln zum Kampfe stählen. Sogar das Kriegsgeschrei wird erhoben und mitten im Heereslager fehlt das Praetorium des Feldherrn nicht. Diese ganze Schilderung, deren vollendete Schönheit auch in onomato-poetischer Form — vergl. das kraftvolle „obnixi non cedere“ und die abstoßende Heftigkeit, in welcher das „aut hos“ am Ende das „aut hos“ am Anfange erwidert, sowie das vorschallende „victor“ in Vers 84 u. 85 — nur im Urtext voll und ganz genossen werden kann, ist äußerst plastisch und heroisch und wird mit Recht nach Inhalt und Form zu den klassischen Glanzpunkten unseres Gedichtes gezählt.

Zu Vers 86 u. 87. Trefflicher, humoristisch angehauchter Schluß der großen, pathetischen Schlachtenscene. Alles Ungestüm des entsetzlichen Krieges beendigt der überlegene Mensch, hier den Göttern gleich eingreifend und schaltend in olympischer Ruhe — durch eine Handvoll dazwischen geworfenen Staubes.

Zu Vers 89 ff. Columella lehrt, wenn nach der Schlacht der ganze Schwarm in einer Traube sich irgendwo anhänge, so sei nur ein König oder mehrere miteinander versöhnte da. Dann brauche man nicht einzugreifen; man könne sie ruhig in ihre Wohnung einziehen lassen. Aber sobald sich die Eine Traube in mehrere trenne, so seien mehrere erbitterte Könige darunter; dann bestreiche man die Hand mit Melisse und „taste“ die Könige heraus, um die schlechteren sofort zu töten und den besseren wieder beizusetzen. Wir moderne Imker sind bei zusammengeflogenen Vorschwärmen oder bei Nachschwärmen — denn nur in diesen beiden Fällen treffen außerhalb des Stockes mehrere Königinnen zusammen — praktischer. Anstatt mit melissengetränkter Hand die einzelnen Könige aus der krabbelnden und zappelnden Masse heraus zu „tasten“, schütten wir die ganze Gesellschaft ohne Umstände auf ein bereit gehaltenes Sieb und schütteln dasselbe mit ein paar kräftigen Stößen hin und her, wodurch die darin befindlichen Königinnen zufolge ihres größeren Volumens auf dem Drahtgeflecht zurückbleiben und leicht ergriffen werden können.

Der König ist nach den Alten besser hellglänzend als dunkel und gefleckt; er unterscheidet sich nach ihrer Beobachtung von der gemeinen Arbeitsbiene durch einen majestätischen Gang sowie durch die Größe seines Körpers und einen schimmernden Flecken vorne auf der Stirne, der wie ein Diadem glänze. Einigen scheint er ohne Stachel und nur durch die angeborene Majestät geschützt; andere geben ihm, wie es denn auch in der Wirklichkeit der Fall ist, einen Stachel, aber ohne Gebrauch.

Der König wird, sagt Plato, am Leibe und Geiste zugleich hervorragend, einzeln geboren.

Zu Vers 92 ff. Die edlere Bienenart ist die heute kurzweg italienische genannte. Dieselbe wurde im Jahre 1853 von Dzierzon in Deutschland eingeführt und fand seit dieser Zeit immer mehr Liebhaber unter den Bienenzüchtern. Von unserer einheimischen deutschen Landbiene, überhaupt von sämtlichen nordischen Bienen, unterscheidet sich die italienische äußerlich durch eine lichtere Farbe. Von den sechs Hinterleibsringen der Arbeitsbiene sind die beiden ersten orangegelb gefärbt, der dritte ist je nach der größeren oder geringeren Reinheit der Rasse mehr oder weniger orangegelb oder weißlich, die beiden folgenden sind weißlich, und der sechste Ring oder die Schwanzspitze, sowie die Zwischen- oder Scheidelinien (die sogenannte Säumung der Schilder) sind schwarz. Die italienischen Drohnen haben nur schmale gelbe Ringe und unterscheiden sich weniger auffallend von deutschen Drohnen. Die italienischen Königinnen sind verschieden gefärbt. Die schönsten, die sogenannten Edelköniginnen, wirkliche Prachtexemplare, sind gelb oder gelblich-braun bis auf eine dunkle Schwanzspitze; andere haben weniger Gelb und manche sind ganz dunkel. Wenn die jungen Bienen echt italienischer Rasse ein lustiges Vorspiel halten und ihre Körper im Glanz des Sonnenlichtes wie durchsichtig erscheinen, so ist dies für den Liebhaber ein wonniger Anblick von eigentümlichem Reiz.

Daß die italienische Biene der Bienenwissenschaft und durch diese mittelbar der Bienenzucht sehr viel genützt hat, ist allgemein anerkannt. Die schwierigsten Rätsel des Bienenlebens sind durch sie gelöst, eingerostete Fabeln und Irrlehren überzeugend widerlegt und berichtigt worden. Nur an drei mit Hilfe der italienischen Biene festgestellte Lehren, welche besonders für die Zucht von größter Bedeutung sind, sei hier erinnert. Es sind dies die drei Lehrsätze: 1. daß die Königin von der Drohne in der Luft begattet wird; 2. daß sie alle Eier im Stocke, sowohl Arbeitsbienen- wie Drohneneier, legt und 3. daß die Drohneneier jungfräulich, ohne mit dem männlichen Samen in Berührung zu kommen, erzeugt werden (Parthenogenesis). Auch jetzt noch ist die italienische Biene ein zweckmäßiges Mittel für jeden forschenden Bienenfreund, seine Bienenkenntnisse zu bereichern, die Richtigkeit der genannten Fundamentallehren selbst zu untersuchen und zu erproben.

Die rein praktischen Vorzüge der italienischen Biene sind gleichfalls von den meisten Züchtern anerkannt. Sie zeichnet sich durch eine geringere Stechlust, durch eine größere Regsamkeit und Gewandtheit, sowie durch eine frühere Brutentwickelung vor der etwas trägeren und betreffs des Fortpflanzungstriebes später einsetzenden nordischen Biene

aus. Sie kann zwar, wenn sie ungeschickt gereizt und gestört wird, ebenso gut stechen wie jede andere ihrer Schwestern. Aber eine solche Stechwut, wie sie die ebenfalls sehr licht und hell gezeichnete cyprische Biene an den Tag legt, kennt die italienische nicht. Infolge ihrer größeren Regsamkeit und Gewandtheit sind die Italiener eifriger und thätiger im Aufsuchen der Honigquellen, besliegen neue und bessere Trachten gewöhnlich zuerst und vor und nach der Hauptracht auch weniger nektarreiche Blüten. Dieser ihr rastloser Sammeltrieb macht sie dann in trachtlosen Zeiten mehr als andere Arten zum Naschen und Rauben geneigt. Bei vorhandener Spättracht stellt die italienische Biene den Vermehrungstrieb früher ein als die nordische, giebt das unzeitige Brutansetzen, besonders das zwecklose Drohnenbrüten früher auf, treibt auch die Drohnen früher ab und speichert, bei sonst gleichen Volks- und Trachtverhältnissen relativ den meisten Honig auf. Der greise Altmeister unserer Zunft, der hochverdiente und in den Annalen der apistischen Wissenschaft unsterbliche Dr. Dzierzon hat recht, wenn er (Nördl. Bienenzeitung 1869, S. 263) aus langjähriger Erfahrung das Bekenntnis ablegt: „Ich halte die italienische Biene unter allen bekannten Rassen für die vorzüglichste."

Hier liegt die Frage nahe: Wodurch ist die italienische Biene zu dieser seltenen Höhe der Schönheit und Leistungsfähigkeit unter allen bekannten Bienenrassen gelangt? Von Haus aus waren bei der gemeinen ligurischen Biene diese Eigenschaften doch nicht unbedingt vorhanden, wie ja als klassischer Zeuge gerade Virgil an unserer Stelle auf das gleichzeitige Vorkommen einer weniger schönen und edlen Arten hinweist. Wohl aber sind diese qualitativen Vorzüge die Frucht einer durch viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende geübten Reinzucht, deren überraschende Erfolge auch bei anderen Kulturtieren, denken wir nur an die Pferde, deutlich wahrzunehmen sind.

Zu Vers 101 und 102. Virgil empfiehlt (siehe Vers 231) zwei Ernten des Honigs zu Anfang und Ende des Sommers. Durch die Mischung des Honigs mit Wein entstand der bei den Römern als Frühgetränk beliebte Honigwein (mulsum). Man nahm zwei Teile Wein von herbem Geschmack und einen Teil geläuterten Honig, der nach Plinius wohlriechend, von süßer Schärfe, klebrig und durchsichtig sein muß. Dieser Mischtrunk stand bei den Römern so hoch in Ehren, daß er sogar beim Triumph unter die Soldaten ausgeteilt wurde. Der hundertjährige Pollio Romilius wurde einmal von Augustus gefragt, wodurch er sich bis in das hohe Alter die seltene Lebhaftigkeit des Geistes und Leibes erhalten habe und antwortete wie vor ihm Demokrit: „Von innen durch Honigwein, von außen durch Öl."

Zu Vers 106. Die Schwärme durch Entflügelung der Königinnen festzuhalten, welche Virgil hier empfiehlt, ist zwar ein barbarisches, aber wirksames Mittel. Didymus ist für ein humaneres Verfahren und rät, der Königin nur die Spitzen der Flügel zu stümmeln. Die moderne Bienenzucht erreicht dasselbe durch ihre Weiselkäfige, Absperrgitter und ähnliche Isolirungsmittel der Königin.

Zu Vers 112 ff. Der Thymian der Alten, dessen Blüten eine überreiche Honigquelle darbieten, ist Thymus capitatus. Er fordert einen sonnigen, mageren Boden und gedeiht am besten in Küstenländern, wo die Seeluft ihn bestreicht. Deshalb war bei den Alten der attische und hybläische Honig so hochberühmt. Zu den Büschen, womit man die Bienenstände umpflanzen soll, zählt auch Columella die immergrüne Fichte. Er versteht indes darunter die zahme Gattung, deren Frucht die eßbare Zirbelnuß oder Piniole ist, Pinus Pinea Linn. Diesen Zirbelbaum, nicht die gemeine Waldfichte, die Plinius zum Unterschied auch Pinaster nennt, hegte man mit Vorliebe, sowohl der Frucht als des gefälligen Wuchses wegen, in Gärten. Den Bienen gewährte derselbe überdies das Bienenharz. Palladius rühmt, daß alles, was darunter gesäet werde, besser gedeihe, und Petronius singt:

„Eine stolze Platane verbreitete Sommerbeschattung,
Und mit säuselndem Wipfel umher geschorene Fichten,
Lorbeerbäum' mit Beeren behängt und rege Cypressen."

Auch sollten die Bäume, wie Palladius andeutet, mehr auf der Nordseite angepflanzt werden, damit sie hier die kalten Windstöße abhielten.

Zu Vers 140 u. 141. Auch der corycische Greis, über dessen erfolgreiche Gartenkultur die eingeschaltete Episode (Vers 125—148) berichtet, pflanzt neben der honigspendenden Linde die Fichten.

In diesem idyllischen Gartenbild ist recht sinnig die Bienenzucht als der poetische Teil der Landwirtschaft eingewoben. Der fleißige Alte gewann dem von Natur kargen Boden seines Gartengeländes nicht bloß die trefflichsten Gemüse, die frühesten Blumen und das edelste Obst ab, sondern hatte noch dazu die Freude, daß auf seinem wohlgepflegten Stande die frühesten Schwärme fielen und des Honigs Quellen reichlich flossen.

Der Honig wurde auf mechanischem Wege durch Pressen aus den Waben gewonnen, nachdem man den „Seim", d. h. den von selbst aus den Zellen fließenden Honig zuvor durch ein feingeflochtenes Sieb hatte ablaufen lassen. Der junge Seim stand einige Tage, bis die erste wilde Gärung vorüber war, in offenen irdenen Gefäßen und wurde während dieser Zeit fleißig abgeschäumt, ganz so wie es der heutige Imker, dem

dank der Centrifugal-Schleudermaschine auch der letzte Tropfen in den Zellen zum köstlichen „Seim" werden muß, noch hält.

Zu Vers 149. Mit diesem Verse beginnt der Dichter die eigentliche Charakteristik unserer Insekten und zwar lenkt er zunächst auf den wunderbaren Bienenstaat die Aufmerksamkeit. Virgil bekundet damit, daß er das Bienenleben, welches in allen seinen Manifestationen ein Volksleben ist, Volkspflichten und Volksrechte voraussetzt und das Volkswohl als suprema lex zum Zweck hat, richtig erfaßt hat. Nur von diesem Gesichtspunkt aus wird das Leben der Bienen überhaupt verstanden, was leider die modernen Imker in ihrem maßlosen Experimentieren und Probieren viel zu wenig beachten.*)

Das wunderbare Volksleben der Bienen, welches die kleinen Insekten aus der untersten Stufe der Tierwelt in die höchste Sphäre des vernunftbegabten, gleichfalls geselligen Menschenlebens erhebt, stellt sich den Alten als ein besonderes Geschenk der Gottheit dar. Jupiter selber hat den Bienen diese Lebensart verliehen und zwar zum Dank dafür, daß sie ihn einst in der dictäischen Höhle auf Kreta, wo die Cureten den neugeborenen Gott vor den Gelüsten des alles verschlingenden Saturnus bargen und durch Trommelschlag und lärmenden Waffentanz das Gewimmer des Neugeborenen übertönten, mit Honig genährt hatten.

Zu Vers 153. Die Staatsverfassung der Bienen fand Plato so musterhaft, daß er sie als Prototyp seiner Republik hinstellte. Epiktet meldet, die römischen Matronen hätten aus Wohlgefallen an dieser Ehrenbezeigung, die Platonische Republik beständig in der Hand geführt.

Zu Vers 156 ff. Die Arbeitsamkeit der Bienen beschreibt Plinius also: Bei Tage steht ein Posten am Thore nach des Lagers Gebrauch; bei Nacht ruhen sie bis zur Frühstunde, wo dann eine Wache mit doppeltem oder dreifachem Gesumse, wie mit der tuba, Tagreveille bläst. Sofort machen sich alle auf und fliegen hervor, wenn ein schöner Tag werden will; denn sie ahnen Regen und Wind voraus und halten sich dann vorsichtig zu Hause. Wenn sie zur Arbeit ausziehen, so bringen einige „Blumen an den Füßen, andere Wasser im Munde, andere Tropfen" (von Blumenstaub) in dem Haarkleide des ganzen Leibes. Die Jugend sammelt ein, die älteren vollziehen die Geschäfte zu Haus (was aber in Wirklichkeit umgekehrt der Fall ist). Die „Blumenträger" be-

*) Vgl. die von dem Verfasser in „Imker's Rundschau" (hrsg. von Baron von Rothschütz in Weixelburg, Krain, Jahrgang 1891 Nr. 1 bis 6) veröffentlichten Abhandlungen über das gewiß zeitgemäße Thema: „Das Einfache und Naturgemäße ist in der Bienenzucht das Beste."

laden mit den Vorderfüßen die hinteren Schenkel, welche deswegen von Natur rauh sind, die Vorderfüße selbst mit dem Rüssel. So kehren sie ganz belastet zurück, von der Bürde gekrümmt. Drei oder vier Volksgenossen empfangen jede Heimkehrende, um sie sofort zu entlasten. (Hier verwechselt Plinius das sog. „Ausmelken" der honiggefüllten Bienen durch dritte, was aber durchaus keine edle That genannt werden kann, sondern nichts als Bettelei ist und den Bienenzüchter nicht sonderlich erfreut.) Auch daheim im Stock sind die Geschäfte weise verteilt. Die einen bauen, die anderen glätten, die dritten tragen Lasten herbei von Nahrungsmitteln, wieder andere bereiten daraus mundgerechte Speise. Sie essen auch nicht besonders, damit nicht Ungleichheit des Werkes, der Speise und der Zeit entstehe. Den Bau beginnen sie vom Gewölbe des Stockes und weben gleichsam von oben her; erst wenn das Gewebe größer wird, heften sie dasselbe auch an den Seiten des Stockes an. So schwebt und hängt der Bau zugleich. Die Ausfliegenden suchen wie die Schiffer günstigen Wind. Überfällt sie jählings ein Sturm, dann ergreifen sie ein Steinchen, um für die bewegte Luftfahrt gleichsam Ballast an Bord zu haben; auch fliegen sie dann nicht hoch, sondern nahe der Erde, sie fahren dann unter dem Winde. Sobald die Dämmerung einbricht, wird das Lärmen im Stock immer schwächer und verstummt zuletzt ganz, wenn eine mit gleichem Summen wie am Morgen bei der Tagwache zur Ruhe bläst.

Zu Vers 160 ff. „Des Narcissus Thräne" ein überaus ästhetisch schönes Bild für den aus den Blüten und Blumen, die unser Altmeister Goethe als „Äuglein schön" so zartfühlend begrüßt, ausschwitzenden Nektar. Im Grunde vieler Blüten, nicht bloß des Narcissus, der von Virgil in Erinnerung an den nach der Sage verwandelten schönen Jüngling hier aufgeführt wird, zumal an der Basis der Blumenblätter oder Staubgefäße oder besonderer dem Blütenboden angehöriger Wülste werden zur Zeit der Bestäubung zuckerhaltige Säfte ausgeschieden, welche von den Insekten, vorab von den Bienen aufgesammelt und im Chylusmagen zu Honig invertiert werden. Alle diese Säfte werden in der Botanik mit dem Gesamtnamen Nektar bezeichnet. Doch kommen auch an anderen Pflanzenteilen ähnliche Organe, die man Nektarien nennt, vor, z. B. auf der Unterseite in der Nähe der Basis der Blattlamina von Prunus laurocerasus, rechts und links am Blattstiel von Prunus avium, auch an den Nebenblättern der gemeinen Feldbohne, Vicia faba. Diese Nektarien nun scheiden, wenn die betreffenden Pflanzenteile kräftig turgescieren, zuckerhaltige Säfte aus. Ganz besonders schön und auch für den Laien in der Botanik zu Untersuchungen geeignet sind die betreffenden Einrichtungen bei der in unseren Gärten gehegten Kaiserkrone

(Fritillaria imperialis), wo aus runden, etwas vertieften Stellen an der Basis der Blumenblätter große, klare Nektartropfen ausgeschieden werden, die, wenn man sie abschüttelt, sich wieder ersetzen, auch dann, wenn der Blütensproß abgeschnitten und in Wasser gestellt ist, woraus also hervorgeht, daß es in diesem Falle des Wurzeldruckes nicht bedarf, daß vielmehr in der Nähe des Nektariums Gewebemassen vorhanden sind, aus denen das Wasser samt dem Zuckergehalt ausgeschieden wird — eine Thatsache, die auch bei anderen Blüten zu beobachten ist. Die von Wilson betreffs der Mechanik der Nektarausscheidung („the cause of the Excretion of Water on the Surface of Nectaries". From Cambridge, Massachusettes U. S. A.)*) vertretene und seitdem in viele botanische Werke übergegangene Ansicht, daß bei der Bildung und Erneuerung der Nektarien gewisse osmotische Vorgänge eine Rolle spielten, ist von Büsgen (a. a. O. S. 31) als hinfällig nachgewiesen worden. Die Nektarabsonderung ist ausschließlich von Vorgängen im Zellinneren abhängig. Nicht der auf die Oberfläche der Nektarien zu Anfang der Sekretion ausgetretene Zucker zieht kraft osmotischer Vorgänge durch die Zellenwände hindurch Wasser an sich, eher können durch hygroskopische Wasseraufnahme von außen her die nektarischen Absonderungen vermehrt werden. Doch sind auch hiermit noch nicht alle Rätsel gelöst und Prof. Dr. J. v. Sachs in Würzburg hat recht, wenn er in seinen klassischen „Vorlesungen über Pflanzen-Physiologie" (II. Aufl. 1887 S. 263) offen gesteht: „Die Sache bedarf jedenfalls weiterer Untersuchung."**)

Nach diesem Exkurs, welcher den Leser über den neuesten Stand der Forschungen in der Nektarienfrage orientieren und, sofern er Imker ist, interessieren möchte, kehren wir zu unserem Dichter zurück, nach dessen Vorstellung die Bienen die „Blumenthränen" mit dem klebrigen Baumharze zu Wachs verarbeiten, mit welch letzterem sie dann das Haupt des Stockes und jede Öffnung bestreichen, um darauf erst den Wabenbau aufzuführen. Die Beobachtungen der modernen Apistik hierüber lauten freilich ganz anders, indem das Zellenwachs nicht als vegetabilisches Produkt der Natur, sondern als animalisches des Bienenkörpers, welcher auf der Höhe seines Lebensprozesses das Wachs ausschwitzt, festgestellt ist.

Zu Vers 168. Über die Bedeutung der Drohnen, des männlichen Geschlechtes, im Bienenstaate waren sich die Alten am wenigsten klar.

---

*) Deutsch in den Unters. a. d. botan. Institut zu Tübingen, herausg. von Pfeffer I, S. 1.

**) Vgl. hierzu Dr. Behrens „Die Nektarien der Blüten", Regensburg 1879, und Stadler „Beiträge zur Kenntnis der Nektarien", Berlin 1886.

Alle möglichen und unmöglichen Ansichten gingen darüber von Mund zu Mund. Den einen dünkten sie unvollkommene Arbeitsbienen, die als ein Geschlecht von geborenen Sklaven den höher Entwickelteren und — was echt antik ist — Wehr- und Waffenfähigen dienen mußten; den anderen erschienen sie als Weiber der Arbeitsbienen, wieder anderen als Ammen, denen das Ausbrütungsgeschäft obliege. Als echte Sklaven müssen sie zur Arbeit gezwungen und dabei geschlagen werden. Nur darin sind die Alten in ihren Beobachtungen einstimmig, daß die Drohnen keinen Honig eintragen, keinen Stachel besitzen und als faule, zwecklose Mitesser zuletzt mit Verbannung und Tod bedroht werden.

Zu Vers 170 ff. Das rastlos „glühende" Schaffen des arbeitsamen Bienenvolkes, dessen ganzes kunstreiches Geschlecht auf so mancherlei Weise zum allgemeinen Wohle arbeitet, findet in der lauten Geschäftigkeit der Donnerschmiede Vulkans im Schlunde des Ätna ein treffendes Gegenbild. Man übersehe hier nicht das tertium comparationis. Nicht das schwache Tiergeschlecht wird mit den riesigen Cyklopen verglichen, auch nicht der Stoff und Zweck der Arbeit, sondern bloß die Art des beiderseitigen Arbeitens, die Rastlosigkeit und der angestrengte Fleiß sowie die weise Arbeitsteilung, welche mitten im Gewühl als Norm eingehalten wird.

Zu Vers 178. Nach Aristoteles arbeiten die älteren Bienen daheim im Stocke, weshalb sie auch am Leibe haariger seien als die jüngeren, welche von außen eintragen müssen und dabei ihr Haarkleid beim Einschlüpfen in die Blüten und ihr Flügelpaar beim Anstoßen an rauhen Gegenständen abnutzen. In Wirklichkeit ist aber gerade der umgekehrte Fall der richtige; die jüngeren, vollbehaarten arbeiten zu Hause, die älteren sog. Flug- oder Trachtbienen außerhalb desselben und nützen sich dabei ab.

Zu Vers 179. „Dädalische Häuser" sind die sechseckigen an einander gereiheten Zellen der Waben, so genannt nach Dädalus, der das kretische Labyrinth erbaute und überhaupt als Meister aller technischen Kunstfertigkeit galt.

Zu Vers 181. Der immergrüne Erdbeerbaum, Arbutus Unedo Linn., wächst in Italien wild. Die herbe Frucht, arbutum, die einer Erdbeere gleicht, nur daß sie größer ist und den Samen nicht auswärts trägt wie diese, wird von armen Leuten gegessen.

Crocus, Safran; der sicilische Crocus, sagt Columella, färbe und durchdufte den Honig.

Man beobachte, wie der Dichter bei Aufzählung der von den Bienen besuchten Blumen und Bäume gerade die vorzüglicheren Repräsentanten des Frühlings, Sommers und Herbstes ausgewählt hat.

Zu Vers 191. Die Bienen gelten ihren Pflegern als Wetterpropheten. Jedenfalls übt der jedem Gewitter vorausgehende bedeutende Luftdruck auf die Gefühlsnerven unserer Insekten einen merkwürdigen Einfluß aus, indem lange bevor der erste Donnerschlag am Firmament erdröhnt und der erste Regentropfen herabfällt, die Bienen in fluchtartiger Hast zu vielen Tausenden noch ihr Heim zu gewinnen trachten.

Zu Vers 194. Die oben von uns bereits erwähnte Wahrnehmung der Alten betreffs der als Ballast aufgenommenen Steinchen bewundert Plutarch an den kretischen Bienen, welche kraft dieses Kunststückes um die stürmischen Vorgebirge der Insel herumzusteuern imstande seien. Die Episode ist selbstredend eine Fabel.

Zu Vers 197 ff. Über die Entstehung der Bienen führt schon Aristoteles mancherlei Mutmaßungen an. Einige meinten, daß sie von der Frühlingsgleiche an den Samen der Brut aus den Blüten der Cerinthe, oder des Rohrs, oder des Ölbaums mit dem Munde einsammelten, unentschieden lassend, ob derselbe dort von selbst entstünde oder von einem anderen Tiere gelegt würde. Andere geben nur den Drohnen diesen Ursprung; die übrigen, sowohl Arbeitsbienen als Königin, würden im Stocke gezeugt und geboren. Diese im Altertum weitverbreitete Ansicht, daß die Bienen ohne vorausgegangene geschlechtliche Funktion aus Eiern, die auf Blüten und Blättern der Pflanzen lägen, entstünden, gab verschiedenen Kirchenvätern der alten Kirche Anlaß, das Geheimnis der Menschwerdung des Gottessohnes an dieser außergeschlechtlichen Entstehung der Bienen zu erläutern. Ambrosius ermahnt eine Jungfrau zur Nachahmung der keuschen Biene, die im Munde junges Geschlecht auffammle und eben damit nähre und aufziehe.

Aus den von den Blättern und Blumen gesammelten Eiern, welche die Bienen gleich den Hennen mit erwärmenden Flügeln ausbrüten sollten, schlüpften, wie man annahm, die Könige gleich der Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus ausgewachsen und mit allem, selbst den Flügeln, versehen, heraus, während die stufenweise Metamorphose vom Stadium des Eis bis zur eingesponnenen und dann ausschlüpfenden reifen Biene nur für das gemeine Volk als passend erachtet wurde.

Zu Vers 202. Die Bienen stellen die durch das Ausschneiden der Honigwaben zerstörten Wohnungen für den jungen Nachwuchs sofort wieder her und zwar Höfe für die jungen Könige und Häuser für die Unterthanen; die Höfe bedeuten die erhabenen Weiselzellen, die Häuser die Arbeiterzellen.

Zu Vers 206 ff. Virgil überschätzt die Lebensdauer unserer Insekten; ebenso Aristoteles, der ihrem Lebensalter gleichfalls sechs bis sieben Jahre zuteilt und hinzusetzt, es sei ein außerordentliches Glück,

wenn ein Stock neun oder zehn Jahre dauere. Richtig behandelt, d. h. bei zunehmendem Alter der Königin oder bei eintretender Weisellosigkeit rechtzeitig korrigiert, dürfte ein Bienenvolk überhaupt nicht aussterben. Eine andere Sache ist es freilich um das Leben der einzelnen Bienen-Individuen. Die Königin kann in der That fünf bis sechs Jahre das Leben fristen; doch bleibt sie nur etwa vier Jahre als Stammmutter leistungsfähig; von da an ist sie zur Erneuerung des Volkes untauglich. Die eigentliche Vollkraft der Königin beschränkt sich nur auf zwei Jahre. Die Arbeitsbienen nutzen sich viel schneller ab. Wohl bringen wir die im Sommer und Herbst erzeugten Arbeitsbienen über den Winter in das Frühjahr hinein; aber dann ist durch das zehrende Brutgeschäft, welches die Kräfte und Säfte der fütternden Bienen sehr stark mitnimmt, ihre Lebenskraft erschöpft. In der Zeit der aufreibenden Volltracht wickelt sich ihr Lebensprozeß noch schneller ab, abgesehen von den mancherlei Unfällen, welche ihnen außerhalb des Stockes ein gewaltsames Ende bereiten. Ähnlich verhält es sich mit den Drohnen; auch diese sind in weisellosen Stöcken überwinterungsfähig, gehen aber nach eingetretenem Frühjahr zu Grunde.

Zu Vers 210 ff. Die merkwürdige Verehrung des Bienenvolkes gegen seinen angestammten König vergleicht der Dichter treffend mit dem unweigerlichen Gehorsam, welchen die Egypter, Lydier, Parther und Meder ihren Herrschern bewiesen. Wie den freien Griechen die anbetenden Perser zum Sprichwort waren, so blickten die Römer, obwohl in der späteren Zeit schwer genug unter der Willkürherrschaft ihrer Cäsaren seufzend, dennoch mit einem unverhohlenen Selbstgefühl auf die sklavischen Parther. Martial singt:

„Wandert fern zu den hauptgeschirmten Parthern,
Ehrenlos und gebeugt in niedrer Demut,
Küßt, Verworfne, den Staub gestickter Herrscher!"

Wunderbar ist, sagt Plinius, um den König der Gehorsam des Volkes. Wenn er auszieht, so begleitet ihn der ganze Schwarm, drängt sich um ihn her, umschließt, schützt und beschirmt ihn, verbirgt ihn auch vor neugierigen Blicken. Er selber umgeht das arbeitende Volk, einem ermunternden Aufseher gleich, selbst geschäftslos. Um ihn sind Trabanten und Schergen, beständige Hüter seines Ansehens. Im Zuge strebt ihm jede Biene nahe zu sein und alle freuen sich, vor seinen Augen im Diensteifer zu erscheinen. Den Müden stützen sie mit ihren Schultern; den Entkräfteten tragen sie ganz. Verliert er sich etwa, so folgen sie ihm durch den Geruch. Wo jener sich niedersetzt, da ist ihr Heerlager. Wird der Führer ergriffen, so hält der ganze Zug. Ist jener verloren,

so zerstreuen sie sich und flüchten zu anderen Stöcken; denn ohne König können sie nun einmal nicht leben.

Diese Beispiele von Staatsweisheit bewogen einige Weise des Altertums zu der Behauptung, den Bienen sei von der allbelebenden Weltseele nicht nur Leben, sondern auch Vernunft zu teil geworden. Aristoteles, Varro, Didymus, Plutarch und viele der Besten rühmen an den Bienen ihre fast menschliche Überlegung, Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit, ja geradezu ihre Göttlichkeit. Der Lehrsatz von der göttlichen Weltseele, die als ein ätherisches Feuer durch die ganze Schöpfung verbreitet, den Wesen, Wachstum, Leben und Vernunft mitteilt und nach der Auflösung die Seelen in ihren Ursprung zurücknimmt, wurde in den Schulen des Pythagoras, des Plato und der Stoa, vielfach ausgebildet und zählte unter den Zeitgenossen Virgils viele Anhänger.

Zu Vers 228 ff. Columella ermahnt den Bienenvater, dem Stocke nicht anders zu nahen als keusch, gewaschen und ohne Geruch von getrunkenem Wein und salzigen oder streng duftenden Speisen, als Knoblauch und Zwiebeln. Wird die Reife oder Fülle des Honigs durch Vertreibung der Drohnen und ein weniger hohes Gesumse angezeigt und beim Öffnen der Stöcke durch den Augenschein bestätigt, so zeidle man in den Frühstunden, ehe die Bienen von der Hitze des Mittags aufgeregt sind und verscheuche die zudringlichsten durch Rauch von Galbanum oder trockenem Kuhmist, den man aus einem irdenen Geschirr mit einer doppelten, vorne etwas zugespitzten Öffnung hineinbläst. Auf die mancherlei Schutzmittel, welche der moderne Erfindungsgeist unseres etwas nervösen und empfindsamen Zeitalters gegen die Bienenstiche aufgebracht hat, verzichtete der abgehärtete römische Bienenzüchter, der nicht selten in seinen jungen Jahren als wackeres Glied seiner Legion viel schlimmere Stiche und Hiebe verachten gelernt hatte. Höchstens bestrich man sich das Gesicht und die Hände mit Saft der Melisse, Malve oder Mastixblüte. Von der barbarischen Ausrottung ganzer Völker um des Honigs und Wachses willen, wie solche in unserer civilisierten Zeit noch immer bei den Imkern alten Schlags im Brauch ist, wußten die Alten nichts.

Der Inbau der Bienen war dem Züchter ein „heiliger Sitz", einmal um der von göttlichem Geiste beseelten Insassen und ihres königlichen Gebieters willen, dann aber im Hinblick auf die dort befindlichen reichen Schatzkammern, die der Römer wie überhaupt alle Vorratskammern der Wirtschaft nicht nur verschloß, sondern auch mit dem Siegelringe versiegelte. Daher sind auch die duftenden Honigschätze der Bienenstöcke gleichsam zu entsiegeln.

Zweimal kann die Honigernte vorgenommen werden, denn zweimal

häufen die sammelnden Bienen vollen Ertrag: zuerst gegen den Aufgang der Plejaden, von denen eine Taygete hieß, im Monat Mai, sodann gegen den Untergang derselben im November.

Zu Vers 239 ff. Hat ein Stock im Sommer so gelitten, daß der Bienenvater aus Fürsorge für den Winter von dem Honig gar nichts zu nehmen wagt, so soll er doch wenigstens mit Thymian räuchern, teils um dadurch die in schwachen Stöcken am meisten vordringenden Würmer und Insekten zu vertreiben, teils um der Gesundheit des Volkes selbst willen. Auch die leeren Zellen, in denen sich eben das Schmarotzervolk des Ungeziefers ansiedelt, schneide er aus und vertilge die unausgetriebenen Drohnen, damit sie nicht die Honigvorräte schmälern. Überhaupt soll der Züchter nach der Lehre der Alten zwischen der Frühlingsgleiche und dem Aufgang der Plejaden und darauf, nachdem die Schwärme ausgezogen sind, vom längsten Tage bis zur Herbstgleiche jeden zehnten Tag die Stöcke behutsam lüften und mit wohlriechenden Kräutern durchräuchern, was den Bienen zwar beschwerlich, aber höchst gesund und heilsam sei. Die übermäßig erhitzten Völker sollen im Sommer durch kaltes, in die leeren Teile des Stockes gesprengtes Wasser abgekühlt und bei jeder Revision aller vorhandene Unrat samt dem Gewürm (der Rankmaden) reinlich ausgefegt werden.

Angesichts dieser wiederholten Revisionen und Operationen an den Bienenstöcken müssen wir den Römern den Ruhm wirklich praktischer Bienenzüchter gerne zugestehen, die für ihre Zeit und ihre geringen technischen Hilfsmittel immerhin Bedeutendes geleistet haben.

Die hier aufgezählten Schädlinge, Eidechse, Kellerassel, Hornisse, Motte und Spinne sind allen Bienenzüchtern wohlbekannt und müssen auch von uns fortwährend bekämpft werden. Das wirksamste Mittel zur Beseitigung oder doch Beschränkung derselben sind volkstarke Stöcke, bei denen die Parasiten am wenigsten aufkommen können und daneben ein aufmerksames Beobachten und Reinhalten der Völker selbst.

Doch ist die Zahl der Bienenfeinde noch viel größer, wie wir oben (siehe die symbolische Natur der Bienen, Kap. V) ausführlich nachgewiesen haben.

Zu Vers 238 ff. Übrigens lasse der Züchter den Bienen auch nicht zu viel Honig, damit dieselben nicht träge werden. Das richtige Maß lehrt jeden die Jahreszeit, die Gegend und deren Trachtverhältnisse, sowie die Güte des einzelnen Stockes. Columella, der ebenfalls zweimal zeidelt, läßt im Sommer ein Fünftel des Honigvorrats zurück, im Herbste ein ganzes Drittel. Andere, die drei Honigernten vornehmen, lassen vom Frühjahrshonig nur den zehnten oder zwölften Teil, vom Sommerhonig den zehnten, vom Herbsthonig dagegen gut zwei Drittel zurück und zwar

sollen sich unter den belassenen Waben alle diejenigen befinden, welche Blumenstaub (Pollen) enthalten. Ein trefflicher Fingerzeig aus der alten Einwinterungspraxis, der heute noch voll und ganz Beachtung verdient.

Zu Vers 251 ff. Gesund sind nach Varro die Bienen, wenn sie zahlreich ausfliegen und ein glänzendes, glattes Äußere zeigen. Dagegen verrate es stets Krankheit, wenn sie struppig, rauh und wie bestäubt aussehen, wofern nicht allzugroße Hitze sie so matt und elend mache. Weitere Zeichen der Krankheit erblickte man in unmutiger Trägheit und traurigem Stillesitzen der Bienen. Auch sollen sie alsdann von Zeit zu Zeit einige an die Sonnenwärme herausführen und hier pflegen; endlich trügen sie wie in einem Leichengefolge die Leichname der Verblichenen heraus. Vorzüglich erkrankten sie im Frühling an der Ruhr; auch der Genuß der Blüten der Kornellen und der Wolfsmilch (tithymallus), sowie die Blüten der Ulmen bekommen ihnen nicht gut. Columella meint, daß deshalb in solchen Gegenden, wo diese Bäume und Pflanzen häufig vorkommen, die Bienenzucht nicht recht gedeihen wolle.

Sehr genau hat der Dichter und durchaus zutreffend die äußeren Symptome der vorhandenen Bienenkrankheit beobachtet. „Unmutsvoll und frostig träg" klammern sich die Erkrankten mit den Füßen aneinander. Jeglicher Ausflug hört auf und anstatt der hellen Töne der Freude am Leben erschallt aus dem Innern des Stockes ein dumpfes, langhin gezogenes Surren. Dieses Brausen muß den einzelnen Bienen, die es selbst mit einstimmend in den Klaggesang vernehmen, so schrecklich erscheinen als frostiger Südsturm oder rauschende Meeresbrandung oder aufbrausendes Feuer im verschlossenen Herde dem Menschen. Nicht aber will Virgil mit diesem dreifachen Gleichnisbild sagen, daß das Brausen der hoffnungslos Hinsiechenden für das Gehör des Menschen etwas Schreckliches habe; denn es sind eben doch nur Kranke, welche hier ihre verzweifelnde Stimme erschallen lassen.

Plinius fügt hinzu, daß, sobald der König durch die Seuche hingerafft wurde, alles Volk in unthätigen Schmerz verfalle, keine Speise mehr zu sich nehme und mit traurigem Gesumse um seine Leiche klage. In Wirklichkeit dürfte es aber gerade bei Seuchen zu dieser Katastrophe nicht kommen, indem festgestellt ist, daß gerade die Königinnen gegenüber den verheerenden Krankheiten die größte Widerstandskraft besitzen und bis zuletzt am Leben bleiben, wie denn auch, wenn die eindringende Kälte des Winters oder der unerbittliche Hunger ein ganzes Volk niederstreckt, dir Königin immer als eine der letzten inmitten ihres Volkes stirbt.

Zu Vers 264 ff. Der Dichter führt nun die ihm bekannten, landesüblichen Mittel zur Bekämpfung der Seuchen auf.

Durch künstlich gereichten Honig werden die Ermatteten zunächst gekräftigt. Dann wird mit Galbanumg eräuchert; dasselbe ist ein klebriges Harz, wahrscheinlich unser Mutterharz, Bubon galbanum Linn., welches die Alten auch gegen giftige Schlangenbisse anwendeten. In den gereichten Honig kann man noch einige heilsame Zuthaten bringen: Galläpfel und eingekochten Most oder in Wasser aufgelöste Rosinen nebst Thymian, Centaurium und Amellus.

Centaurea Centaurium Linn., Tausendguldenkraut, dessen bitterer Saft heilsam wirkte und an dem durch Herakles vergifteten Pfeil verletzten Centauren Chiron sich nach der Sage bewährte.

Amellus, eine Asterart, Aster amellus Linn., ist eine in Thälern und auf Hügeln Norditaliens häufig vorkommende Sternblume. Sie treibt aus einer vielfach verwachsenen Wurzel viele Büsche, die Blume selbst, genauer gesagt der Kelch der Blume ist goldgelb, die Blumenblätter schimmern in die Purpurbräune der dunklen Viole. Sie blüht wie alle Asterarten erst gegen den Herbst hin und ist zur Zeit der Heuernte, auf welche die „gemähten Thäler" als Standort hindeuten, noch nicht aus der Erde hervorgekommen.

Die ganze Art und Weise, in der Virgil zum Schluß gerade auf diese besonders heilkräftige Pflanze ausführlichst zu sprechen kommt und die Erwähnung ihres Vorkommens am Ufer des Mella, eines Flüßchens im mantuanischen Gebiete, deuten darauf hin, daß er hier ein Lokalheilmittel seines heimatlichen Gaues beschreibt, das seinen Volksgenossen im übrigen Italien noch nicht bekannt war.

Zu Vers 281 ff. Gegen die schlimmste aller Bienenkrankheiten, die Bienenpest (Faulbrutpest) weiß der Dichter kein natürliches Mittel. Auch die moderne Bienenzucht ist über ein wirklich radikales Heilmittel dieses schrecklichsten aller Schrecken für den davon betroffenen Bienenvater noch nicht im Reinen.

So nimmt Virgil denn seine Zuflucht zur übernatürlichen Kunst der Magie und erzählt in dichterischem Gewand die Fabel von der Bugonie, welche als ein Stück egyptischer Geheimlehre von dem Mutterlande der Magie ihren Weg zu allen Kulturvölkern des Abendlandes, zu Griechen und Römern, auch in die christlich gewordene Menschheit gefunden hat.

Wir schließen hiemit die versprochenen sachlichen Erläuterungen und verweisen betreffs der höchst interessanten Bugonie-Fabel auf den Abschnitt Egypten (II. Teil, Kap. II), wo wir dieselbe ausführlich behandelt haben.

Beilage II.

Bernard de Mandeville's Bienenfabel.*)

(Vorbemerkungen, Urtext und metrische Übersetzung.)

*) Das Gedicht wurde bis jetzt nur einmal ins Deutsche übersetzt und zwar von Dr. G. Ascher (Leipzig, 1818). Im Buchhandel ist dasselbe längst nicht mehr zu haben und befindet sich zur Zeit nur in ganz seltenen Exemplaren in den öffentlichen Bibliotheken unseres Reiches. Das von uns benützte englische Originalexemplar (VI. Auflage, London, 1729) war der Straßburger Universitätsbibliothek entlehnt, die Übersetzung Ascher's der kgl. Universitätsbibliothek in Erlangen. Den tit. Verwaltungen der beiden hohen Anstalten sprechen wir dafür unseren Dank auch an dieser Stelle aus.

Vorbemerkungen.

„We cannot wish, that any work or class of works which has exercised a great influence on the human mind, and which illustrates the character of an important epoch in letters, politics and morals should disappear from the world.“

(Macaulay, Essays IV, 145.)

Von dieſem maßgebenden Votum eines der größten Geiſter und berufenſten Kenner ſeines Volkes geleitet, laſſen wir als weitere klaſſiſche Beilage zu unſerer Bienenſymbolik die in der Litteraturgeſchichte mehr genannte als bekannte und noch weniger richtig verſtandene und gewürdigte Bienenfabel von Bernard de Mandeville folgen.

Von Virgil zu Mandeville, von dem klaſſiſchen Idealismus des unſterblichen Dichters zum verſtandesklaren aber auch verſtandeskalten Materialismus eines Freidenkers — das iſt ein gewaltiger Sprung, wie er größer faſt nicht gedacht werden kann, ſo tief herab wie vom Parnaß der gottverwandten Poeſie auf den kalten, rauhen und nackten Erdboden des gemeinen Alltagslebens, bei deſſen Berührung auch der begeiſtertſte Idealiſt die Wahrheit des Dichterwortes begreift:

„Aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.“

Und doch gehört auch dieſe ſeltſame „Bienenfabel“, wie der Leſer aus dieſen zum Verſtändnis vorausgeſchickten Bemerkungen erſehen möge, ſo gut wie das klaſſiſche Hohelied der Bienen in das Bereich dieſes Buches.

Die „Bienenfabel“ zählt, wie uns die nächste beste Litteraturgeschichte belehrt, zu den merkwürdigsten, höchst charakteristischen Litteraturdenkmalen des vorigen, sogenannten aufklärenden oder philosophischen Jahrhunderts. Ihr vielseitiger kulturhistorischer, ethischer und politischer Inhalt beschäftigte die Litterarhistoriker und Bibliographen bis auf unsere Gegenwart. Die verschiedensten, oft entgegengesetzesten Urteile sind über den Inhalt, die Tendenz und den moralischen Wert der Fabel abgegeben worden und werden bis zur Stunde von der Masse derer, die den Autor nicht näher kennen lernten und aus seiner Zeit heraus verstehen wollten, meist gedankenlos nachgesprochen und nachgedruckt. Handelt es sich doch in dieser Fabel um nichts geringeres als um die fundamentalen Prinzipien der Organisation und des Bestandes der ganzen menschlichen Gesellschaft, speziell um die vielfach bestrittenen Grenzgebiete zwischen Moral und Politik, also um ein Thema, welches gerade in unserer sozial bewegten Zeit doppelte Beachtung verdient.

Der Verfasser der „Bienenfabel“ ist Bernard de Mandeville. Er war um 1670 zu Dordrecht in Holland als Sproß einer dort eingewanderten französischen Familie geboren, hatte in Leyden Medizin studiert und war auch hier zum M. D. promoviert worden auf Grund seiner „Disputatio philosophica de brutorum operationibus“ (Lugdun. Batavor. 1689). Bald darauf war er dauernd nach London übergesiedelt und hatte daselbst als Arzt seine Praxis aufgenommen, in der Folgezeit aber sich, wie es scheint, mehr auf schriftstellerische Thätigkeit verlegt. Er starb in London 1733. Mehr wissen wir über sein Leben nicht. Auch seine zahlreichen Schriften*) geben uns

*) Vgl. Oratio de Medicina. Rot. 1685; Esop dressed or a Collection of Fables, written in Familiar Verse. Lond. 1704; Typhon, in Verse 1704; The Planter's Charity, a Poem 1704; The Virgin Unmasked or female Dialogues, Lond. 1709; Treatise of the Hypochondriac and Hysteric Diseases, Lond. 1710; Free Thoughts on Religion, the Church and National

darüber keinerlei weitere Aufschlüsse. Die große Mehrzahl seines litterarischen Nachlasses ist längst vergessen, bis auf ein Buch, welches gleich nach seinem Erscheinen das lebhafteste Interesse der Zeitgenossen erweckte, zu wiederholten Malen aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt wurde, — die „Bienenfabel", ein standard work, welches das Jahrhundert, in dem es geschrieben wurde, überlebte und dem Verfasser einen Namen in der Litteraturgeschichte seines Volkes erworben hat, bedeutend genug, daß jede Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts ihn nicht übersehen darf.

„Habent sua fata libelli", das gilt auch von dem vorliegenden Buche. Dasselbe ist von dem Autor nicht mit einem Male vollständig fertig geschrieben worden, sondern wuchs aus einem kleinen Kerne, der „Bienenfabel" im engeren Sinne, die wir hier zum Abdruck bringen, hervor, um im Laufe zweier Jahrzehnte zu dem bekannten zweibändigen Werke politischen und philosophischen Inhalts sich zu erweitern. Zuerst erschien 1706 anonym als Six-Penny Pamphlet „the Grumbling Hive or Knaves turn'd Honest", zu deutsch „Der brummende Bienenkorb oder die ehrlich gewordenen Schelme". Das ist unser nachstehendes Gedicht von 433 achtsilbigen jambischen Versen. Im Jahre 1714 kam das bis dahin wenig beachtete Gedicht von neuem heraus, diesmal in Buchform, versehen mit einer „Preface", erweitert durch eine in Prosa geschriebene kleine Abhandlung „an Enquiry into the Origin of Moral Virtue" nebst „Introduction" und durch 20 an die betreffenden Verse der Fabel anknüpfende, nach den Buchstaben des Alphabets ge-

---

Happiness. Lond. 1720; Enquiry into the causes of the Frequent Executions at Tyburn. Lond. 1725; Enquiry into the Origin of Honour and the Usefulness of Christianity in War, Lond. 1732; a Letter to Dion, occasion'd by his Book, call'd „Alciphron or the Minute Philosopher", Lond. 1732, und mehrere andere, die ihm nur zugeschrieben werden.

ordnete „Remarks“. Der Gesamttitel dieser Auflage, welche als eigentliche editio princeps gelten darf, lautete: „The Fable of the Bees or Private Vices, Publick Benefits“ (London J. Roberts). Ihr folgte 1723 die bedeutend vermehrte II. Auflage mit den beiden neuhinzugekommenen Abhandlungen „an Essay on Charity“ und „a Search into the Nature of Society.“ Infolge der mittlerweile gegen den Autor erfolgten heftigen Angriffe in der Presse wurde die 1724 erscheinende III. Auflage*) abermals mit verschiedenen Zusätzen und Anhängen versehen, darunter die „Vindication of the Book“, die IV. Auflage (1725), die V. (1728), die VI. (1732) sind sämtlich unveränderte Abdrücke der III. Nach dem 1733 erfolgten Tode des Autors wurden das ganze Jahrhundert hindurch neue Auflagen veranstaltet, die meisten in London, einige auch außerhalb wie in Edinburgh. Auch wurde die „Bienenfabel“ wiederholt in's Französische übersetzt (1740, 50 und 60) unter dem den In-

*) Der vollständige Titel der „Bienenfabel“, wie er seit der III. Auflage (1724) constant geworden ist, lautet:

The
Fable of the Bees: or,
Private Vices, Publick Benefits.
With an Essay on Charity and Charity-Schools.
And a Search into the Nature of Society

The Sixth Edition

To which is added
A Vindication of the Book from the Aspersions contain'd in a Presentment of the Grand-Jury of Middleessex and an abusive Letter to Lord C.

London:
Printed for J. Tonson, at Shakespeare's Head, over-against Katharine-Street in the Strand
MDCCXXXII.

halt des Buches richtig wiedergebenden Titel: „La Fable des Abeilles, ou les Fripons devenus Honnêtes Gens; avec le Commentaire, où l'on preuve que les Vices des Particuliers tendent à l'avantage du Public.“ Auf die einzige bis jetzt erschienene deutsche Übersetzung (von Dr. S. Ascher, Leipzig 1818) haben wir bereits auf dem Titelblatt dieser Beilage hingewiesen.

Wodurch hat das eigenartige Buch dieses anhaltende, weit über Englands Grenzen hinausgehende Interesse erweckt? Verschiedene Faktoren, deren Motive mehr oder weniger ausgeprägt in demselben enthalten sind, wirkten dazu zusammen.

Zunächst war unsere Fabel vom „brummenden Bienenkorb“ eine zwar beißende, aber treffende Satire auf die damaligen sozialen und politischen Verhältnisse in England. Der Dichter läßt in knappen, aber charakteristischen Skizzen die ganze damalige englische Gesellschaft wie in einer camera obscura an uns vorüberspazieren. Alle Stände und Berufsarten, die höchsten wie die niedrigsten, die geachtetsten wie die verachtetsten, müssen Revue passieren, vom allmächtigen Minister bis zum Gerichtsdiener und Scharfrichter, vom schlachtenberühmten Feldherrn bis zum gemeinen Soldaten, von der wappenstolzen Gentry bis zum Krämer und Landmann herab, der dem Städter schon damals die Butter verfälschte und dafür von diesem selbst wieder betrogen wurde. Für das rege aber nicht vorwurfsfreie Treiben dieser bunten Gesellschaft war „der brummende Bienenkorb“ ein recht glücklich gewählter Titel. Dabei hat Mandeville nicht einmal notwendig gehabt, sich irgendwie einer Übertreibung schuldig zu machen. Alles was die gleichzeitigen oder späteren Geschichtschreiber, ein Hallam, Mahon (Stanhope), Ashton, Beljame, Macaulay und unter den Deutschen ein Schlosser, Hettner und Ranke, von jener Kulturperiode berichten, stimmt nur zu gut mit den Skizzen unseres Autors zusammen. Zug für Zug ließe sich durch Namen und Zahlen belegen. Das „Zeitalter der Königin Anna“, nach welchem der Engländer die ganze Zeit von Wilhelm III. bis zu Georg II. zu bezeichnen

pflegt, war eine für England politisch wie sozial höchst merkwürdige Zeit, groß und reich an Erfolgen in der äußeren Politik, auf den Schlachtfeldern, im Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft. Im grellsten, unvermittelten und fast unerklärlichen Kontraste zu so viel äußerem Glück und Glanz stand aber für alle tiefer Blickende die Thatsache, daß ein gut Teil derjenigen Persönlichkeiten, in deren Hand die Hauptrollen auf der damaligen Bühne des Volkslebens lagen, es an der Bewährung derjenigen Tugenden fehlen ließ, welche sonst als die alleinigen Triebfedern einer normalen Moralität gelten. Die zur Erreichung des Zweckes im großen und kleinen angewendeten Mittel waren nicht selten verwerflichster Art. Betrug und Korruption jeder Art waren an der Tagesordnung in Handel und Wandel. Schein und Heuchelei machten sich in den höchsten wie niederen Ständen und Berufsklassen bis zum Ekel breit. Der damals üblichen Diplomatie und Staatskunst war fast kein Mittel zu schlecht, wenn es nur zum Ziele führte; in dem spanischen Erbfolgekrieg, wo eine Koalition die andere aufhob und ein Traktat den andern im Handumdrehen von der Tagesordnung wegwischte, war in der That von Treue, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht viel zu finden. „Es gehörte zum Charakter des 18. Jahrhunderts", sagt Fr. Chr. Schlosser (Geschichte des XVIII. Jahrh., 4. Aufl., Bd. 1, S. 277), „daß man unter der Königin Anna schon als Grundsatz gelten ließ, daß eine großartige Regierung und Leitung der auswärtigen Angelegenheiten eines großen europäischen Reiches engherzige Wahrhaftigkeit, Treue und Redlichkeit verachten könne oder gar müsse. Die Männer, die unter Anna und den folgenden Regenten den Staat leiteten, waren ihrer Wirksamkeit unbeschadet von der Nation oder von den Gerichten als schlechte und verdorbene Menschen oder als offenbare Betrüger verurteilt worden. Robert Walpole, der mit Ausnahme einer kurzen Zeit unter Georg I. und Georg II. die Angelegenheiten von England und von ganz Europa leitete, war zur Zeit der Königin Anna, ehe

Harley und St. John ein Tory-Miniſterium bildeten, Kriegsſekretär der Whigs und hatte als ſolcher ſeine Freunde bei den Lieferungen für die Armee geſetzwidrig und betrügeriſch begünſtigt. Anna's Tory-Parlament brachte hernach die unſaubere Sache an's Licht, Robert wurde aus dem Parlamente ausgeſtoßen und ſogar verhaftet. Die Art der Beſtechung, die Walpole angewendet hatte, war indeſſen ſo gewöhnlich, daß er ſogleich auf's neue zum Parlamentsmitglied gewählt wurde. Das Parlament that darauf einen ungewöhnlichen Schritt. Es erklärte ihn wegen Pflichtverletzung nnd offenbarer Beſtechung für unwürdig, im gegenwärtigen Parlamente zu ſitzen. Und — dieſer Mann war und blieb hernach an der Spitze des Parlamentes, welches demjenigen unmittelbar folgte, das ihn verurteilt hatte.

Die Häupter der Tories, welche den Utrechter Frieden ſchloſſen, waren nicht rechtlicher als die Whigs und noch dazu weniger patriotiſch, obgleich der Eine von ihnen, St. John oder Lord Bolingbroke an Witz, an Kenntniſſen, an Sprachfertigkeit, überhaupt an Geiſt und Gewandtheit alle ſeine Zeitgenoſſen weit übertraf. Die Verachtung jedes Grundſatzes, welche ſich dieſe Männer zu Schulden kommen ließen, kennen wir um ſo beſſer, als Bolingbroke in dem berühmten, öffentlich bekannt gemachten Briefe an Windham ſich darüber ganz offen erklärt hat und zwar in einer Schrift, welche eigentlich eine Apologie ſein ſollte. In dieſer Schrift verſchweigt außerdem Bolingbroke das Ärgſte: ſeine Kabalen am franzöſiſchen Hofe, ſeinen offenbaren Verrat, ſeine doppelte Unterhandlung, auf der einen Seite mit Hannover auf der anderen mit dem Prätendenten, dem Bruder ſeiner Königin Anna. Alles, was er berichtet, führt indeſſen darauf hin, daß der geiſtreich gottloſe Bolingbroke, der hochkirchliche Graf Oxford und die rechtgläubige und fromme Königin darin übereinkamen, daß die Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten mit Redlichkeit unvereinbar ſei.“ So urteilt unſer Schloſſer, dem man gewiß keine Parteilichkeit hier

zur Last legen kann, über die sehr bedenklichen Grundsätze der damaligen hohen Politik und Leopold Ranke (englische Geschichte Bd. VI. S. 399 u. 577), sowie von Holtzendorff, (Prinzipien der Politik 1869, S. 153—166) bestätigen dieses Urteil voll und ganz.

Nicht besser war es mit der Moralität und Humanität in den breiten Schichten des Volkes selbst bestellt. Macaulay (Gesch. Englands seit dem Regierungsantritt Jakobs II., I. Bd. S. 384 u. 385) schreibt: „Es giebt kaum eine Seite in der Geschichte oder leichteren Litteratur jener Zeit, die nicht irgend einen Beweis enthielte, daß unsere Altvorderen weniger moralisch und human waren als ihre Nachkommen. Die Zucht in Werkstätten, in Schulen, in Privatfamilien war, wiewohl nicht wirksamer als gegenwärtig, aber unendlich härter. Dienstherren von guter Geburt und Erziehung waren gewohnt, ihre Dienstboten zu schlagen. Pädagogen wußten keinen Weg, Kenntnisse beizubringen, als indem sie ihre Zöglinge schlugen. Ehegatten in ansehnlicher Stellung schämten sich nicht, ihre Frauen zu schlagen. Die Unversöhnlichkeit der feindlichen Fraktionen erreichte einen Grad, den wir kaum begreifen. Whigs waren geneigt, zu murren, weil man Stafford sterben ließ, ohne daß er seine Eingeweide vor seinem Angesichte verbrennen sah. Tories schmähten und höhnten Russel, wie seine Kutsche vom Tower zu dem Schafott in Lincolns Inn-Fields fuhr. Ebensowenig Gnade bewies das niedere Volk den Duldern von einem geringeren Range. Wenn ein Frevler an den Pranger kam, so mußte er froh sein, wenn er aus dem Regen von Ziegelstücken und Pflastersteinen mit dem Leben davon kam. Ward er an das Karrenende gebunden (um den Staubbesen zu erhalten), so drängte sich der Haufen um ihn, den Henker beschwörend, es dem Burschen ordentlich zu geben und ihn heulen zu machen. Gentlemen arrangierten an Gerichtstagen Vergnügungspartien nach Bridewell, um die unglücklichen Weiber auspeitschen zu sehen, die dort Hanf brachen. Ein Mann, der, weil er sich

weigerte, Rede zu ſtehen, zu Tode gepreßt*), ein Weib, das wegen Falſchmünzerei verbrannt wurde, erweckten damals weniger Mitgefühl als jetzt für ein wundgeriebenes Pferd oder einen Ochſen, der übertrieben worden, empfunden wird. Gefechte, im Vergleich mit denen ein Boxer-Wettkampf ein verfeinertes und humanes Schauſpiel iſt, gehörten zu den Lieblingszerſtreuungen eines großen Teiles der Stadt. Maſſen verſammelten ſich, um Gladiatoren einander mit tödlichen Waffen in Stücke hauen zu ſehen, und jauchzten vor Entzücken, wenn einer der Kämpfenden einen Finger oder ein Auge verlor. Die Gefängniſſe waren Höllen auf Erden, Pflanzſchulen jedes Verbrechens und jeder Krankheit. Bei den Aſſiſen brachten die abgemagerten und gelben Angeklagten aus ihren Zellen zu dem Gerichtszimmer eine Atmoſphäre voll Geſtank und Peſtilenz mit ſich, die ſie zuweilen bemerkenswert an Richterbank, Barre und Jury rächte. Aber auf all dies Elend blickte die Geſellſchaft mit tiefer Gleichgiltigkeit. Nirgends war jenes feinfühlende und raſtloſe Mitleid zu finden, das in unſerer Zeit einen mächtigen Schutz auf das Kind in den Fabriken, auf die Hinduwitwe, auf den Negerſklaven erſtreckt hat, das in die Vorräte und Waſſerfäſſer jedes Auswandererſchiffes hineinſieht, das bei jedem Hiebe, der auf den Rücken eines betrunkenen Soldaten fällt, mit dem Fuße ſtampft, das nicht dulden will, daß der Dieb in dem Gefängnis ſchlecht genährt oder zur Arbeit übermäßig angeſtrengt werde, und das wiederholt verſucht hat, ſelbſt des Mörders Leben zu retten. Es iſt wahr, daß das Mitleid, wie alle anderen Gefühle, unter der Leitung der Vernunft ſtehen muß und aus Mangel an ſolcher Leitung einige lächerliche und beklagenswerte

*) Nach altengliſchem Rechtsgebrauch wurde einem Angeklagten, welcher jede Antwort und ſelbſt jene formelle Erklärungen, ob er ſich ſchuldig oder nichtſchuldig bekenne und wie er gerichtet ſein wolle, zu geben verweigerte, ein Gewicht auf die Bruſt gelegt, unter dem er ausgeſtreckt blieb, bis er ſprach oder ſtarb.

Wirkungen hervorgebracht hat. Aber je mehr wir die Jahrbücher der Vergangenheit studieren, desto mehr werden wir uns freuen, daß wir in einem barmherzigen Zeitalter leben, in einem Zeitalter, in welchem Grausamkeit verabscheut und in welchem selbst verdienter Schmerz mit Widerstreben und nur aus reinem Pflichtgefühl zugefügt wird. Jede Klasse hat unstreitig durch diese große sittliche Wandlung gewonnen, aber am meisten hat die ärmste, abhängigste und wehrloseste Klasse davon Nutzen gehabt."

Diese und noch viele andere Thatsachen der damaligen öffentlichen und privaten Sittlichkeit muß sich der Leser der Mandevilleschen „Bienenfabel" vor Augen halten, wenn er das gute Recht unserer Satire begreifen und dieselbe nach Form und Inhalt verstehen will.*)

Dazu kommt als besonderer Vorzug, daß der Autor trotz der ihm als Zeitgenossen noch mehr zu Gebote stehenden Überfülle des Stoffes nie weitschweifig wird oder sich in das Einzelne oder Persönliche verliert. Die einzelnen Skizzen sind so kurz und knapp als möglich gezeichnet; die Pointen werden nur angedeutet und der Phantasie des Lesers überlassen, das weitere hinzuzufügen. Die Sprache entbehrt nicht ohne Absicht jedes rhetorischen Schmuckes, über den Mandeville wohl verfügte, wie aus mancher klangvoll schönen Wendung der später beigegebenen Remarks hervorgeht. Die trockene Form vermehrt die Schärfe des Sarkasmus, so daß die einzelnen Worte und Sätze wie scharfe Pfeile in die verwundbaren Seiten des Gegners eindringen. Als illustrierende Pendants zu den einzelnen Skizzen

*) Diese nicht mehr als billige Forderung gegenüber dem vielverkannten Autor stellt auch Dr. Paul Goldbach in seiner von uns benützten Inaugural-Dissertation über „Bernard de Mandevilles Bienenfabel", Halle 1886. Goldbach hat sich durch ein sorgfältiges Quellenstudium um die Textkritik der Fabel verdient gemacht, was wir an dieser Stelle gerne hervorheben, wenn wir auch in der Würdigung der Bedeutung der Fabel dessen Ansicht nicht ganz teilen können.

unſerer „Bienenfabel“ muß man eigentlich die berühmten Zeichnungen Hogarths, eines jüngeren Zeitgenoſſen Mandevilles (geb. 1697, geſt. 1764), in die Hand nehmen. Beide ſind Satiriker. Beiden geht jener künſtleriſche Idealismus ab, der das Kunſtwerk erſt zum Kunſtwerk macht. Beider Darſtellung, ſowohl die des Dichters und Philoſophen als die des Malers, ermangelt der guten Laune harmloſer Kritik, des liebevollen, auch das Herz des Gegners zuletzt überwindenden Humors; dagegen ſprudeln ſie beide über von herber Bitterkeit, Verſtimmung, ſpottender Menſchenverachtung, ergehen ſich mit Vorliebe in Paradoxien und malen die Abgründe des Laſters und der Sittenverderbnis, die zu betreten den Idealiſten ſchaudert, mit einer Art Wohlbehagen in das Breiteſte aus. Und doch iſt Hogarth, der den Namen eines klaſſiſchen Meiſters im Genre- und Sittenbild vollauf verdient, ſowenig ein Karikaturenmaler als Mandeville ein Karikaturendichter oder gar Cyniker, wofür ihn einige kurzſichtige Kritiker ſchon ausgegeben haben. Beide wagen ſich allerdings bis dicht an die äußerſte Grenze des moraliſch Erlaubten hin und gefallen ſich, möglichſt paradox zu erſcheinen und alles auf den Kopf zu ſtellen. Aber beide, Mandeville wie Hogarth, haben ihrem Zeitalter nur den Spiegel vorgehalten. Mit Recht ſagt Thackeray in ſeinen Vorleſungen über die engliſchen Humoriſten von Hogarths Bildern, welche wir die unwillkürliche Illuſtration zu Mandevilles „Bienenfabel“ nennen dürfen, und die eben ſo wie dieſe recht abſichtlich aller Formenanmut in Kompoſition und Vortrag entbehren: „In ihnen lebt England, wie es vor 100 Jahren war, unzerſtörbar leibhaftig fort, der Peer in ſeinem Geſellſchaftszimmer, die Lady in ihrem Boudoir, umgeben von ausländiſchen Sängern und Modehändlern, der Reverend mit ſeiner großen Perrücke, der Gerichtsdiener mit ſeinem Amtsſtock. Wir ſehen, wie der Lordmayor ſein Feſtmahl einnimmt, wie der Verſchwender in ſchlechten Häuſern trinkt, ſpielt und ausſchweift, wie das arme Mädchen in Bridewell Hanf klopft, wie der Dieb mit ſeinen Spießgeſellen die

Beute teilt, seinen Punch im nächtlichen Keller trinkt und seine dunkle Laufbahn an dem Galgen endet. Wir sehen das bewegte und bestechliche Treiben der Parlamentswahlen unter Walpole. Der Haudererwagen rollt in das Wirtshaus. Der Landprediger in seinen charakteristischen Steifstiefeln, mit Päffchen und Leibröckchen trottet in die Stadt und wir denken uns, es sei der gute Adams mit seinen Predigten in der Tasche. Kurz das ganze wunderliche Wesen und Treiben der Fieldingschen und Smolletschen Romane steht hier leibhaftig sichtbar vor unseren Augen."

Ebenso wie Hogarths Bilder sind auch Mandevilles Skizzen keine Satire auf die Tugend und gute Sitte, oder gar, wie übereifrige Sittenwächter schon behaupteten, ein Hymnus auf das Laster und die Frivolität. Wer den Autor der Bienenfabel dessen bezichtigt, thut ihm bitteres Unrecht. Er selber verwahrt sich schon im Vorwort zur I. Auflage (1714) ausdrücklichst gegen diesen Vorwurf, indem er sagt: er habe seit der ersten Veröffentlichung (1706) manchen gefunden, der entweder absichtlich oder irrtümlich die Tendenz seiner Fabel verkannt und behauptet habe, daß ihr Zweck eine Satire auf die Tugend und Moralität sei und das Laster vollends ermuntern wolle Gerade diese falschen Auffassungen hätten ihn bewogen, bei einem eventuellen Neudruck des Buches den Leser über den wahren Zweck dieses „kleinen Gedichtes" näher aufzuklären und deswegen füge er ihm eine Reihe von Anmerkungen und Einzelabhandlungen hinzu.

Diese Vorwürfe, die dem Autor sogar durch die Grand Jury of Middlesex eine Anklage wegen „Prophaneness, Immorality and Irreligion" bei dem Court of the Kings Bench zuzogen und um derentwillen von allen Kanzeln seines Landes Verdammungsreden gegen ihn gehalten wurden, hat Mandeville doch nicht verdient. Er will, allerdings mit scharfer Lauge, die Unvernunft und Thorheit derjenigen zugleich bloßstellen, welche stets schöne Worte machen von dem Reichtum, der Macht und

Blüte ihrer Nation und als beati possidentes die Vorteile dieſes Glückszuſtandes, all die Genüſſe, Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten der höheren Ziviliſation ſich ſchlau zu nutzen machen, dabei aber in phariſäiſcher Weiſe fortwährend murren und klagen über die gleichzeitigen ſittlichen und ſozialen Schäden, die doch vom Anbeginn der Welt da waren, von dem Kulturleben unzertrennlich ſind wie der Schatten vom Licht und gerade in ihrem perſönlichen Leben am allerhäßlichſten zu Tage treten. Dem peſſimiſtiſchen Egoismus zeigt er den Balken im eigenen Auge und die Egoiſten erinnert er ein wenig an ihr eigenes Gewiſſen, damit ſie ſich ſchämen möchten, fortwährend Laſter zu verurteilen, deren ſie ſich ſelbſt ohne Ausnahme allermeiſt ſchuldig machen. Galt doch gerade dieſem Zeitalter das ſcharfe Wort Mahons in vollem Umfang: „Dieſer Miſchmaſch von nationaler Weisheit und Thorheit, von Glückſeligkeit und erſchreckendem Übel ohne jedes Verhältnis!“

Indeſſen beging Mandeville in der Konſequenz ſeiner Satirik, kraft welcher er nicht zurückſteht auch die letzte Gedankenlinie ſeines philoſophiſchen Syſtems auszuziehen, einen formalen Fehler, angeſichts deſſen wir die mißgünſtigen oder übereifrigen Verurteilungen wohl begreifen. Er verliert ſcheinbar allen idealen Boden unter den Füßen, ſchießt über das Ziel hinaus und kehrt das Oberſte zu unterſt und das Unterſte zu oberſt. Denn das bedeutet ſchließlich die paradoxe Schlußfolgerung „Private Vices — Publick Benefits“, welche der Autor der „Bienenfabel“ abſichtlich als weiteren Titel gegeben hat. Welch ein vermeſſenes Wort, wenn man es zum erſtenmale ſo obenhin lieſt oder hört, beleidigend und tief verletzend für jedes geſunde ſittliche Gefühl! Und doch, bei ruhiger Überlegung und näherer Kenntnisnahme der Dinge, auf die es gemünzt iſt, ein wahres Wort, nur zu wahr in der brutalen Wirklichkeit dieſes Kampfes aller gegen alle, genannt Menſchenleben.

Wie kam aber der Autor, der doch ausgeſprochenermaßen zunächſt nur eine zeitgemäße Satire ſchreiben wollte, nach und

nach zu dieſer ſeltſamen, vor ihm unerhörten Paradoxie philoſophiſcher Weltbetrachtung?

Einige Kritiker, darunter der um die Litteraturgeſchichte des 18. Jahrhunderts wohlverdiente H. Hettner (Litt.-Geſch. d. 18. Jahrh. I. Bd. S. 200 ff.) erblicken in dieſer letzten, zweiſchneidig ſcharfen Spitze des Mandevilleſchen Syſtems einen verdeckten Vorſtoß gegen die damals herrſchenden philoſophiſchen Theorien Shaftesburys. In der That läßt ſich auch unſchwer ein direkter Gegenſatz der Prinzipien zwiſchen Shaftesbury und Mandeville nachweiſen. Jener verteidigt die Theorie der beſten Welt und rühmt die natürliche Tugendliebe und Tugendfähigkeit des Menſchen; dieſer zeigt die Kehrſeite der Münze und predigt die Schlechtigkeit der Welt, die Unfähigkeit der Menſchen zur Tugend, ja die unumgängliche Notwendigkeit zum Böſen als treibendes Moment des geſellſchaftlichen Lebens. Nicht ohne Scharfſinn weiſt Mandeville in den der Fabel beigegebenen Geſprächen zwiſchen Cleomenes und Horace nach, das Shaftesbury in ſeiner äſthetiſchen Schwärmerei den Menſchen viel zu ſehr ins Schöne gemalt habe. Die Tugend, zu der dieſer ermuntere, ſei nur die Übereinſtimmung ſelbſtſüchtiger Neigungen mit gewiſſen Forderungen des Allgemeingefühls. Wo dieſe Neigungen zufällig nicht den Grad der Ausbildung erlangt hätten, daß ſie in der Ausübung der Tugend ihren Coincidenzpunkt finden, ſei ja dieſelbe überhaupt unmöglich, oder doch nur ein Privilegium der bevorzugten Klaſſen. Shaftesburys Philoſophie ſei recht eigentlich eine Philoſophie der Gentlemen. Die Tugend aber dürfe nicht einer durch ihre Lebensſtellung bevorzugten Klaſſe von Menſchen allein zu gute kommen, ſondern ſei, weil für alle Menſchen bindend und verpflichtend, auch von allen zu üben. Sie beſtehe nicht in der äſthetiſchen Befriedigung unſerer Neigungen, ſondern in der Überwindung und Unterdrückung derſelben. Somit erſcheint die Tugend bei Mandeville vorzugsweiſe als Pflicht, was zur Würdigung desſelben nicht überſehen werden wolle. Auch der Satiriker kann ernſt reden; nur darf er da, wo er

es thut, nicht gleich satirisch gedeutet werden. Unseres Erachtens ist es aber weder die Satire, noch die vorgetragene philosophische Polemik, was Mandeville einen bleibenden litterarischen Namen eingetragen hat. Sein Verdienst und Ruhm liegt auf einem ganz anderen Gebiet, auf dem erst nach ihm als Domäne der Wissenschaft behandelten und gerade in unseren Tagen als höchst wichtig erkannten Gebiete der Sozialpolitik, des gesellschaftlichen Lebens.

Dazu bot sich für den Autor in dem von ihm satirisch behandelten Kontraste zwischen der hohen politischen und wirtschaftlichen Blüte seiner Nation einerseits und dem daneben hergehenden selbstsüchtigen Gebaren der einzelnen Staatsbürger andererseits ein durch Zeit und Umstände motivierter, glücklicher Ausgangspunkt. Der auffallende Kontrast ist für den Autor keine unvermittelte, unnatürliche Zeiterscheinung, sondern ein kategorisches, mehr oder weniger notwendiges Ergebnis jeder Volksentwicklung, ja der fortschreitenden Kultur der Menschheit selbst, sofern dieselbe nun einmal ist, wie sie ist, nicht wie sie sein sollte und in den Köpfen der optimistischen Idealisten sich ausmalt. Hier hat der Geist Mandevilles eine Entdeckung gemacht und zwar von größter Tragweite. In der Wirklichkeit des Lebens arbeitet nicht bloß die Tugend als guter Engel an dem Aufbau des Volkslebens mit von Geschlecht zu Geschlecht, sondern der böse Geist der Selbstsucht, gefolgt von einer zahllosen Schar von Lastern aller Arten und Abstufungen, hat gleichfalls seine Hand im Spiel. An dem Webstuhl der Zeit mag die Tugend noch so sehr der Zettel des Gewebes sein; der Einschlag der Selbstsucht kann nicht behindert und geleugnet werden. Nicht nur die Engländer, welche Mandeville zunächst im Auge hat, auch die mit ihnen um die Weltherrschaft damals noch wetteifernden Holländer, und vorher die Spanier, die Portugiesen und die stolze Republik von Sankt Markus, kurz alle die mächtigen seefahrenden Nationen unserer abendländischen Ära, eine nach der anderen, haben dem Grund-

satz gehuldigt: „Für uns die Freiheit, gegen andere das Monopol!“ — eine Staatsraison, deren Gleißnerei unser sittliches Gefühl für Wahrheit und Recht empören würde, wenn nicht eben diese Monopolisierung, als selbstsüchtige Wahrung der eigenen Volksinteressen, zuletzt doch der gesamten europäischen Gesittung, der Kultur der Menschheit Gewinn gebracht hätte. Unser Dichter hat recht:

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.“

Hat Hugo Grotius in seiner denkwürdigen Schrift über das „mare liberum“, der er den vielsagenden Nebentitel „de jure quod Batavis competit ad Indiana commercia“ anders gelehrt? Ihr Kernsatz: „Nach Völkerrecht haben alle Menschen die Freiheit, mit einander Handel zu treiben“ wird praktisch dahin ausgelegt: „Die Holländer segeln frei in alle Welt und suchen im Auslande durch jedes Mittel die fremden Konkurrenten zu verdrängen.“ Ist es nicht eine von Spinoza erdachte Staatsmaxime, jene furchtbare Lehre: „Ein Vertrag zwischen Völkern besteht, solange seine Ursache besteht, die Furcht vor Schaden oder die Hoffnung auf Gewinn?“*)

Wie im großen so im kleinen. Auch das soziale Leben im engeren Sinn, das Streben und Wirken der verschiedenen Stände und Berufsklassen, welches die „Bienenfabel“ satirisch charakterisiert, das ganze öffentliche und private Leben der Gesellschaft wird von dem Geiste der härtesten Selbstsucht wie von einem Sauerteig durchdrungen, der sich als unentbehrlich scheinendes Ferment unseres Kulturlebens erweist, und zwar in um so höherem Grade und in um so breiterer Ausdehnung, je reicher und mächtiger der jeweilige Staat, je komplizierter das

*) Vgl. D. J. B. Küchelbecker „Allerneueste Nachricht vom Königreich Engelland.“ 1737. S. 13, 165—168. Chamberlayne, Present. State of England, S. 38, 41, 74.

Volksleben, je gesteigerter die Kultur ist. Überall sehen wir — manche strahlende Großthat der Geschichte und manches Kraftgenie könnte dafür als Beweis angeführt werden — einen Teil jener geheimnisvollen Kraft, die, um mit Goethes „Faust“ zu reden,

„stets das Böse will
Und stets das Gute schafft.“

In Anbetracht der angeborenen Leidenschaften und Schwächen der menschlichen Natur kann es gar nicht anders sein. Auch der strengste Sittenrichter kann sich der Wahrheit der Thatsache nicht verschließen, daß die ganze Reihe sittlicher Schwächen und Mängel, an denen unser Geschlecht krankt, Eitelkeit, Hochmut, Ehrgeiz, Neid, Genußsucht, Luxus u. s. f., die Mandeville in drastischer Weise als Laster bezeichnet, kraft einer wunderbaren Verkettung von Ursache und Wirkung indirekt manches Gute und Schöne im Gefolge hat. Mit dem steigenden Lebensgenuß wächst Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie. Tausend fleißige Hände erhalten dadurch Arbeit und Lebensunterhalt. Deshalb wird kein Vernünftiger das direkte Verhältniß von Ursache und Wirkung auf den Kopf stellen und die Selbstsucht und das Laster als Quelle der öffentlichen Wohlfahrt preisen. Das wäre die Verneinung der sittlichen Weltordnung, in der wir leben und ohne deren Anerkennung unser ganzes Dasein ziellos und unsittlich ist. Gegen diese wollte auch Mandeville nicht schreiben. Er verwahrt sich wiederholt dagegen, als ob er die Absicht habe, „to debauch the Nation“, wie ihm im Wortlaute der Anklageschrift der Grand Jury of Middlesex zur Last gelegt wurde. Die Paradoxie „Private Vices — public Benefits“ habe er nur gewählt, um dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, was man dem Autor doch wohl gelten lassen kann. Die Schrift müsse überhaupt cum grano salis genossen werden. Auch habe er, wie er ausdrücklich hervorhebt, nicht für alle und jeden aus dem Volke geschrieben; er wende sich hauptsächlich an die Magistrate und Politiker von

Fach, überhaupt an den denkenden Teil der Menschheit; sein Buch sei keine Unterhaltungslektüre für das urteilslose Volk und für die unreife Jugend beiderlei Geschlechtes.

Trotzdem wurde Mandeville als Sophist und Cyniker ausgeschrieen und als Vorläufer der französischen Encyklopädisten, vor allem eines Voltaire und Helvetius gebrandmarkt. Es geschah ihm Unrecht damit und der Folgezeit blieb es vorbehalten, ihn besser zu verstehen und den von ihm erstmals entdeckten und wissenschaftlich vertretenen, sozial-politischen Lehren die wohlverdiente Beachtung zu schenken. Es sind nicht die letzten unter den Männern der Wissenschaft, welche den hohen volkswirtschaftlichen Wert der in der „Bienenfabel" niedergelegten Lehren rühmend anerkennen.

Kein geringerer als Adam Smith, der eigentliche Begründer der Nationalökonomie als Wissenschaft, hat eines seiner bedeutsamsten Prinzipien, dasjenige der Arbeitsteilung in der Gesellschaft, von Mandeville entlehnt und seinem klassischen Hauptwerke der Volkswirtschaftslehre (nature and causes of the Wealth of Nations. I edit. 2 vols. 1776) eingefügt. Wilhelm Roscher, der erste Kenner auf diesem Gebiete unter den Fachmännern deutscher Zunge, hat diese Abhängigkeit Smiths von Mandeville in dem genannten Punkte in einer für die Originalität des letzteren besonders ehrenden Weise anerkannt (vgl. „Zur Geschichte der englischen Volkswirtschaftslehre". Leipzig 1857, S. 123). Mandevilles Ansichten über die moralisch zweifelhaften Mittel der Politik sowie über die staatliche Beschränkung bestehender sozialer Übelstände und Unsittlichkeiten, „soweit deren gänzliche Ausrottung unthunlich und deren Nichtbeachtung gemeinschädlich ist," sind im wesentlichen dieselben, welche Holtzendorff als moderne Staatsmaximen in seinen „Prinzipien der Politik" (Berlin 1869, S. 175 ff.) aufführt. Macaulay (critic and historic Essays I, 7) würdigt in besonders rühmender Weise Mandeville als Beobachter und Menschenkenner, mit dem er keinen geringeren als den größten

Charakterdichter aller Zeiten, Shakespeare, vergleichen möchte und meint: „Wenn Shakespeare ein Buch über die Motive des menschlichen Handels geschrieben hätte, so würde es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht halb so viel geschickte Schlüsse über den Gegenstand enthalten haben als die „Bienenfabel". Freilich würde auch Mandeville, so ausgezeichnet er es verstehe, Charaktere in ihre Elemente aufzulösen, kaum imstande gewesen sein, einen solchen Charakter wie etwa Jago zu komponieren." Craik (compendious History of Engl. Lit. Lond. 1875 Vol. II, p. 252 ff.) nennt die „Bienenfabel" „das bemerkenswerteste philosophische Werk seiner Zeit". Was immer der philosophische Wert oder Unwert des darin niedergelegten Systems sein möge, jedenfalls sei der Gegenstand, welchen der Autor behandelt habe, „kein unmoralischer." Leider sei aber das Buch eines von denjenigen, die „mehr genannt als überhaupt gekannt seien".

Wir fassen zum Schluß unser Urteil über das interessante Buch dahin zusammen:

Mandevilles „Bienenfabel" hat weniger einen poetischen als einen philosophischen Wert und ist für die Geschichte der Sozialpolitik und Volkswirtschaft von bleibender Bedeutung. Ob man die letztere annimmt oder verwirft, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Ein anderer ist der Standpunkt des Theologen und Moralisten, ein anderer derjenige des Empirikers und Nationalökonomen.

Jedenfalls steht fest und diese Thatsache allein schon gereicht jedem Verehrer und Freunde der Bienen zur Freude, wenn er weiß, daß unter den zahlreichen Satiren*) und Fabeln, welche den wunderbaren Bienenstaat zum Gegenstand haben, auch ein klassisches Werk sich befindet. Darum dürfte in einem Buche, welches neben dem ästhetisch Schönen und Guten auch

*) Vgl. aus neuerer Zeit Karl Vogt, „Untersuchungen über Tierstaaten" 1851 und „Altes und Neues aus Tier- und Menschenleben," Frankfurt 1859.

das weniger anziehende Wirkliche und Wahre aus der Weltlitteratur zum Werte kommen laſſen möchte, ſofern es in dem Leben des Bienenvolkes ein wirkſames ſymboliſches Subſtrat der Darſtellung gefunden hat, Mandevilles epochemachende Bienenfabel nicht fehlen.

Noch gilt aller grauen Theorie und endloſen Prinzipienſtreiterei zum Trotz das Wort, welches Mandeville ſeiner Fabel auf den Weg als Motto mitgegeben hat, eines der beſten aus der praktiſchen Staatsweisheit der Alten: „Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat“ (Cicero de natur. deor. II).

A spacious Hive well stockt with Bees,
That liv'd in Luxury and Ease;
And yet as fam'd for Laws and Arms,
As yelding large and early Swarms;
Was counted the great Nursery
Of Sciences and Industry.
No Bees had better Government,
More Fickleness, or less Content:
They were not Slawes to Tyranny,
Nor rul'd by wild Democracy;
But Kings, that could not wrong, because
Their Power was circumscrib'd by Laws.
These Insects liv'd like Men, and all
Our actions they perform'd in small:
They did whatever's done in Town,
And what belongs to Sword or Gown:
Tho' th'artfull Works, by nimble Slight
Of minute limbs, scap'd human sight;
Yet we've no Engines, Labourers,
Ships, Castles, Arms, Artificers,
Crafs, Science, Shop or Instrument,
But they had an Equivalent:
Which, since their Language is unknown,
Must be call'd, as we do our own.
As grant, that among other Things,
They wanted Dice, yet they had Kings;
And those had Guards; from whence we may
Justly conclude, they had some Play;
Unless a Regiment be shewn
Of Soldiers, that make use of none.
Vast Numbers throng'd the fruitful Hive;
Yet those vast Numbers made 'em thrive;
Millions endeavouring to supply
Each others Lust and Vanity;

Gemächlich und zufrieden lebt' einſtmals
In einem ſchönen Stock ein Bienenſchwarm,
Der ſich durch gute Ordnung, ſtrenge Zucht,
Durch Fruchtbarkeit und Thätigkeit ſo hob,
Daß Wiſſenſchaft und Kunſt in ſeinem Kreiſe
Die ſchönſte Pflege fand. Nie hatte man
Ein Bienenvolk, trotz ſeines leichten Sinnes
Und Unbeſtands, wohl weislicher beherrſcht
Geſehn, denn weder der Tyrannen, noch
Der wilden Demokraten Eigenſinn
Gehorchte es. Nein! Milden Königen,
Die das Geſetz in kurzem Zügel hielt.
Es lebte dieſe Brut dem Menſchen ähnlich
Und ahmt' im kleinen ſeine Sitten nach.
Die Städtern eigene Betriebſamkeit,
Und einen Wehr- und Lehrſtand pflegte ſie.
Kein menſchlich Aug' gewahrte zwar das Reich
Der Kunſt, das hier behende Thätigkeit
Sich ſchuf. Allein es fanden ähnliche
Der Künſte und Gewerbe, welche wir
Zu Waſſer und zu Land', im Kriege und
Im Frieden pflegen, ſich auch hier. Obgleich
Unwiſſenheit in ihrer Sprache uns
Die unſre ihnen hier zu leihen, zwingt.
So war das Würfelſpiel zum Beiſpiel dort
Zwar nicht bekannt, allein die große Zahl
Von Söldnern, welche ihre Könige
Stets auf den Beinen hatten, läßt uns wohl
Vermuten, daß ſie andre Spiele kannten. Denn
Wo giebt es Militär von Spielſucht frei?
Von unzählbarer Menge ſah man dort
Den ſchönen Stock belebet und beſeelt,
Von der viel Tauſende der Eitelkeit,
Dem Ehrgeiz derer ihre Kräfte liehen,

While other Millions were employ'd,
To see their Handy-works destroy'd;
They furnish'd half the Universe;
Yet had more Work than Labourers.
Some with vast Stocks, and little Pains;
Jump'd into Bussiness of great Gains;
And some were damn'd to Sythes and Spades,
And all those hard laborious Trades;
Where willing Wretches daily sweat,
And wear out Strength and Limbs to eat.
While others follow'd Mysteries,
To which few Folks bind Prentices;
That want no Stock, but that of Brass,
And may set up without a Cross;
As Sharpers, Parasites, Pimps, Players,
Pick-pockets, Coiners, Quacks, South-sayers,
And all those, that in Enmity,
With downright Working, cunningly
Convert to their own Use the Labour
Of their good-natur'd heedless Neighbour.
These were call'd knaves, but bar the Name,
The grave Industrious were the same:
All Trades and Places knew some Cheat,
No calling was without Deceit.
The Lawyers, of whose Art the Basis
Was raising Feuds and splitting Cases,
Oppos'd all Registers, that Cheats
Might make more Work with dipt Estates;
As wer 't unlawfull, that one's own,
Without a Law-Suit, should be known.
They kept off Hearings wilfully,
To finger the refreshing Fee;
And to defend a wicked Cause,
Examin'd and survey'd the Laws,
As Burglars Shops and Houses do,
To find out where they 'd best break through.
Physicians valu'd Fame and Wealth
Above the drooping Patient's Health,
Or their own Skill: The greatest Part
Study'd, instead of Rules of Art,
Grave pensive Looks and dull Behaviour,

Die im Genuſſe fremder Arbeit nur
Des Lebens ſich zu freu'n geſchaffen ſind.
Bei aller Thätigkeit der Tauſende
Ward aber dem Bedürfnis nicht genügt.
Hier ſah man Reiche, denen unverhofft
Ein großer Handel viel Gewinn beſchert;
Dort wieder manche, denen mit der Senſe,
Dem Spaten und der ſauern Arbeit viel,
Im Schweiße ihres Angeſichts zur Not
Ein täglich Leben nur gefriſtet wird.
Indes es wieder andre gab, die ſich
Gewerben weihten, welche nicht durch Fleiß,
Ausharrende Geduld, durch Geld und Gut
Und ſorgenvolle Arbeit ihren Mann
Erhalten. Von dem Schlage iſt das Heer
Glücksritter und Schmarotzer nebſt dem Troſſe
Von Weibermaklern, Kartenſpielern und
Quackſalbern, Taſchendieben — der Klub
Der Gauner, der zu ſeinem Vorteil ſich
Der Güte andrer zu bedienen weiß.
Zwar ward der Name Schelm nur dieſem Schlag'.
Allein, es war wohl kein Gewerb, kein Dienſt,
Beruf, der nicht die feinen Künſte des
Betrugs auf ſeine Art zu üben wußte.
So brauchten Rechtsverſtänd'ge auch hier,
Dem Kanon ihrer Wiſſenſchaft gemäß,
Chikanen aller Art, um nach der Form
Gerechtes Eigentum zu plündern, und
Als wär' es ohne richterlichen Spruch
Gewiſſenlos ſich Recht zu ſchaffen, fand
Man ſie für gute Sporteln oft erbötig
Vertreter jedes Rechts zu ſein und, um
Der Liſt und dem Betrug Sieg zu erſchleichen,
Die Lücken der Geſetze — Dieben gleich,
Die ſich zum Einbruch die Gelegenheit
Beſehen — zu erforſchen ſtets bemüht.
Der Ärzte Schar war Ruf und Geld genehmer
Als alle Kunſt und alles Heil, die ſie
Dem Siechen zu verleihn berufen ſind.
Die meiſten ſuchten durch des Tiefſinns und
Des Ernſtes Miene aller Laien Auge

To gain th' Apothecary's Favour;
The Praise of Mid wives, Priests and all
That serv'd at Birth or Funeral
To bear with th' ever-talking Tribe,
And hear my Lady's Aunt prescribe;
With formal Smile, and kind How d'ye,
To fawn on all the Family.
And, which of all the greatest Curse is,
T' endure th' Impertinence of Nurses.
Among the many Priests of Jove,
Hir'd to draw Blessings from Above,
Some few were Learn'd and Eloquent,
But thousands Hot and Ignorant:
Yet all pass'd Muster that could hide
Their Sloth, Lust, Avarice and Pride;
For which they were as fam'd as Tailors
For Cabbage, or for Brandy Sailors.
Some meggre-look'd, and meanly clad,
Would mystically pray for Bread,
Meaning by that an ample Store,
Yet lit'rally received no more;
And, while these holy Drudges starv'd,
The lazy Ones, for which they serv'd,
Indulg'd their Ease with all the Graces
Of Health and Plenty in their Faces.
The Soldiers, that were forc'd to fight,
If they surviv'd, got Honour by't,
Tho 'some, that shunn'd the bloody Fray,
Had Limbs shot off, that ran away:
Some valiant Gen'rals fought the Foe
Others took Bribes to let them go:
Some ventur'd always where 't was warm,
Lost now a Leg, and then an Arm;
Till quite disabled, and put by,
They liv'd on half their Salary:
While others never came in Play,
And staid at Home for double Pay.
Their Kings were serv'd, but Knavishly,
Cheated by their own Ministry:
Many, that for their Welfare slaved
Robbing the very Crown they saved:

Zu täuſchen und der Apotheker, der
Hebammen und der Prieſter, kurz die Gunſt
All' derer zu erſchleichen, denen von
Geburt und Sterblichkeit Gewinn erwächſt.
Erkünſtelte Geduld bewies der Arzt
Dem nimmer ſatt ſich plaudernden Geſchlecht;
Mit Freundlichkeit hört' er die Tanten an
Begrüßt' er den verwandten Kreis und hielt
Er Widerſpruch ſelbſt von den Ammen aus.
Von der, des Himmels Segen zu erflehen
Beſold'ten Prieſterſchaft, war leider nur
Die Anzahl klein, die ſich durch Wiſſenſchaft,
Beredſamkeit empfahl. Für einen fand
Man Tauſende, die Stolz, Unwiſſenheit
Aufblähte, und trotz aller Kunſt, die ſie
Aufwandten, ſich nicht blos zu ſtellen, ſah
Man ſie — wie Schneider nach dem Endchen Tuch,
Matroſen nach Genever — ſtets nach Geld
Und Würden haſchen. Selbſt die, welche ſich
Verhungert und zerlumpt im Frömmler-Tone
Nur Brot — im Wortverſtande ihre Koſt —
Erflehten, waren doch nicht weniger
Vom Geiz gequält. Indeß ſie darbten, fand
Man ihre Oberen bei munterm Sinne
Und Überfluſſe ſich des Lebens freuen.
Nach einer überlebten Schlacht fand ſich
Der Krieger Heer mit Ehren überhäuft.
Doch gab es unter ihm wohl manchen, der
Ein Glied auf ſeiner ſcheuen Flucht verlor.
Trieb hier ein Feldherr mutig ſeinen Feind
Zu Paaren, ließ ein andrer dort für Geld
Ihm Zeit davon zu gehn. Ein Krieger, welcher
Da, wo der Kampf am heftigſten geweſen,
Sein Leben wagte, und als Krüppel ſich
Nach ſeiner Heimat ſchleppen mußte, kam
Auf halben Sold, indeſſen der, der nie
Das Pulver roch, den Sold gedoppelt zog.
Von ihren erſten Räten waren hier
Die Könige durch Ränke aller Art
Oft irr' geführt. Sehr viele ſchwitzten für
Der Krone Heil und plünderten hernach

Pensions were small, and they liv'd high,
Yet boasted of their Honesty.
Calling, whenc'ver they strain'd their Right,
The slipp'ry Trick a Perquisite;
And when Folks understood their Cant,
They chang'd that for Emolument.
Unwilling to be short or plain,
In any thing concerning Gain;
For there was not a Bee but would
Get more, I won't say, than he should;
But than he dar'd to let them know,
That pay'd for 't; as your Gamesters do,
That, tho' at fair Play, ne'er will own
Before the Losers what they 've won.
But who can all their Frauds repeat?
The very Stuff, which in the Street
They sold for dirt t' enrich the Ground
They often by the Bugers found
Sophisticated with a quarter
Of good-for-nothing Stones and Mortar;
Tho' Flail had little Cause to mutter,
Who sold the other Salt for Butter.
Justice her self, fam'd for fair Dealing,
By Blindness had not loft her Feeling;
Her left Hand, which the Scales should hold,
Had often dropt 'em brib'd with Gold;
And, tho' she seem'd Impartial,
Where Punishment was corporal,
Pretended to a reg'lar Course,
In Murther, and all Crimes of Force;
Tho' some, first pillory'd for Cheating,
Were hang'd in Hemp of their own beating;
Yet, it was thought, the Sword she bore
Check'd but the Desp'rate and the Poor;
That urg'd by meer Necessity,
Were ty'd up to the wretched Tree
For Crimes, which not deserv'd that Fate,
But to secure the Rich and Great.
Thus every Part was full of Vice,
Yet the whole Mass a Paradise
Flatter'd in Peace, and fear'd in Wars,

Zu ihrem eig'nen ſie. Bei mager'm Solde
Verzehrten alle viel und prahlten doch
Mit ihrer Ehrlichkeit. Dem Vorteil, welchen
Sie ſich auf Seitenweg' erhaſchten — ſonſt
In ihrer Sprache Sportelchen genannt —
Kam oft man auf die Spur; allein dann ward,
Um Habſucht ſchimpflich nicht zu ſtellen, ihm
In ſchöner Form ein höhrer Nam' verliehn.
Kurz, keine Biene gab es, welche nicht —
Ich will nicht ſagen mehr ergatterte
Als billig wäre — den Gewinn, den ihr
Gewerb ihr ſchuf, Uneingeweihten zu
Verbergen wußte, gleich der Spielerzunft,
Die nie im Glück vor dem Verlierer den
Gewonnenen Betrag zu zählen pflegt.
Doch, wer vermag all' die Betrügereien
Hier aufzuzählen! Ging es doch ſo weit,
Daß ſelbſt dem Landmann aller Dünger, welchen
Er in der Stadt oft aufzukaufen pflegt,
Mit Mörtel und mit Schutt verfälſcht, für rein
Verhandelt ward. Er murrte nicht; denn er
Verfälſchte ſeine Butter ſtets mit Salz.
Der nicht zu blendenden Gerechtigkeit,
Mit dem Geſicht nicht des Gefühls beraubt,
Entſank, oft trunken von des Geldes Reizen,
Die Wagſchal', welche ihre Linke hält.
Trotz ihrem Schein' von Unparteilichkeit,
Da wo ihr Urteil Leib und Leben galt —
Der Vorſicht, die ſie zu verraten ſchien,
Wo Mord und Raub zu unterſuchen war —
Und trotz daß oft ſie den zum Strang' verdammte,
Der eben erſt am Pranger ſtand, war doch
Der Glaube allgemein, daß jenes Schwert,
Das ihre Rechte zierte, Armſelige,
Verzweifelte nur treffen konnt', nur die
Durch Not Verleiteten zur ſchimpflichſten
Der Strafen zog, die ihr Vergehen nicht,
Jedoch der Großen Heil, laut forderte.
War Laſter auch mit jedem Stand verknüpft,
So blieb das Ganze doch ein Paradies.
Der Staat, beliebt im Frieden, und im Kriege

They were th' Esteem of Foreigners,
And lavish of their Wealth and Lives,
The Balance of all other Hives.
Such were the Blessings of that State;
Their Crimes conspir'd to make them Great;
And Virtue, who from Politicks
Had learn'd a Thousand Gunning Tricks,
Was, by their happy Influence,
Made Friends with Vice: And ever since,
The worst of all the Multitude
Did something for the Common Good.
This was the State's Craft, that maintain'd
The Whole of which each Part complain'd:
This, as in Music Harmony
Made Jarrings in the main agree,
Parties directly opposite,
Assist each other, as 't were for Spight
And Temp'rance with Sobricty,
Serve Drunkenness and Gluttony.
The Root of Evil, Avarice,
That damn'd ill-natur'd baneful Vice,
Was Slave to Prodigality,
That noble Sin; whilst Luxury
Employ'd a Million of the Poor,
And odious Pride a Million more.
Envy it self, and Vanity,
Were Ministers of Industry;
Their darling Folly, Fickleness,
In Diet, Furniture and Dress,
That strange ridic'lous Vice, was made
The very Wheel that turn'd the Trade.
Their Laws and Clothes were equally
Objects of Mutability.
For, what was well done for a time,
In half a Year became a Crime;
Yet while they alter'd thus their Laws,
Still finding and correcting Flaws,
They mended by Inconstancy
Faults, which no Prudence would foresee.
Thus Vice nurs'd Ingenuity,
Which join'd with Time and Industry,

Gefürchtet, ſah im Ausland ſich verehrt,
Da Gut und Blut ein kleines Opfer nur
Ihm war, das Gleichgewicht im Staatenkreiſe
Der Bienenvölker zu erhalten; Übelthaten
Selbſt vermehrten ſeine Größe. Der Genius
Der Tugend, welcher bei Politikern
Gelernet hatte tauſend Ränkekünſte,
Schloß, bei dem mächt'gen Einfluß dieſer,
Den Bund der Freundſchaft mit dem Laſter; und der Schelm
Der ärgſte in der ganzen großen Maſſe,
Trug etwas bei zum allgemeinen Beſten.
Nur die gewandte Kunſt des Staats erhielt
Ein Ganzes hier, das jedem Teile nicht
Genügte. Doch ſo wie die Harmonie
Der Tonkunſt ihre ſüßen Zauber ſtets
Durch Diſſonanzen nur erhöht: ſo ſchuf
Ein inn'rer Groll auch hier die Bande des
Geſellſchaftkreiſes, ſo daß Nüchternheit
Sich oft im Dienſt der Schwelgerei befand.
Der Übel Wurzel, Geiz, dies die
Natur und Menſchlichkeit verpeſtende
Gebrechen, war des edlen Laſters der
Verſchwendung Sklave. Schuf der Luxus hier
Für Millionen Arme Nahrung, ſo
Ernährte Hochmut eine größ're Zahl.
Selbſt durch den Neid und durch die Eitelkeit
Ward edlem Fleiß die ſchönſte Pfleg' zu teil.
Der kindiſche und eitle Unbeſtand
In Lebensart, Bekleidung und Gerät,
Das lächerlichſte aller Laſter, war
Des Handels größtes Triebrad hier.
Geſetz und Kleid verblieb in gleichem Grad'
Der Mode Unterthan, ſo daß was Recht
Auf eine Zeitlang war, Verbrechen im
Verlaufe von ſechs Monden ward.
In dieſem ew'gen Wechſel der Geſetze fand
Der Scharfblick aber manche Fehler zu
Verbeſſern. Unbeſtändigkeit lehrt' hier,
Was Vorſicht keinem zu erkennen gab.
So führte Edelmut, durch ſchlauen Sinn
Genährt, und nach und nach mit thätiger

Had carry'd Life's Conveniences,
It's real Pleasures, Comforts, Ease,
To such a Height, the very Poor
Liv'd better than the Rich before,
And nothing could be added more.
How vain is mortal Happiness!
Had they but known the Bounds of Bliss;
And that Perfection here below
Is more than Gods can well bestow:
The Grumbling Brutes had been content
With Ministers and Government.
But they, at every ill Success,
Like Creatures lost whithout Redress,
Curs'd Politicians, Armies, Fleets;
While every one cry'd, Damn the Cheats,
And would, tho' conscious of his own,
In Others barb'rously bear none.
One, that had got a Princely Store,
By cheating Master, King and Poor,
Dar'd cry aloud, the Land must sink
For all its Fraud; and whom d'ye think
The Sermonizing Rascal chid?
A Glover that sold Lamb for Kid.
The least Thing was not done amiss,
Or cross'd the Publick Business;
But all the Rogues cry'd brazenly,
Good Gods, had we but Honesty?
Merc'ry smil'd at th' Impudence,
And others call'd it want of Sense,
Always to rail at what they lov'd:
But Jove with Indignation mov'd,
At last in Anger swore, He'd rid
The bawling Hive of Fraud; and did.
The very Moment it departs.
And Honesty fills all their Hearts;
There shews 'em, like th' Instructive Tree,
Those Crimes which they 're asham'd to see;
Which now in Silence they confess,
By blushing at their Ugliness:
Like Children, that would hide their Faulds,
And by their Colour own their Thoughts:

Betriebſamkeit vereint, den großen Kreis
Der Lebensfreuden in dem Grade von
Vollkommenheit herbei, der Armen jetzt
Ein beſſ'res Leben als dem Reichen ſonſt
Beſchied und keinen nichts mehr wünſchen ließ.
Doch welcher Unbeſtand hauſ't nicht im Wohl
Der Sterblichen! Hätt' nur die Bienenbrut
Desſelben Ziel erkannt, hätt' ſie bedacht,
Daß die Unſterblichen Vollkommenheit
In ihrer Mitte zu erhalten nicht
Vermögend ſind; gewiß ſie hätte nicht
An ihrem Staate und an jedem der
Machthaber ſtets gekrittelt. Doch ſo gab
Bei jedem Unfall ſie, als wär' bereits
Ihr Untergang gewiß, Miniſter, Land-
Und Seemacht ihrem Haſſe preis. „Betrug!"
Ward überall gerufen und ein jeglicher
Verübte ihn. Nur ſeinem Nachbar wollte
Man nicht dies Recht vergönnen. So ruft hier
Ein Quidam, der durch Trug ſein Geld erwarb:
„Der Staat muß untergehn, denn alles iſt
Betrug!" Kennt ihr den Lump? Ein Beutler iſt's,
Der Ziegenbalg für Lämmerfell verkauft.
Der kleinſte Umſtand ging fürs Ganze nicht
Verloren und nichts ſtörte ſeinen Gang.
Nur ſchlaue Schurken riefen laut: „O wäre
Ihr Götter Redlichkeit bei uns." Allein,
Indes Merkur ob jener Buben lacht,
Und andre Götter Unverſtand in dem
Verſpotten, das ſie dort alleweg zum Lob
Erhoben, ſah man Zeus ſehr aufgebracht.
Entrüſtet ſchwur er, dieſen Bienenſtock
Von allem Truge zu befreien. Sprach's,
Und wie verſchwunden war ſofort der Trug,
Nur Redlichkeit beſeelte jedes Herz.
Der Frucht vom Baum des Lebens gleich zeigt ſie
Der Bienen Laſter, deren Anblick ſchon
Empört. Allein ihr ſtummer Blick und ihr
Erröten ſind Verräter ihrer Schuld.
Den Kindern gleich, die ihre Unart zwar
Verdecken, aber in dem Wahn, daß ſie

Imag'ning, when they 're look'd upon,
That others see what they have done.
But, Oh ye Gods! What consternation,
How vast and sudden was th'Alteration!
In half an Hour, the Nation round,
Meat fell a Penny in the Pound.
The Mask Hypocrisy's flung down,
From the great Statesman to the Clown:
And some in borrow'd Looks well known,
Appear'd like Strangers in their own
The Bar was silent from that Day;
For now the willing Debtors pay,
Ev'n what 's by Creditors forgot;
Who quitted them that had it not.
Those, that were in the Wrong, stood mute,
And dropt the patch'd vexatious Suit:
On which since nothing else can thrive,
Than Lawyers in an honest Hive,
All, except those that got enough,
With Inkhorns by their sides troop'd off.
Justice hang'd some, set others free;
And after Goal delivery,
Her Presence being no more requir'd,
With all her Train and Pomp retir'd,
First march'd some Smiths with Locks and Grates,
Fetters and Doors with Iron Plates:
Next Goalers, Turnkeys and Assistants:
Before the Goddess, at some distance,
Her chief and faithful Minister,
'Squire Catch, the Law's great Finisher,
Bore not th' imaginary Sword,
But his own Tools, an Ax and Cord:
Then on a Cloud the Hood-wink'd Fair,
Justice herself was push'd by air:
About her Chariot, and behind,
Were Serjeants, Bums of every kind,
Tip-staffs and all those Officers,
That squeeze a Living out of Tears
Tho' Physick liv'd, while Folks were ill,
None would prescribe, but Bees of skill,
Which through the Hive dispers'd so wide,

Ein jedes Aug' entlarven könnte, ſich
Durch ihre Schüchternheit verraten ſehen.
Doch, Götter, welcher Schrecken! Plötzlich fand
Verändert alles ſich. In kurzem fiel
Im Bienenſtock der Lebensmittel Preis.
Der Hohe, Niedre, kurz ein jeder warf
Die Heuchlermaske ab, ſo daß dem Auge,
Ein großer Teil, der wohlbekannt in dem
Erborgten Kleid ſonſt war, als Fremdling jetzt
Erſchien. Die tiefſte Stille herrſchte in
Der Richter Kreiſe, denn es zahlten nun
Die Schuldner ſelbſt den längſt vergeſſ'nen Reſt.
Und es erpreßten nicht die Gläubiger
Von Armen Zahlung. Jene, welche nicht
Im Recht ſich wußten, ſuchten jetzt nicht durch
Langwierige Prozeſſe, Recht ſich zu
Verſchaffen. Nein! Sie ſchwiegen. — Solcher Staat
War dürres Land dem Rechtsverſtändigen,
Der, wenn er früher nichts erwarb, jetzt mit
Der Feder hinterm Ohr verhungern mußte.
Selbſt die Gerechtigkeit, die manche ſonſt
Verdammt, jetzt viele freigeſprochen, zog,
Nachdem ſie ihre Kerker leer und hier
Entbehrt ſich ſah, mit ihrem Troß im Pomp
Davon. Vorauf ihr zog mit Haken und
Mit Riegeln, Feſſeln, ſchweren Thürbeſchlägen
Ein Schloſſertroß, nächſtdem der Häſcher und
Der Vögte Büttelſchar. Nicht ferne von
Der Göttin ſelbſt erſchien ihr erſter und
Das Urteil ſtets vollzieh'nder Rat, Schildknapp
Scharfrichter. Alle Waffen ſeiner Macht,
Ein Schwert, ein Beil und einen Strang trug man
Ihm nach, und endlich kam die Göttin mit
Verbund'nen Augen ſelbſt. Schnell ſah man ſie
In ihrem Wagen ſich auf Wolken ſanft
Ins Reich der Lüfte ſchwingen. Neben und
Nach ihr erſchien der Troß der Schergen, der
Von Thränen bloß das Leben ſich erhält.
Rezepte wollten nur die Ärzte jetzt
Verſchreiben, die der Erfahrung Kunſt
Entſpringen. Ihre Zahl war juſt ſo groß,

That none of them had need to ride;
Wav'd vain Disputes, and strove to free
The Patients of their Misery;
Left Drugs in cheating Countries grown;
And us'd the Product of their own;
Knowing the Gods sent no Disease,
To Nations without Remedies.
Their clergy rous'd from Laziness,
Laid not their Charge on Journey-Bees;
But serv'd themselves, exempt from Vice,
The Gods with Pray'r and Sacrifice;
All those, that were unfit, or knew
Their Service might be spar'd, withdrew:
Nor was there Business for so many,
(If th' Honest stand in need of any,)
Few only with the High-Priest staid,
To whom the rest Obedience paid:
Himself employ'd in Holy Cares;
Resign'd to others State-Affairs.
He chas'd no Starv'ling from his Door,
Nor pinch'd the Wages of the Poor;
But at his House the Hungry's fed,
The Hireling finds unmeasur'd Bread,
The needy Trav'ler Board and Bed.
Among the King's great Ministers,
And all th' inferior Officiers
The Change was great; for frugally
They now liv'd on their Salary:
That a poor Bee should ten times come
To ask his Due, a trifling Sum,
And by some well-hir'd Clerk be made
To give a Crown, or ne'er be paid,
Would now be call'd a downright Cheat,
Tho' formerly a Perquisite.
All Places manag'd first by Three,
Who watch'd each other's Knavery,
And often for a Fellow-feeling,
Promoted one another's stealing,
Are happily supply'd by one,
By which some thousands more are gone
No Honour now could be content,

Daß keiner eines Wagens sich bediente.
Sie stritten nicht mehr, sondern suchten nur
Die Kranken wieder herzustellen bald.
Heilmittel ferner Länder setzten sie
Jetzt denen nach, die ihre Heimat gab,
Fest überzeugt, daß jedem Land Natur
Die Panaceen seiner Übel schuf.
Die hohe Klerisei erwachte aus
Der Trägheit Schlaf. Von Söldlings-Bienen
Ließ das Amt sie jetzt nicht mehr versehn. Sie selbst,
Ganz engelrein, bracht' Opfer und Gebete
Den Göttern dar. Ein großer Teil begab
Sich gänzlich seines Amts, um nicht dem Staat,
Da wen'ge für den Dienst genügten,
Zur Last zu fallen. Klein war jetzt der Kreis
Um Oberpriester, der Gehorsam nur
Im Dienst der Heiligkeit verlangte und
Das Staatsheil andern billig überließ.
Er trieb die Darbenden nicht mehr hinweg
Von seiner Thür, entzog den Armen nichts.
Gesättigt sah in seinem Hause sich
Der Hungrige, der Dienstbot' wohl bezahlt,
Und jeder arme Wanderer sich stets
Mit weichem Lager, gutem Mahl' verehrt.
Vom mächtigen Minister an bis zu
Den Subalternbeamten, den allerunterſten,
Welch' eine Wandlung! Ganz mit seinem Solde
Begnügt' ein jeder sich und sträflich insgemein
Erschien es, wenn ein armer Gläubiger
Den wohl besoldeten Beamten jetzt
Durch ein Geschenk, wie es Gebrauch sonst war,
Noch zu bestechen sich gezwungen fand,
Um eine kleine Schuld, die er nicht schnell
Beitreiben konnt', dereinst bezahlt zu sehen.
Wo man sonst drei Beamte sitzen sah,
Die in der Schelmerei einander sich
Oft übertrafen und aus Brüderschaft
Dabei die Hände boten, fand man jetzt
Nur einen einz'gen angestellt und dieser konnte
Noch tausend andrer Arbeit mit versehn.
Der Ehrgeiz brachte es nicht mehr dahin

To live and owe for what was spent;
Liv'ries in Brokers Shops are hung,
They part with Coaches for a Song;
Sell stately Horses by whole Sets,
And Country-Houses, to pay Debts.
Vain Cost is shum'd as much as Fraud;
They have no Forces kept Abroad;
Laugh at th' Esteem of Foreigners
And empty Glory got by Wars;
They fight, but for their Country's sake,
When Right or Liberty's at Stake.
Now mind the glorious Hive, and see
How Honesty and Trade agree:
The Shew is gone, it thins apace
And looks with quite another Face.
For 't was not only that They went,
By whom vast Sums were Yearly spent;
But Multitudes that liv'd on them,
Were daily forc'd to do the same.
In vain to other Trades they'd fly;
All were o'er-stock'd accordingly.
The Price of Land and Houses falls;
Mirac'lous Palaces, whose Walls,
Like those of Thebes, were rais'd by Play,
Are to be let; while the once gay,
Well-seated Household God's would be
More pleas'd to expire in Flames, than see
The mean Inscription on the Door
Smile at the lofty ones they bore.
The building Trade is quite destroy'd,
Artificers are not employ'd;
No Limner for his Art is fam'd,
Stone-cutters, Carvers are not nam'd.
Those, that remain'd, grown temp'rate, strive,
Not how to spend, but how to live,
And, when they paid their Tavern Score,
Resolv'd to enter it not more:
No Vintner's Jilt in all the Hive
Could wear now Cloth of Gold, and thrive;
Nor Torcol such vast Sums advance,
For Burgundy and Ortelans;

Das zu verpraſſen, was man borgen mußte.
Es prangten alle Trödlerbuden von
Lakaien-Kleidern. Für ein Spottgeld gab
Der Lord den Wagen ſamt Geſpann und Villa aus
Der Hand, um ſeine Schulden los zu ſein.
Verſchwendung wurde wie Betrug gehaßt.
Im Ausland prangte man mit ſeiner Macht
Nicht mehr. Ein Lächeln zwang der Fremden Lob
Jetzt ab. Verachtet ward der Ruhm, den Krieg
Erwarb. Man kämpfte nur, wenn Vaterland,
Wenn Recht und Freiheit in Gefahr geriet.
Nun merk' auf unſern Bienenſtock und ſieh:
Es wandelt Hand in Hand mit Redlichkeit
Verkehr. Hinweg iſt aller Schein. Man trifft
Nun alles in veränderter Geſtalt.
Die Großen nicht allein, auch alle, die
Durch jenen Aufwand ihren Unterhalt
Gewannen, ſieht man nun von Tag zu Tag
Sich mehr verlieren. Denn die Wahl, ſich durch
Gewerbe aller Art jetzt Unterhalt
Zu ſchaffen iſt im Bienenſtaat verſiegt.
Der Ländereien und der Häuſer Wert
Kam in Verfall. Die wunderbaren Pracht-
Gebäude, durch die Kunſt der Harmonie,
Gleich Theben hergezaubert, ſtehen leer.
Es ſpotten die Beſitzer irdiſcher
Olympe, die ſonſt das Leben lieber als
Ein Feld in ihren Wappen mißten, nun
Des Künſtlers, welcher jegliches Portal
Mit jenen Wappen ziert. Die Bauluſt iſt
Verſchwunden. Künſtler aller Art ſieht man
Jetzt müßig gehen. Die Maler darben und
Boſſirer und Bildhauer nennt man kaum.
Die Volkszahl, die im Stock noch war, hielt ſtrenge
Auf Mäßigkeit. Nicht zu verſchwenden, nur
Des Lebens Notdurft zu gewinnen fand
Man ſie bedacht. Der Gaſtwirt ſchrieb nicht mehr
Die Zechen an, der Weinſchank brachte nicht
Mehr Tonnen Goldes und dem Gourmand war
Burgunder und Faſanen eine all-
Zu teure Koſt. Von jenen Stutzern ſah

The courtier's gone, that with his Miss
Supp'd at his House on Christmas Peas;
Spending as much in two Hours stay,
As keeps a Troop of Horse a Day.
The haughty Chloe, to live Great,
Had made her Husband rob the State:
But now she sells her Furniture,
Which th'Indies had been ransack'd for;
Contracts th'expensive Bill of Fare,
And wears her strong Suit a whole Year:
The slight and fickle Age is past;
And Clothes, as well as Fashions, last.
Weavers, that join'd rich Silk with Plate,
And all the Trades subordinate,
Are gone. Still Peace and Plenty reign,
And every Thing is cheap, tho'plain:
Kind Nature, free from Gard'ners Force,
Allows all Fruits in her own Course;
But Rarities cannot be had,
Where Pains to get them are not paid.
As Pride and Luxury decrease,
So by degrees they leave the Seas.
Not Merchants now, but Companies
Remove whole Manufactories.
All Arts and Crafts neglected lie;
Content, the Bane of Industry,
Makes'em admire their homely Store,
And neither seek nor covet more.
So few in the vast Hive remain,
The hundredth Part they can't maintain
Against th'Insults of numerous Foes;
Whom yet they valiantly oppose:
'Till some well-fenc'd Retreat is found,
And here they die or stand their Ground.
No Hireling in their Army's known;
But bravely fighting for their own,
Their Courage and Integrity
At last were crown'd with Victory.
They triumph'd not without their cost.
For many Thousand Bees were lost.
Hard'ned with Toils and Exercise,

Man keinen, der auf einer Faſchingsnacht,
Die er mit einem Liebchen fröhlich zu
Verleben dachte, mehr verwendet als
Ein Reitertrupp in zweien Tagen braucht.
Das ſtolze Weib, das ſonſt auf hohem Fuß
Zu leben, ihren Ehgemahl jedweden
Betrug verüben ließ, verkauft nunmehr
All' jenen Putz und Tand, der Indiens
Gefilden jederzeit Verheerung ſchuf;
Beſchränkt der Tafel Pracht und zeigt Jahr aus
Jahr ein mit einem Kleide ſich. Dahin
Iſt nun das Kindesalter, hin der Geiſt
Des Modetands. Kein Silberſtoff ward mehr
Verfertigt und verkauft, allein man ſah
Nicht minder Überfluß, Zufriedenheit —
Zwar einfach, doch um niedern Preis war hier
Nun alles feil von ſtrenger Gärtnerpflege
Entblößt, verlieh der Boden jede Frucht.
Nur Raritäten waren fremd, weil jener Fleiß,
Der ſie erzeugt, hier ſeinen Lohn nicht fand —
So wie der Hochmut und der Modegeiſt
Entſchwand, verlor allmählich der Verkehr
Zu Waſſer und zu Lande ſich. Die Zünfte
Entfernten alle ihre Manufakturein;
Und Kunſt, Gewerbe lagen ganz darnieder.
Genügſamkeit, die Peſt der Induſtrie,
Schuf jene rohe Lebensart, die weder
Erwerbsluſt noch Genuß auch kennt.
Klein war die Bienenzahl im Stocke noch,
Die nicht vermögend war ſich gegen die
Anfälle unzählbarer Feinde zu
Erhalten. Und nur mit genauer Not
Wehrt' ſie ſich ihrer Haut ſo lange, bis
Sie einen feſten Platz gewann, den ſie
Auf Leben oder Tod verfocht. Es war
In ihrer Reihe kein Mietling. Jeder ſtritt
Für ſeinen Herd und endlich krönt ihr Mut,
Ihr Biederſinn mit einem Lorbeer ſie.
Allein ſehr teuer ſiegte man. Der Tod
Ward vieler tauſend Bienen Los und die
Ihm noch entgang'ne Zahl, zur Arbeit und

They counted Ease itself a Vice;
Which so improv'd their Temperance;
That, to avoid Extravagance,
They flew into a hollow Tree,
Blest with Content and Honesty.

The Moral:

Then leave complaints: Fools only strive
To make a Great an honest Hive.
T'enjoy the World's Conveniences,
Be fam'd in War, yet live in Ease,
Without great Vices, is a vain
Eutopia seated in the Brain.
Fraud, Luxury and Pride must live,
While we the Benefits receive:
Hunger's a dreadful Plague, no doubt,
Yet who digests or thrives without?
Do we not owe the Growth of Wine
To the dry shabby crooked Vine?
Which, while its Shoots neglected stood,
Chok'd other Plants and ran to Wood;
But blest us with its noble Fruit,
As soon as it was ty'd and cut:
So, Vice is beneficial found,
When it's by Justice lopt and bound;
Nay, where the People would be great,
As necessary to the State,
As Hunger is to make 'em eat.
Bare Virtue can't make Nations live
In Splendor; they, that would revive
A golden Age, must be as free,
For Acorns, as for Honesty.

Zur Thätigkeit geübt, des Müßigangs
Geſchwor'ne Feinde, ihrem Hange zu
Genügen und dem Überdruſſe zu
Entgehn, warf ſich in einen hohlen Stamm,
Beſeelt von G'nügſamkeit und Biederſinn.

Moral:

Weg mit den Klagen denn! Der Thor nur kann
Des Glaubens ſein: es könne Redlichkeit,
Nur eines Volkes Größe bilden. Nein!
Genuß der Lebensfreuden, Kriegesruhm,
Zufriednen Sinn, von keinem Laſtergift
Verpeſtet, trifft man nur im Hirngeſpinſt
Utopia. Die Liſt, die Eitelkeit,
Der Stolz muß ſich ſtets regen, wenn wir uns
Des Guten freuen ſollen. Hunger iſt
Ein Übel unfehlbar; doch wer verdaut,
Gedeiht denn ohne ihn? Verdanken wir
Die Traube nicht der magern krummen Rebe,
Die, wenn ſie unbeſchnitten bleibt, ſich ſelbſt
Im Wachstum ſtört und nur an dünnem Reis
Gewinnt, doch uns die ſchönſte Frucht beſchert,
Wenn ſie gerichtet und gelichtet wird?
So kann das Laſter ſelbſt zu unſerm Heil
Erwachſen, wenn Gerechtigkeit es nur
Bewacht und zügelt. Ja, dort, wo das Volk
Nach Größe geizt, thut es dem Staat ſo not,
Als Hunger dem Genuß der Speiſe. Mit
Der nackten Tugend kann kein Volk in Glanz
Erſcheinen. Soll ein goldenes Zeitalter
Den Menſchen wiederkehren, muß bei Redlichkeit
Die Eichel ihnen Leckerbiſſen ſein.

Beilage III.

Der Ämsen-Immenkrieg

ein komisches Heldengedicht in fünf Gesängen.*)

Sich selbst und anderen zur Kurzweil gedichtet, und allen Freunden des kunstfertigen Geziefers gewidmet

von

Ferdinand Bereslas,

weiland Königl. Historiographen zu Ämsenstedt und Hofdichter zu Immenheim, Mitglied mehrerer lustiger Gesellschaften u. s. w.

*) Das Gedicht erschien 1841 in Berlin (Haude und Spenersche Buchhandlung), wurde seitdem nicht mehr aufgelegt und ist im Buchhandel vergriffen.

Wir bringen dasselbe mit besonderer Ermächtigung der verehrlichen Verlagshandlung hier vollständig zum Abdruck.

„Doch Homeride zu ſein, auch nur als letzter,
iſt ſchön.“

Goethe.

Geneigter Leſer!

Wenn Du an einem ſonnigen Sommermorgen wohlgemut erwachſt und rüſtig vom Lager emporſtehſt, ſo begegnet es Dir vielleicht zuweilen, daß zugleich mit dem heiteren Eindruck Deiner Umgebung irgend ein treffliches Wort eines Lieblingsdichters oder eine wohlbekannte Melodie Dir in die Seele ſpringt. Und was Du nun auch den lieben langen Tag über unternimmſt, vollführſt oder erlebſt, ſei es ernſt, ſei es heiter: der Dichter redet überall ſein Wort darein, die Melodie ſummt dazwiſchen; und magſt Du darob noch ſo unwirſch werden: Du kannſt Dich ihrer nicht erwehren und mußt Dir das unfreiwillige Accompagnement in Scherz und Ernſt gefallen laſſen.

So geht's uns, mein' ich, mit gewiſſen leichteren Eindrücken unſerer Jugend, welche, ohne gerade einen bedeutenderen Einfluß auf die beſtimmte Geſtaltung unſerer Individualität zu gewinnen, dennoch zu keiner Zeit ganz von uns laſſen und in die verſchiedenſten Lebensverhältniſſe mehr neckiſch grüßend, als hindernd oder fördernd immer wieder hereinklingen.

Von einem ſolchen Falle iſt hier zu reden. Die Immen und Ämſen haben mir's in früheſter Jugend angethan! Und dies ging, wenn irgend mit einiger Beſtimmtheit von ſo diskreten und myſteriöſen Dingen zu ſprechen iſt, alſo zu.

Meine Kindheit war ſehr einſam. Meine lieben Eltern bewohnten in der altertümlichſten, ſtillſten Straße einer alten guten Provinzialſtadt ein mächtiges Gebäude, durch einen weiten Hofraum von allen Nachbarn getrennt, welche ich ohnehin zu beſuchen wenig Anlaß hatte; denn obwohl ſie viel reicher waren

als mein Vater, so waren sie doch nicht so gut daran wie er: sie hatten keine Kinder. Mein liebes Schwesterlein aber, vier Jahre jünger als ich, spielte annoch lieber in der Wiege, als unter freiem Himmel, wo ich mich doch am gernsten tummelte. Zum Glück lag hinter unserem Hause ein großer Garten, der erste Schauplatz meiner einsamen Knabenspiele. Und weil nun einmal zum Spiele lebendige Gegenseitigkeit erfordert wird, so mußten mir in Ermangelung von Kameraden die Tiere, das einzige Lebendige, was mich im stillen Garten umgab, Spielgenossen sein: Schnecken, Käfer, Schmetterlinge und zumal Bienen und Ameisen.

Der kindlich ahnungsvolle Sinn, die staunende Betrachtung des Tierlebens, in welche versunken ich stundenlang mit unersättlichem Vergnügen zwischen Blumen und Beeten weilen konnte, setzte mich mit jenen wundersamen Geschöpfen in die innigste Beziehung und in die lebendigste Teilnahme an ihrem regen Thun und Treiben, dem menschlichen Verstand und menschliche Zwecke unterzulegen ja auch der Erwachsene sich nicht völlig enthalten kann.

Dieses lebhafte Interesse hat auch in den Jünglingsjahren nicht von mir gelassen; so oft ich bei der Lektüre der alten Schulautoren auf den Namen der Bienen und Ameisen stieß, fuhr ich freudig empor wie bei der Erwähnung alter Freunde und Bekannten. In der That begegnete ich auch zu meiner lebhaftesten Genugthuung bei den Alten — den Naturforschern und Philosophen sowohl als den Dichtern — derselben kindlich-poetischen Betrachtungsweise jener kleinen Tierwelten, welche mich in der ersten Kindheit so sehr beglückt hatte. Die Naivität der griechischen Mythologie hat nicht verschmäht, die schwachen Kräfte dieser Insekten wirksam in die Geschichte der Götter und Helden eingreifen zu lassen. Bienen nähren den Himmelskönig als Säugling auf Creta; der Göttersohn Aristäus lernt vom weisen Meergreise das Geheimnis der magischen Bienenerzeugung; und Amor, der mit den Donnern Jupiters spielt, muß sich bei

der Mutter über den Biß der kleinen Schlange, die der Landmann Biene nennt, beklagen. Dagegen helfen die Ameiſen der Pſyche die ſchweren Arbeiten vollenden, welche ihr Venus auferlegt und aus einem Ameiſenhaufen erweckt Jupiter ſeinem Sohne zu Liebe das Heldenvolk der Myrmidonen, dem ſelbſt wieder kein Geringerer als der Pelide Achilleus entſproßte.

Aus dieſen liebevollen Beziehungen zu einer auch in den kleinſten Kreaturen das Leben und Weben göttlichen Geiſtes offenbarenden Natur — Beziehungen, welche alle jugendlichen Völker mit dem Kinde gemein haben und die überall die Keime der Tierfabel hervorgetrieben haben — iſt das nachſtehende Gedicht entſtanden. Dieſe Beziehungen, dem Gemüte des Mannes ſelbſt unauslöſchlich, ſind die Melodie, welche den Verfaſſer an manchem guten Tage von früh bis abends umweht und hier zu Worte kommt.

Ich hoffe, der geneigte Leſer werde ſchon von anderswoher gewohnt ſein, einen mittelmäßigen Text um der Schönheit der Melodie willen, welcher er untergelegt iſt, ſich gefallen zu laſſen.

Berlin, am 24. des Chriſtmonds im Jahre 1840.

Ferdinand Bereslas.

Erſter Geſang.

Süßliebs Tod.

Blicket mit Huld auf den Sänger herab, ihr himmliſchen Muſen!
Daß ihm geling' das erhabene Werk, ſo er jetzo beginnet.
Denn ohn' eure Hilfe gelänge mir nimmer das Wagnis.
Auf denn! Begeiſterung ſchwellt mir die Bruſt, und durchrauſchet die Saiten;
Ringsum ſchweiget die Welt, und lauſchet des Liedes gewärtig:
Wie ſich in blutiger Fehde die Immen und Ämſen bekämpften.
Saget zuerſt mir, woraus erwuchs ſolch bittere Zwietracht?
„Jachſchwung! Stehen wir ab, von der Arbeit! Hemme die Schwingen!
Glühende Strahlen ja ſendet die Mittagsſonne; getrunken
Hat ſie den Tau von den Blumen, ſie ſenken die dürſtenden Häupter . . .
Müh'voll wird das Geſchäft, und bringet nur ſpärlichen Lohn ein!"
Alſo rief dem Gefährten der Prinz der Honigbereiter,
Süßlieb. Ringshin ſpähte ſein Auge nach kühlendem Schatten.
Breitend die laubigen Zweige, die blütengeſäumten, erhub ſich
Über die Fluren ein Fliedergebüſch und in ſeiner Beſchattung
Blühete luſtiges holdes Geblüm: Zeiland und Meliſſen,
Krokus und Thymian, wallend im Wind', ein gewürziger Duft lag
Über der Höh', die dort aus der Ebene mählig emporſtieg.
Dorthin ſenkten die Bienlein die Fittige, fröhlich gemutet,
Dorthin, in Eines Blättchens Umdachung, nahmen die Helden
Beide zugleich Herberg, und nachdem ſie von Ringen und Schwingen
Sorglich den Staub und Schweiß mit den hinteren Füßchen gebürſtet,
Senkten ſie läſſig die zottige Bruſt in den kühlenden Raſen.
Als nun ſinnig ihr Aug' die gebreitete Landſchaft durchſchweifte,
Saget, ihr Muſen, welch' Wundergebild da den Blicken begegnet?
Unten im Thal, an die Höhe gelehnt, hoch ragt ein Gebäude.
Gleich dem Gebirg', das der finſtere Unhold unter der Erde —

Maulwurf nennt ihn das Menschengeschlecht, — mit titanischer Stärke
Über der Flur aufwirft; so hoch war jenes Gebäude!
Künstlich mit Erdbröslein und Gehälm und Nadeln der Tanne
Gleich absenkend gewölbt, mit unzähligen Fenstern und Pforten
Neben und übereinander nach Ost, Süd, Westen und Norden,
Wie uns die Wanderer sagen vom hundertthorigen Theben.
Und aus den Thoren der Burg ergoß unendliches Volk sich,
Fremdlinge, wie sie noch nie der Immenjüngling gewahrte;
Dunkel und schlank, doch kräftig gegliedert, hurtiges Laufes,
Flammendes Blicks und am Munde mit schneidender Zange gewaffnet.
Gleichwie die siedende Brandung der Meerflut wogte die Menge;
Denn es betrieb ein jeder sein Werk; die im Feld sich zerstreuten,
Wälzeten bald, müh'voll anstemmend die Brust, des Getreides
Goldene Körner herbei; aus der Waldung führeten andre
Baumharz, Nadeln und Holz, aus den Bergen flimmernde Steine;
Andere harreten auch an den Thoren, gewärtiges Sinnes,
Daß sie den Kommenden nähmen die Last aus dem keuchenden Munde;
Etliche auch, Pädagogen vielleicht, entstiegen den Zellen,
Und auf der Höhe der Burg, wo am mächtigsten glühte die Sonne,
Breiteten sie weiß schimmernde Brut vor dem nährenden Strahl aus.
Einer jedoch, mit hangendem Bauch, auf dem schwellenden Polster, —
Zierlich aus rötlichem Moose gewebt, — sah müßig dem Werk zu;
Um die erhabene Stirne den goldenen Reifen, die Lenden
Prächtig in Falten umwallt von des Mohnblatts flammendem Purpur. —
„Sieh, o siehe" — so rief, in starre Bewundrung verloren,
Süßlieb; mächtiger schlug ihm das Herz an das dunkele Brustschild:
„Siehst du das Volk und die Stadt und den szeptertragenden Herrscher?
Denn mir sagt mein verständiges Herz, daß jener der König!"
Also der Prinz. Indessen erspähete ihn der Trabanten
Einer, und trat vor den Herrn, und sprach die geflügelten Worte:
„Fremdlinge sind dort oben, du göttlicher Ämsenbeherrscher,
Zween an Zahl, wie Männer vom Stamme des großen Kroniden.
Gönnest du ihnen nun Rast auf deinen Gebieten in Gnaden?
Oder vertreiben wir sie mit schrecklicher Drohung und Steinwurf?"
Drauf antwortetest Du, Zwickmaul, mit erhabener Stimme:

„Laß sie! Doch komme mit mir, daß ich selber die Fremden erforsche.“
Sprach's, und erhub sich vom Sitz, mit majestätischen Schritten
Stieg er den Hügel empor, trat hin vor die Bienen und fragte:
„Fremdlinge, saget mir doch, wer seid ihr? was führte hierher euch?
Sprecht und verhehlet mir nichts, damit wir beide das wissen.
Kommt ihr in Frieden, so seid vor Ämsenstedts Thoren willkommen;
Kommt ihr aber als Späher ins Land, so seid ihr verloren;
Denn wer den Ämsen ein Feind: zum Unglück gebar ihn die Mutter.“
Also redete er, und der Prinz entgegnete solches:
„Süßlieb bin ich, der Sohn Goldimmens, der Fürstin der Bienen;
Der hier zu seiten mir steht: Jachschwung, mein treuer Gefährte.
Rast nach dem heißen Geschäfte begehrend, suchten wir Kühlung
Unter dem Fliedergebüsch. Drum, wie wir kamen in Frieden,
Reich uns die gastliche Hand, du reichst sie würdigen Männern!
Schwöre mir Schutz, und führe darnach mich in deine Behausung;
Denn mich gelüstet zu schauen der Ämsen wunderlich Wesen.
Senden will ich dir dann gar erfreuliche Gastgeschenke:
Zwölf Nußschalen, gefüllet mit Wachs und köstlichem Honig;
Und — was das Bessere ist — ich werde dir Bundesgenoß sein
Immerdar und zur Hilfe bereit mit den Bienengeschwadern,
Unübertrefflich in beiden, den Werken des Kriegs und des Friedens.“
Drauf erwiderte du, Zwickmaul, im Wechselgespräche:
„Wie du gesagt, so geschehʼ! es sei ein ewiger Friede
Und ein ewiger Bund dem Bienen- und Ämsengeschlechte.
Und so leist ich ihn gern, den Eid bei den himmlischen Göttern,
Sicher in meinen Palast dich zu führen und sicher zurück auch.
Schwöre ich einiges falsch, dann senden mir Elend die Götter
Ohne Maß, wie sie senden dem frevelnden Schwörer des Meineids.“
„Zwickmaul sprach es, darauf mit dem Prinzen stieg er hinabwärts.
Jachschwung folgte dem Herrn mit Unmut; schlimme Geschichten
Traten vor seinen Geist von dem Zorn und der Tücke der Ameis.
Greuliche Nebel umwölkten den Pfad, als sie jetzo der Feste
Innere Räume durchschritten, nur fern durch die ragenden Thore
Rieselten silbern die Strahlen des seelenerquickenden Tages.
Hundertfach kreuzten sich dort labyrinthische Hallen und Straßen,
Alle belebt vom Gewoge der Arbeit mutiger Männer,

Welchen das Herz entbrannte zu neuem Bemüh'n, wenn der König
Langsam vorüberging und den Staub mit dem Mantel erregte.
Aber die Bienlein folgten dem Herrscher mit Ernst und erstaunt nun
Sahen sie rings den Palast des gottbeseligten Zwickmaul.
Denn wie der Sonne Glanz umherstrahlt, oder des Mondes,
Strahlte die Wohnung, erbaut von Glimmer und rotem Karfunkel.
Aber nachdem sie ihr Herz mit bewundernden Blicken gesättigt,
Stiegen sie auf ins Gemach, mit schwellendem Korke getäfelt.
Grüßend reichte die Hände der bräunliche Ämsenbeherrscher,
Zwickmauls heilige Macht, und sprach die geflügelten Worte:
„Freunde! zunächst nun die Glieder gestärkt beim festlichen Mahle!
Dann, wofern euch beliebt, durchwall' ich mit euch die Gemächer,
Wo die unendlichen Schätze gehäuft, die ein Gott mir vergönnt hat,
Denn kein Sterblicher mag mit mir wetteifern an Reichtum.
Hurtig ihr Diener, die Tische gestellt und das Mahl uns bereitet!
Legt auch ein trefflich Gericht für den Sohn, Schwarzharnisch, zurück;
Daß er sich labt, wenn er heut vom Gefild in der Dämm'rung heimkehrt."
Zween der Diener stellten nun hin die geglättete Tafel,
Legten den Teppich darauf, aus buntem Gefäser geflochten,
Stellten die Teller umher, und rückten die moosigen Polster.
Als nun saßen die drei: trat schnell der Schaffner zur Tafel,
Viel der Gericht' auftragend und gern mitteilend vom Vorrat:
Erstlich ein Graspferd, welches die mutigen Ämsen getötet,
Als es sich jüngst beim Gewitter in Ämsenstedts Mauern geflüchtet,
Zwei der Räupchen sodann, vom rüstigen Held Schwarzharnisch
Heut auf den Blättern des Kohles erlegt und gesendet zum Festmahl;
Vieles Gesäm' und allerlei Kost aus den Gärten der Menschen:
Nicht das saftige Fleisch der Pflaumen und Aprikosen
Mangelte da, noch der Feigen und Äpfel, der Birnen und Himbeer.
Zuckerschoten und Mohn, Buchekern und Nüßchen der Linde
Standen in Körben gehäuft, auch Senf und süße Korinthen.
Und sie hoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle;
Nur von dem Fleische zu kosten, enthielten sich dankend die Bienlein,
Denn es widert sie an Fleischkost und blutige Nahrung,
Welche die Ameis' liebt vor jeglichem andern Gerichte.
Drauf nun rollten die Diener heran ein polterndes Weinfaß,
Welches ein Beerlein war, von der dunkel erglüheten Traube;
Zogen das Zäpfchen heraus, und fingen den sprudelnden Strahl auf.

Als sie die ehernen Krüge gefüllt, aus gewölbeten Schalen
Mischten sie Honig darein, und füllten die steinernen Humpen;
Einer sodann kredenzte, die Tafel umwandelnd mit Vorsicht.
Jene nun labeten sich am süßdurchwürzten Getränke,
Und von Bewund'rung erfüllt, rief hin der beseligte Zwickmaul:
„Wahrlich, von göttlichem Stamme bedünkt das Immengeschlecht mich,
Himmlischen Ursprungs auch die Kunst der Honigbereitung!"
Ihm antwortete drauf Süßlieb die verständige Rede:
„Wunderbar traun! ist der Bienen Gewerb' und ein Wunder ihr Ursprung.
Was die Geschichte berichtet, vernimm jetzt, Ämsenbeherrscher." —
„Venus, von glücklicher Liebe beseelt zu dem holden Adonis,
Sprach: „„Der seligen Zeit verbleib ein lebendiges Denkmal!""
Da entquollen den Händen der Himmlischen Wundergeschöpfe.
Leicht auf ätherischen Schwingen entschwebten sie, gleichwie der Liebe
Süße Gedanken, durchs Frühlingsgefild in die lockende Ferne,
Immer nur suchend das Eine, des Lebens liebliches Labsal,
Wo es aus himmlischer Höh' in Blumenherzen sich senkte, —
Selig im Suchen und Finden, und selig im Wiedergeben.
Cypria lächelte süß, voll Freud' an dem sinnigen Werke.
Aber das Schicksal lauerte schon heimtückisch, und plötzlich
Brach es herein, und der Herrliche sank vom Zahn des Ebers.
Nun in unendlichem Leid durchschweifte die trauernde Göttin
Hain und Gebirge, — das bang nachrief die weinende Stimme, —
Bis sich ihr Herz der Thränen gesättigt. Da rief sie mit Wehmut
Ihre kleinen Trabanten: „„Die Rose der Liebe hat Dornen,
Schmerzliche Dornen, auch euch nicht mangle der bittere Stachel.
Seid denn, wie meine Liebe, Bereiter der Lust und der Schmerzen.""
Allen nun legte den Stachel sie an. So wurde den Immen
Göttlicher Ursprung, süßes Gewerb' und tödliche Waffe."
Mächtiglich wurde dem König die Seele bewegt von des Prinzen
Lieblicher Rede, und er öffnete schon zur Entgegnung die Lippen:
Als in den Saal mit Getös' eintrat Schwarzharnisch, der wilde.
Ihm von den Zähnen ertönt ein Geknirsch her; aber die Augen
Funkelnden, gleichwie die lodernde Glut, und mit bittrer Verachtung
Wandt er den Bienen sich zu, rief hin die geflügelten Worte:
„Draußen am Hauptthor stehen wohl zwanzig von eurem Geschlechte,

Rufen mit Ungeſtüm, hier halte man ihren Gebieter
Tückiſch in Haft, und fordern, wir ſollen ſofort ihn entlaſſen,
Oder ſie ſtürmen die Stadt. Nun erkund' ich von einem der Diener,
Was um die Sache denn ſei? und er ſagt mir: „„Freilich iſt einer —
Süßlieb nennt er ſich, Goldimmens fürſtlichen Sprößling, —
Drinnen am Hof bei dem König, und ſchmauſet mit ihm als ein Gaſtfreund.““
Sieh, da ſprach mein verſtändiges Herz: „„Traun! irgend ein Gott hat
Jetzo die Stunde geſandt, für längſt erlittene Unbill
Sühne zu nehmen.““ Ich will's, bei des Orkus finſteren Mächten!
Wiſſe denn, daß ich dereinſt aufſtieg an der ragenden Eiche,
Wo ich ſchon oft, bei günſtiger Luft, ſüßduftenden Honig
Witterte. Richtig auch fand ich den Stock und ſtillte der Seele
Heiße Begier; da entdeckten mich ſchier zwo bärtige Drohnen,
Schalten mich Dieb und Näſcher, und eh' ich der zwo mich erwehrte,
Warfen ſie mich aus der Thür hochab in die grauſende Tiefe.
Aber ein Gott hat verlieh'n, zu vergelten nun ſolche Begegnung!"
Sprach's, und erhub machtvoll den großen, gehenkelten Weinkrug,
Warf ihn mit Wucht auf die glänzende Stirn des erſchrockenen Prinzen,
Welcher ſogleich von dem Polſter entſank, und in Todesröcheln
Schlaff die erſterbenden Beinchen am zitternden Leibe heraufzog.
Wie wenn unter die Spatzen, die, fröhlich geſchart, in dem Kirſchbaum
Schmauſen die leckere Frucht, mutwillig ein Knabe den Stecken
Drein wirft; einer, getroffen, dem Wipfel entſtürzt, und die andern
Alle mit wirrem Geſchrei und erſchreckt in die Lüfte zerſtäuben:
So trieb kaltes Entſetzen die übrigen all' auseinander,
Als ſie im Königsgemach ermordet ſahen den Gaſtfreund.
Jachſchwung aber umſchlang, viel glühende Thränen vergießend,
Eilig den blutenden Herrn, aus der wogenden Meng' ihn errettend.
Als ihn nun wieder die duftende Luft des Abends umwallte,
Blickt er noch einmal hinaus in die Fern', da umhüllte der Tod ihn.

Zweiter Geſang.

Die Rüſtung.

Still durchwandelte ſchon die Lande der ſchattende Abend,
Breitend über die Fluren des Taues ſilbernen Schleier.
Leiſe ſenkten zum Schlafe die Bäume das Laub, und die Blumen
Schloſſen den farbigen Kelch: zur Heimat kehrten die Bienen.
Froh, mit Geſang in der Luft des reichlich gelohneten Tagwerks
Zogen ſie hin durch die ſchweigende Flur, mit Schätzen beladen. —
Lärmvoll tönt's, und umſummſt' in der Höh' die ragende Pforte
Immenheims, der herrlichen Stadt in dem Stamme des Eichbaums.
Jetzt, in die Wohnung gelangt, entnahmen die Stäubleinträger
Sogleich den hinteren Füßen die Laſt mit dem ſpitzigen Rüſſel;
Andere trugen dann Waſſer herzu und kneteten tüchtig
Solcherlei Teig, und ſogleich, wenn ein Brötchen den Pfötchen entrollte,
Trugen die Diener es fort nach den wächſernen Stadtmagazinen.
Aber die, ſo den himmliſchen Tau von den Blüten geſogen,
Goſſen den lauteren Seim des Honigs in ſchäumende Kufen.
Gierig drängten heran zu der leckeren Koſt ſich die Drohnen;
Aber der Burgvogt ſtieß ſie hinweg mit drohender Rede;
Teilzunehmen am Werk! Langſam entwichen ſie murrend,
Nehmen der kommenden Laſt, und klommen empor zu der Wölbung,
Dort, wo geſchart Werkbienen am Bau wetteiferten raſtlos.
Erſt den klebrigen Kitt aus der Rinde der Birken und Äſpen
Häuften ſie da, dem Gewirk zur Gründung und hingen darüber
Zellen von bindendem Wachs, ein Blättlein fügend dem andern.
Gleichwie der Weber ſich rüſtig bewegt, das Geweb' zu vollenden,
Tretend die klirrenden Schemel mit Haſt; durch den klaffenden Aufzug
Wirft er in ſauſenden Schifflein den farbigen Faden, und kräftig
Läßt er dem Einſchuß folgen der Lade prallenden Anſchlag. —
Sichtbar wächſt, wie die Flut, das Geweb' und verſchlinget die Leere:

Also der bauenden Bienen Schwarm, der oben hernieder
Webte von Wachs das glatte Gewirk sechseckiger Zellen;
Und um der Arbeit Förd'rung erscholl ein unendlicher Jubel!
Siehe, da trat in das Thor Jachschwung mit dem blutigen Leichnam,
Und um ihn her das Trauergefolge. Erbärmlicher Anblick!
Starr vor Entsetzen sah jedwedes Gesicht nach dem Graunbild
Lautlos, bis sich in Zetergeschrei und glühenden Thränen
Löste der wütende Schmerz. Wie die Woge des fressenden Feuers,
Flog durch die Straßen der Stadt die unglückselige Kunde,
Traf — noch ehe der Bote zum hohen Königspalast kam —
Tödlich der Königin mütterlich Herz: schier wär sie gestorben,
Hätte nicht Süßbrotnager, der Fürstin stattlicher Kebsmann,
Eilig Lavendelöl ihr unter die Nase gerieben;
Nießen mußte sie gleich: da genas ihr die Seele zum Leben. —
Als sie vernahm, wes schnöden Verrats unschuldiges Opfer
Süßlieb fiel: nicht ferner benetzt ihr die Thräne das Antlitz,
Einzig nach Rache verlangte, nach Rache die Seele der Mutter!
Und sie gebot Herolden von hell austönender Stimme
Rings zur Versammlung zu rufen das Volk; und die Hummeln gehorchten;
Tönend ruften sie aus, und flugs war die Menge versammelt.
Als auf den Bänken sie saß, leis' atmend, voller Erwartung,
Trat die Fürstin heraus, bestieg den wächsernen Thronsitz.
Prächtig bedachet vom Lilienkelch, — erfaßte das Scepter,
Blicket im Kreis' umher, und sprach die gewaltigen Worte:
„Biedere Männer und liebe, getreue Unterthanen!
Welch' ein Jammergeschick uns alle betroffen, ihr wißt es.
Uns ist der teuerste Sohn, euch aber der künftige Herrscher,
Beiden die süßeste Hoffnung geraubt. Nicht wollten's die Götter!
Sondern ein tückischer Mann, Zwickmaul, der Ämsenbeherrscher,
Welcher doch Treue geschworen, entriß ihm das blühende Leben
Unten im dunklen Geklüft, wohin kein sterblicher Blick dringt. —
Süßlieb, liebliches Kind! wie war einst das Herz mir erhoben,
Als in der Wiege du lagst, noch ein schneeig schimmerndes Mädlein,
Liebend umdrängt von den Bürgern des Staats, die mit Honig und Kuchen
Äßten das herrliche Kind; sodann in den Tagen der Wandlung
Zierlich mit duftendem Wachs dir die niedliche Wohnung umwölbten,
Und mit frohem Gesumme den holden Schläfer bewachten!
Jetzt durchbrachst du die Haft wie ein Held, und in strahlender Anmut

Trateſt du unter das Volk, wie ein Bräutigam tritt aus der Kammer.
Jubelnd umtanzten ſie dich, mit koſendem Streicheln und Lecken
Boten ſie labende Koſt; du aber mit Königsgebahren
Streckteſt die Schwingen empor, und durchſchalteteſt kühn die Gefilde!
Noch iſt der Sommer nicht hin, und du liegſt ſchon vom Tode gebändigt!
Ruhe denn, trauteſtes Kind, und was dein klagender Schatten
Fordert, es ſoll dir werden: ein Grab und blutige Rache!"
Sprach's, da erſcholl ein dumpfes Getön und gezogenes Surren.
Wie wenn froſtiges Hauchs durch Waldungen murmelt der Südwind,
Wie unruhiges Meer anrauſcht mit prallender Brandung,
Wie ungezähmt aufbrauſt in geſchloſſenen Öfen das Feuer:
So ſchrien alle die Bienen zugleich, wildflammendes Zornes:
„Krieg dem Ämſengeſchlecht! ihm nahe das grauſe Verhängnis!"
Und die Königin ſprach: „Es geſchehe! bereitet die Rüſtung!"
Feſto vom Seſſel erſtand der verſtändige Blümelumſummer,
Dem von der Zung' ein Laut wie des Honigs Süße daherfloß;
Er, der älteſte Greis im ganzen Bienengeſchlechte,
Höchlich von allen verehrt, der Königin würdiger Großohm.
Dieſem waren ſchon ſieben der blütenſproſſenden Lenze
Abgewelkt, viel wußt er zu ſagen aus älteſter Vorzeit.
Selber begann wohlmeinend, und redete vor der Verſammlung:
„Was du beſchloſſen, iſt gut, o ſzeptertragende Nichte!
Aber auch dieſes erwäg' in des Herzens Geiſt und Empfindung:
Ob du dem Feind' anſageſt den Kampf durch den heiligen Herold.
Auch mit dem Schelm ſei die Fehde geführt als von biederen Männern!
Dann iſt der Krieg zu ſicherem Heil und gerecht vor den Göttern."
Sprachs, und die Königin rief dem Herold, Brommel, der Hummel,
Welche ſeit vielen Tagen zu Immenheim dienet um Löhnung:
„Wahrlich, ein herrliches Wort hat der würdige Ohm mir geredet;
Brommel, entfleuch! und künde den Ämſen die blutige Fehde!"
Jene ſprach es, und trennte ſofort die rege Verſammlung.
Wie wenn der Sturmwind ſpielt mit der Bäume gefallenen Blättern:
Wogten die Bienen, entflammt zu kriegesgewaltiger Rüſtung;
Höhleten Linſen zuerſt als hauptumſchirmende Helme;
Schmiedeten Panzer ſodann, und Schienen von ſtrahlendem Wachſe;

Nagten mit scharfem Gebiß der Strohblum' goldene Blättchen
Rings zum schön vollendeten Schild, ein Wundergebilde!
Aber auch Schwerter bereiteten sie, zweischneidig aus Bandgras;
Wuchtige Lanzen aus Stroh, Streitkolben aus Tulpenpistillen
Auch der Höschen vergaßen sie nicht, der Höschen von Wachsbalg,
Welche dem Bienlein umkleiden die hinteren Schenkel, so oft es
Steiget empor aus dem goldenen Schacht süßduftender Blüten.
Diese dann trugen sie her, und forschten, und näheten sorgsam,
Wo sich ein Löchlein fand, denn ein Greu'l sind zerrissene Höslein!
Aber indem sie Kriegsgerät vollbrachten mit Eifer,
Bauten die Drohnen den wächsernen Sarg, balsamten den Leichnam
Ihres verblichenen Herrn; mit Lilientüchern umwickelt,
Senkten sie still den edelen Leib in die enge Behausung,
Fügten den Deckel darauf, und legten nun Trauergewand an,
Trauergewand vom dunkelen Blatt hochragender Malven!
Vier breitschultrige Hummeln erhoben den Sarg, und mit Thränen
Folgten die übrigen all' dumpfsingend dem Leichenbegängnis
Aus dem Gehege zum Saume des Hains, der im Glanze des Vollmonds
Ruhete; nur, von dem Hauch mildwehender Lüfte geschwungen,
Tönten die Primelglocken das hallende Totengeläute.
Drei Grabkäfer durchwühlten den Grund; als die Gruft nun gegraben,
Senkten die Bienen bedächtig den Sarg, und erhöhten den Hügel;
Setzten die Säule darauf, von strahlendem Wachse gegossen;
Und mit den Rüsseln gruben sie ein die gewichtige Grabschrift:
„Süßlieb ruhet allhier! O Wanderer, nimm dich in acht doch,
Daß nicht dein Fuß unachtsam zertritt sein heiliges Denkmal!
Aber zermalmst du im Gehen ein Ämslein, oder auch zweie,
Sei uns gesegnet, o Mann! Denn aus diesen erstand ihm der Mörder."
Jetzo nach Immenheim erhuben sich alle mit Hasten,
Labten das traurige Herz mit Honigkuchen und Wachsmehl;
Und, nachdem sie in Zellen sich lagerten, herrschte die Nacht durch
Tiefes Schweigen, und Schlummer umfing die ermatteten Glieder.
Brommel indes flog rasch nach Ämsenstedt durch das Dunkel;
Trat vor das Thor, holt Odem, und blies in die helle Trompete
Dreimal. Aber sogleich sprang auf das erdröhnende Gatter;
Und der König erschien, Zwickmaul, mit seinen Trabanten.
Drauf laut tönendes Ruf's that Meldung Brommel, der Herold:

„Also redet durch mich Goldimme, die Fürstin der Bienen:
„„Zwickmaul! schnöden Verrat hast du an den Immen geübt,
Meucheltest uns den teuersten Sohn und den Erben der Herrschaft.
Darum gedenke du jetzt uns blutige Sühne zu geben.““
Brommel sprach's, und der König der Ämsen entgegnete zornrot:
„Wir nicht, sondern er selbst sann schnöden Verrat im Gemüte,
Unsere Burg zu erstürmen mit zwölfen von seinem Gelichter,
Darum ward ihm von unserem Sohn die gerechteste Strafe.
Aber das schwör' ich anitzt, noch dreifach bitt'rer als jenem,
Werd' ich euch allen gesamt vergelten die schelmische Keckheit!
Fort Schandbarer! nicht wag' Ein Wörtlein weiter zu reden;
Oder umsonst schirmt dich des Herolds heiliges Scepter!"
Brommel entwich, und der König berief die Volksversammlung.
Weit nun hallte der Markt, und es dröhnete drunten der Boden,
Als sich das Volk hinsetzt', und Getös' war donnergewaltig.
Kaum saß endlich das Volk, und hielt die gereiheten Sitze,
Und es verstummt ihr Getön; da erhub sich der Ämsenbeherrscher:
„Seid nun Männer, o Freund', und gedenket des stürmenden Mutes,
Jenen gleich, die von unserem Geschlecht herleiten den Ursprung.
Wisset! es lebte vordem ein Mensch, ein gewaltiger Herrscher,
Äacus, Jupiters Sohn; dem entriß die verderbliche Seuche
All sein Volk, und es standen verödet die blühenden Städte.
Da zum Erzeuger erhub die flehenden Hände der König
Jammernd, nun jammert es auch den erhabenen Herrscher des Himmels.
Selbiger stieg vom Olymp, und über der Ämsen Behausung
Sprach er ein mächtiges Wort. — O bewunderungswürdiger Anblick!
Flugs entstieg in unendlicher Flut dem durchwimmelten Hügel
Riesiges Menschengeschlecht, und bezog die entvölkerten Städte.
Das sind die Myrmidonen, die vielgerühmeten Helden,
Die von Achilles geführt, die heilige Troja bedrängten! —
Solches erwäget denn wohl in des Herzens Geist und Empfindung:
Werd' es bewähret an euch in der Schlacht mit den Honigbereitern,
Daß ihr den Menschen verwandt, und den Tapfersten unter den Tapfern.
Auf denn; vom bärtigen Hafer entnehmt langschattige Lanzen;
Schwerter sodann von den Nadeln des Lerchenbaums und der Tanne;
Schafft aus den Hülsen der Gerste die brustumschirmenden Panzer;

Helme von Körnern des Mohns; aus strahlendem Glimmer die Schilde,
Fernhin strahlend ins Feld und bemalet mit bunten Gewappen.
Solches erfüllet mit Fleiß; dann ruht, bis der Morgen uns anmahnt,
Gegen die reisigen Bienen das Graun des Krieges zu tragen."
Jener sprach es, und trennte sofort die rege Versammlung.
Wie die Cyklopen in Hast aus gewichtigen Barren des Erzes
Schaffen die mächtigen Donnergeschoß'; mit erhobenen Armen
Hämmern sie all' im Takt; es erdröhnt von den Schlägen der Ätna:
So durchtoste die Burg der Ämsen gewaltige Rüstung,
Bis vollendet das Kriegsgerät; dann entschlummerten alle.
Bald verscheuchte die Schatten der Nacht der erwachende Morgen,
Stieg ins Gefild, und rührte mit rosiger Hand an die Pforte
Immenheims, der herrlichen Stadt in dem ragenden Eichstamm.
Solches gewahrt' alsbald aufmerkend der Hüter des Thores,
Lief durch die Straßen, und blies in die dröhnende Kriegestrompete.
Rüstig entrafften sich alle dem Schlaf, und ein dumpfes Gesumme
Tönt umher, antwortend dem schmetternden Rufe zum Aufbruch.
Rings dann strömten sie hastig herbei, mit den Fittigen schimmernd;
Schärften den Stachel mit Macht am Gebiß, und strengten die Muskeln.
Wimmelnd geschart um die Fürstin mit weithin leuchtenden Flügeln,
Stürzten sie nun in das offene Feld des sonnigen Äthers.
Hoch in der Luft weitkreisend durchbrauste das Kriegsgeschwader
Sturmgleich Thal und Gebirg'; doch als in der Ferne sich zeigte
Ämsenstedt, die ragende Burg der Höhlenbewohner,
Ließ sich die Fürstin herab, ihr folgten die wackeren Bienen.
Wie die Lawin' abstürzt vom Gebirgskamm weit in das Blachfeld
Walleten jetzo die Ämsen daher aus den klaffenden Thoren.
Glanz erreichte den Himmel, und ringsum leuchtet' die Erde,
Hell von Gewaffen bestrahlt, und Getön scholl unter dem Fußtritt.

Dritter Gesang.

Der Götterrat.

Habt ihr mich überall, Musen, auf Erden treulich geleitet,
Wo auch der wirre Lauf der Wundergeschichte sich hinzog:
Höhres fordr' ich nun, durch den Anfang erkühnet zum Fortschritt.
Hebet mich jetzo von Ämsenstedt zu euerem Himmel,
Hebt zum Olymp mich empor; ihn hat ja dem Dichter eröffnet
Jupiter, als schon die Erde verteilt, und nichts ihm geblieben.
Führet mich ein in die hohe Beratung der seligen Götter,
Auf daß vernehme mein Ohr, was ihre Weisheit beschlossen
Über die bittere Fehde des Immen- und Ämsengeschlechtes.
Morgens blickte vergnügt der Göttervater vom Himmel
In das Getümmel der Welt; ihn ergötzet es, schaut er das Abmühn
Ihrer Bewohner von frühe bis spat um des Herzens Gelüste.
Jetzo — und unausduldsamer Schmerz erfüllte das Herz ihm —
Schaut' er und schauete wieder die krieggerüsteten Heere
Weithin deckend die Flur und gewärtig der blutigen Feldschlacht....
Sorgenerfüllt berief er sofort die Götterversammlung;
Selbst nun begann er den Rat, und die himmlischen horchten ihm alle:
„Habt ihr gesehen das frevelnde Thun der Bienen und Ämsen?
Irgend ein Gott hat in ihnen das Herz entzündet zur Zwietracht.
Nun mit entsetzlichem Kriegsgerät ziehn gegen einander
Beide; jeder gewillt, von der Erde den andern zu tilgen.
Aber wofern es den Einen gelänge, wer zähmte den Hochmut?
Wahrlich sie haderten dann mit dem Menschengeschlecht um die Herrschaft
Über die Erd', so wir selbem von Uranfang gegeben.
Wir selbst wohnten nicht mehr in dem sternumleuchteten Himmel
Sicher vor ihrem entsetzlichen Mut; denn in beiderlei Völkern
Lebet ein kecker, gewaltiger Sinn, gleich dem der Titanen.
Darum, so fleuch — dies scheint mir nach langem Erwägen das Beste —

Mein Mercurius, hin und suche durch kluge Verträge
Beide versöhnt zu scheiden, noch eh' das Verderben hereinbricht." ...
Also der Göttervater. Mercurius aber versetzte:
„Vater! verschone mich doch mit solchem gefährlichen Auftrag
Ob ich auch willig dir stets in den mißlichsten Sachen gedienet.
Denn unersättliche Rachebegier und flammender Jähzorn
Wohnt in der Bienlein krieg'rischer Brust. Wer wär' so vermessen,
Ihnen zu reden von Friedensvertrag, wenn sie schreiten zur Feldschlacht?
Aber damit du ersiehst, daß aus triftigem Grund ich mich sträube;
Will ich denn, was ich bis jetzo verschwieg, aufrichtig erzählen. —
Als ich noch liebentbrannt um Cecrops reizende Tochter
Freiete, wies mich zurück der Mensch mit solcherlei Rede:
‚Gleich und gleich nur gesellet sich gut. Du erkür' dir die Gattin
Unter der Göttinnen Schar, mein Töchterlein soll sich erlesen
Einen Gemahl, der von ehrlichem Fleisch und Blut, wie sie selber.'
Aber ich ließ von der Herrlichen nicht, und so oft nur der König
Zog mit den Dienern zur Jagd; so beschied mich die Maid in den Garten,
Welcher, umzäunt von Liguster, am Fuß des Hymettus sich hinzieht.
Einmal aber — ihm war's von der neidischen Schwester verraten —
Trat er, den Knüttel schwingend, herein mit der schrecklichen Drohung:
‚Wart', ich will doch dem göttlichen Schelm die Besuche verleiden!'
Hurtig entschlüpft' ich ins dichte Gebüsch den spähenden Blicken;
Doch in der Eil' ach! stürzt' ich den Bienenrumpf vom Gestelle.
Grimmig fiel mich das schnöde Getier an, sondern Erbarmen
Über und über den Leib mit giftigen Bissen verletzend.
Schier wie ein Sterbender zuckt' ich, mit Müh' rückhaltend das Aufschrein,
Daß nicht der Schwiegervater noch käm' mit dem knotigen Prügel.
Also, wie schlimm mir jene begegnet, o Vater, bedenke!"
Drauf unermeßliches Lachen erscholl den ewigen Göttern;
Endlich nahm Minerva das Wort, und sprach zur Versammlung:
„Lasset euch nicht durch Mercurius Wort die Herzen verführen;
Harmlos treibet die Bien' ihr frommes Gewerbe, nur Unbill
Strafet sie bitter, und dies wird billigen jeder Gerechte.
Jetzt auch kommt sie, um schnöden Verrat an den Ämsen zu rächen,
Die Goldimmens Erzeugten beim Gastmahl tückisch ermordet.

Sei doch Verderben gebracht schamlosem Gezücht, wie die Ämsen!
Alles, was ihnen behagt, zernagen sie gierig; und scheuen
Weder das Menschengeschlecht, noch selbst unsträfliche Götter!
Höret denn, wie sie auch mir gethan. Jüngst, kehrend vom Feldzug,
Mußt' ich die schnell einbrechende Nacht, da ferne die Herberg,
Tief im Tannengehölz, auf Moos gebettet, verbringen.
Matt vom beschwerlichen Marsch, entschlummert' ich schnell: da mit einmal
Weckt mich empfindliches Weh; es ergeußt sich mir über die Glieder
Immer lebendig, wie fließende Glut, scharfbrennendes Jucken;
Ätzenden Ungeziefers bedeckte mich reges Gewimmel,
Laufend über den Mund, in die Nas' und Augen und Ohren,
Selbst an den Knieen herauf, und über den Nacken und Busen.
Laut aufkreischt' ich vor Schrecken und Schmerz, und die blanken Gewaffen
Schleudert' ich weg, ja die langen Gewand' auch riß ich herunter!
Aber auch so nicht vermocht' ich den Ungetümen zu wehren,
Bis ich in Ängsten mich warf in des Waldstroms schäumende Fluten."
Ihr erwiderte Venus die wohllautatmende Rede:
„Wahrlich! Du Herrliche hast wohlziemende Worte gesprochen,
Die zu bestätigen mir die hohe Versammlung erlaube.
Einstmals ging ich gen Kolchis, wo herrliche Festhekatomben
Mir ein unsträfliches Volk darbringt; doch diesmal mit Staunen
Fand ich den Tempel von Betenden leer, und leer von Geschenken;
Rings von den Wänden die Kränze gerissen, mein strahlendes Abbild
Niedergestürzt, und die schönen Gewänder zerzaust und in Fetzen
Als ich, die Gotteslästrer zu züchtigen, zürnend heraustrat;
Siehe, verödet auch fand ich den Hof, und verödet die Straßen;
Aber im Innern der Wohnungen rast' ein grauses Verderben,
Denn die Gemächer und Zimmer und Böden durchwogte geschäftig
Weißer Ämsen abscheulich Gezücht, das fern aus der Wüste
Stürzte herein in unendlicher Zahl, brandschatzend die Menschheit,
Wahrlich es spähete heute umsonst der Schiffer des Pontus
Sehnsuchtsvoll nach dem Hafen, umsonst nach den winkenden Zinnen:
Hätt' ich nicht dort das böse Gezieser mit tödlicher Seuche
Plötzlich getilgt, und die Bürger zurück aus den Bergen gerufen!
Götter! Was hindert uns jetzo die frevelnden Höhlenbewohner
Preis zu geben und Sieg zu verleih'n den ätherischen Bienen?

Ihnen, dem frommen Geschlecht, das vordem mit nektarischem Honig
Dich, o Herrscher im Donnergewölk, in diktäischer Grotte
Nährete, wo dich die Mutter verbarg vor dem gierigen Vater,
Daß er nicht raffend hinab mit den Backen käute den Säugling,
Und mit ewiger Wunde das Herz durchbohrte der Mutter!"
Cypria sprach es, und mehr noch als ihre Worte, gewann ihr
Gleichgesinnte der siegende Blick, der rings die Versammlung
Leuchtend umwandelte, diesen mit lieblichem Danke bedenkend,
Oder zu jenem sich sanft erhebend mit flehender Anmut.
Schnell nun trat ihr zuerst Mars bei, dann Phöbus Apollo,
Auch Vertummus zugleich, und die Immenbeschützerin Flora.
Damals wär' es gewiß um das Volk der Ämsen geschehen,
Hätte Jupiter nicht dem Geschrei entgegnet mit Unmut:
„Thörichte! hab' ich euch darum zur Götterberatung gerufen,
Daß ihr nach Mißgunst oder nach Gunsten entscheidet das Fragnis?
Wahrlich, nicht eures Rates bedürft' ich, noch eurer Hilfe,
Eins der Geschlechter hinweg von dem Runde der Erde zu tilgen. —
Auf und nieder schwanket des Schicksals Welle, doch keine
Gattung der Kreaturen verschlinget sie schier aus dem Dasein.
Beide sind sie mir wert, und erhalten auch will ich sie beide;
Denn es schaltet allein mit gleicher Seele der Herrscher!
Beide sind sie mir wert, die vor allen Geschlechtern der Tierheit
Ich mit Verstande geziert und mit Kunst und regem Gewerbfleiß.
Sie nur haben gemein der Kinder Geschlecht, und vereinbart
Häuser und Stadt, und leben beherrscht von großen Gesetzen;
Heimat kennen nur sie und eigenen Herdes Penaten;
Und vom nahenden Winter gewarnt, arbeitet im Sommer
Ämsig ein jedes für alle, und verwahrt den gemeinsamen Vorrat. —
Höret mein Wort denn, ihr Götter umher, und ihr Göttinnen alle,
Daß ich rede, wie mir das Herz im Busen gebietet;
Kein Unsterblicher hier, ob er Gott sei, oder ob Göttin,
Trachte, wie dies mein Wort er vereitele; alle zugleich ihr
Stimmt ihm bei, daß ich eilig Vollendung schaffe dem Werke.
Wen ich jetzt von den Göttern gesondertes Sinnes erkenne,
Daß er geht, und die Bienen begünstigt, oder die Ämsen:
Schmählich geprügelt, fürwahr! kehrt solcher mir heim zum Olympus."
Sprach's und erstand und löste der ewigen Götter Beratung.

Vierter Gesang.

Die Ämsen-Immenschlacht.

Jetzo die Harfe getauscht mit der schmetternden Kriegesdrommete!
Götter, die ihr in wilder Begeist'rung mit funkelnden Blicken
Von rotglühender Wolk' auf die Streitenden schautet hernieder,
Hauchend fern in die Herzen vertilgungschnaubende Blutgier,
Und mit grimmiger Lust euch erkiesend unzählige Opfer:
Mars, sei du mein Apoll! Bellona, sei mir die Muse!
Jupiter hat es gewollt! ein Kündiger seines Gebotes
Flog mit Gekrach durch zerriss'nes Gewölk sein flammender Blitzstrahl.
Lange dröhnet er noch; — und sogleich auch erscholl der Posaunen
Schlachtaufruf. Nun stürmten, zwei stürzende Felsen, die Völker
Gegen einander durchs bebende Feld; Staub hüllte die Scharen;
Und ans erzitternde Himmelsgewölb' schlug hallender Schlachtruf,
Als nun die Bienen und Ämsen auf einem Raum sich begegnet,
Trafen zugleich die Hülsenschild' und die flammenden Kräfte
Rüstiger Männer des Kriegs; und die Speer' in den mutigen Händen
Zitterten, heftig im Stoß den Gegner zu fällen begehrend.
Jene zumeist, die Führer, inmitten des Kampfes weitleuchtend,
Dräueten, fürstlichen Mut im klopfenden Busen bewegend;
Jeglicher so durchaus nicht zu weichen gefaßt, bis er sieghaft,
Übergewaltig des Gegners gewendete Scharen dahertrieb!
Aber zur Rechten nicht, noch zur Linken wankte die Schlachtreih'!
Jetzo ein anderes Thun ersann der treffliche Zwickmaul,
Wunderhaft, wie es noch nimmer in eines Sterblichen Seele
Aufstieg; — einzig fürwahr in dem rollenden Lauf der Geschichte!
Vorwärts streckend den Leib, den Rücken gedeckt mit den Schilden,
Schlugen die Ämsen das scharfe Gebiß in den Gürtel der Immen;
Nun mit Gewalt und mit Macht die eherne Brust anstemmend,
Mühten sie sich wutvoll, die Heerreih' niederzuwerfen,
Aber sie stand; wie vergebens sie auch blitzschmetternden Schwertschlag

Sandt' auf den feindlichen Schild, und ſich wehrte des wütenden Anfalls.
Hierhin und dorthin ſchwankte die Feldſchlacht; fürchterlich rangen
Beide, die einen von Zorn gepeitſcht, von Verzweiflung die andern;
Tief aufkeuchten die Männer, den Ringen der Rüſtung entquoll Schweiß.
Wie zwei Leuen umher um einen gemordeten Kronhirſch
Auf einander mit Groll einſtürzen mit hitziger Kampfgier; —
Siehe zu beiden Seiten hat jeder mit blutigen Krallen
Feſt die Beute gepackt, graunvoll angrinſend den Gegner;
Nun mit unbändiger Wut zerfleiſchten ſie ſich, und den Kampfpreis
Zerren ſie hin und wieder, und keiner erfreut ſich des Sieges:
Alſo rangen auch dort erfolglos Bienen und Ämſen.
Als dies die Königin ſah, Goldimme, die Hirtin der Bienen,
Herrſchte ſie unter das Heer, — Zorn füllte das mutige Herz ihr:
„Seid nun Männer, o Freund', und gedenket des ſtürmenden Mutes!
Auf denn! Heran mit Gewalt zu der Mordſchlacht raſcher Entſcheidung!“
Jene ſprach's, und erregte zu Mut und Stärke die Männer.
Selber nun trieb ſie das ſchnelle Geſpann dumpfbrummender Hummeln
In die Geſchwader der Feinde voran, daß unter den Hufen
Viel kriegsmutige Ämſen, und unter den Rädern zerſchellten.
Sie, gleich Indiens lauernder Schlang', ſtand oben und ſpäh'te
Stets nach den beſten des Heers, daß der fliegende Speer ſie ereile.
Sirupſchlürfern traf ſie zuerſt in den fleiſchigen Buſen;
Dumpf hinkracht er im Fall, und es raſſelten um ihn die Waffen.
Springflink ſtürmte heran, das ſchöne Geſpann zu erbeuten;
Aber umſonſt entflog ihm der Spieß, und eh' er das Schwert noch
Zückte, zerſchlug mit dem Tulpenpiſtill ihm die Heldin den Schädel.
Jenem entſank zur Seite das Haupt; Nacht hüllte die Augen.
Glimmerhold ſah's, ihm ſchwoll ſein mutiges Herz vor Betrübnis,
Grimmig entſandt' er mit Wucht, Goldimmen erzielend, die Lanze.
Jene zwar vorſchauend vermied das grauſe Verhängnis;
Aber es ſank Blumbuhle getroffen, der Königin Liebling,
Welcher ihr ſtets zur Seit' ein gefürchteter Kämpe daherſchritt.
Köpflings ſtürzt' er dahin, und beſtäubte das zierliche Haupthaar.

Um den erschlagenen Freund entbrannt' im Herzen die Fürstin;
Flog durch das Vordergefecht auf dem dröhnenden Hummelgespanne,
Stand dann jenem genaht, und schoß den blinkenden Wurfspieß,
Jener aber entwich in der Ämsen Gedräng dem Verhängnis.
Bittre Vergeltung übte sie d'rauf an den Helden der Ämsen:
Zürnefast fiel, nichts half ihm der Schild mit den bunten Gewappen;
Tangelnager sodann, Sandwatschel, der blühende Feldwart —
Alle sie lagen gehäuft im Blut. Erbärmlicher Anblick!
Solcherlei that Goldimme. Mit Schlachtlust drangen die Bienen
Tief in den feindlichen Schwarm, viel Erdensöhne verdarben.
Kühwart, welcher vordem, ein weidlicher Hirte der Blattläus',
Ruhige Tage verlebt auf dem fetten Hollundergebüsche,
Flau von der süßen Milch der strotzenden Herden sich nährend; —
Thörichter! Hätt' er entsagt hochfahrendem Ruhmesverlangen:
Traun, er entrann dem bösen Geschick frühzeitiges Todes!
Jetzo versammelte Rauchbein ihn zu den Schatten der Väter.
Rischlauf aber, erzürnt, mit der kräftigen Rechten erhob er
Einen gewaltigen Stein von der Erde, die Last des Gefildes!
Warf ihn gegen die Knie Rauchbeins, und gänzlich zerschmettert
Wurden die Beine der Linken, er sank seitwärts in den Staub hin.
Schnellflug sah es, erbost, mit wuchtiger Lanze vom Hafer
Rannt er heran, doch sie brach an dem trefflichen Schilde des Gegners.
Rischlauf eilte herzu, den Entwaffneten niederzuringen;
Diesem entbrannt' unmäßig der Zorn, und zu Boden gebläuet,
Sprühet' er geiferndes Gift, und stieß den verborgenen Stachel
Tief in den feindlichen Wanst, den Geist in der Wunde verhauchend. —
So schlug Mann vor Mann im zerstreuten Kampf der Entscheidung.
Zwickmaul, welcher annoch auf dem anderen Flügel den Bienen,
Fest, wie ein Turm, standhielt; erschaut unerfreuliche Werke.
Wütend schlug er darein, viel edele Bienen erlagen;
Süßbrodnager entsank; Zwickmauls langschattiger Wurfspieß,
Welcher ihm grad' die Gedärme durchwütete, löste die Glieder.
Werklust stürzte dahin, von des Königs Wachholderdegen
Tödlich getroffen, er starb, und erfüllte mit Kummer die Bienen.
Seimhold auch, Dolchberger, Korinthenfresser und Sturmscheu
Sanken dahin miteinander zur nahrungsprossenden Erde.

Auch Schwarzharnisch erwehrte sich kühn des feindlichen Andrangs.
Dreimal stürzt' er hinein, vergleichlich dem stürmenden Mavors,
Schreiend mit grausem Getön, dreimal neun Bienen erschlug er.
Aber da nahte die Königin ihm zu grausem Verderben,
Sprang von dem Wagen herab, und rannt' ihn mit Sturmesgewalt an.
Zween Giganten kämpften sie dort, die Bien' und die Ameis,
Lang'; und beiderlei Heere vergaßen des blutigen Handwerks,
Rings auf die Waffen gelehnt, bangatmend, voller Erwartung,
Welchem von beiden den Sieg die Götter vom Himmel verliehen?
Heißer begehrten die Kämpfenden schon des Gefechtes Entscheidung,
Denn sie ermatteten hart, und den Ringen der Rüstung entquoll Schweiß.
Endlich in flammender Wut erfaßt mit der schneidenden Zange,
Unterlaufend der Gegnerin Schwert, Schwarzharnisch der Biene
Wächsernen Panzer, damit er im Ringen zu Boden sie stürze.
Aber die Königin stand, hoch ob den Gebückten sich hebend,
Traf sie mit sausendem Hieb, wo Haupt und Nacken sich füget,
Oben am Wirbel hinein, und durchschnitt ihm beide die Sehnen.
Vorwärts stürzt' er dahin, und das Haupt blieb haften im Harnisch;
Ungern schwebte die Seele des mächtigen Helden zum Orcus.
Laut hinjauchzte die Fürstin, es jauchzten die Honigbereiter;
Aber die Ämsen zumal, wie sie sahen den Herrlichen stürzen,
Und Goldimmen daher, wie die ägistragende Pallas
Wandeln, das blutige Haupt in dem Panzer, funkelndes Blickes:
Regte sich allen das Herz, und es schwenkten verwirrt die Geschwader.
Jählings flohen sie alle, zu meiden das grause Verhängnis;
Und wie weit sich dehnte die Ebene, wogten die Haufen:
Diese dahergescheucht, und jen' im Tumult sie verfolgend.
Als Zwickmaul nun erwog in des Herzens Geist und Empfindung,
Wie ihn verderblich umdräu' des Kriegs wildzüngelnde Flamme;
Sandt' er zum Hinterhalte die dringend eilige Kunde:
„Rischlauf! Vetter, o hemme nun du das jähe Verderben!"
Blondäms lagerte dort mit den gelben Gartenameisen;
Wohl ein schwächlich Geschlecht, der Werke des Friedes beflissen,
Klein von Gestalt, nicht vergleichlich den dunkelen Ämsen des Waldes:
Aber an zornigem Mut urgleich den Stammesverwandten.
Jetzt durch die wimmelnde Schar rief hin der feurige Blondäms:

„Rischlauf, Ämslein, gedenkt rastlos einstürmender Abwehr!“
Jener sprach's und erregte zu Mut und Stärke die Männer. —
Quer durch die Ebene lief mit jähabsteigenden Wänden
Gradaus und mit geebnetem Grund, der Tenne vergleichbar,
Tief in den Boden gedrückt lag dort der Rasen, ein Thalgrund.
Jüngst erst war er entstanden, als Jochen der Knecht aus den Fluren
Langsam den hoch mit Garben beladenen Wagen daherlenkt';
Tief in das Erdreich schnitten die Räder mit ehernen Reifen.
Also bildete dort sich ein Thal: so wollt' es das Schicksal!
Hier sich zu bergen, eilten die flüchtigen Ämsen, und hierher
Folgt im Gemüte bethört siegtrunken Lilientummler
Mit graunvollem Geschrei und die treuen Gefährten ermunternd.
Da — wie des dumpfaufgrollenden Stroms gebändigte Flutung
(Riß sie hinunter die hemmende Wehr) durch die gähnende Öffnung
Wild hinbrauset im fliegenden Lauf und brodelnden Strudel: —
Stürzte das gelbe Gezieser ins Thal auf die Haufen der Bienen,
Unbewaffnet, allein mit dem grimmen Gebiß anfallend;
Rissen die Helme herab; es entrollte der Schild, nun die Lanze;
Endlich, wie Zunder, zerfiel vor den ehernen Zangen der Harnisch.
Jetzo, die Schwingen zerfetzt, beraubet der strebenden Glieder,
Fürchterlich auch von dem ätzenden Gift in den Wunden durchwütet,
Stürzten die Bienen dahin, und wälzten sich röchelnd im Staube.
Selbst noch vom blutenden Rumpf nicht ließ das freche Getier ab,
Bis nur der hohle Schädel und bleiches Gerippe zurückblieb.
Solch graunvolles Gemord begannen die Gartenameisen,
Hundert gen eine der Bienen, umflutend vom Haupt bis zur Sohle.
Lilientummler erlag, Jungwart, Tauschlürferchen, Wachsmann,
Ihnen gesellt Kittkneterleins Kind, der blühende Aulieb.
Nichts verblieb von ihnen den Freunden zur Ehrenbestattung,
Sondern mit Knochen und Haut, mit Gewand und blinkenden Waffen
Wurden im Männergemord rein aufgefressen sie alle!
Damals war es fürwahr um das Volk der Bienen geschehen;
Wenn nicht ein kühner Gedank' durchblitzt' Goldimmens Gemüte.
Plötzlich erhub sie die Stimm', und rief den werten Geleitern:
„Jachschwung, Stäubleinträger, ihr andren auch, die ihr die Kühnsten
Rühmet in Schwingenbewegung zu sein, Luftruderer alle!

Merket denn auf, wie ich rede das Wort, ſo gehorchet mir eilig!
Leget die Waffen nieder! und hoch in die Lüfte gehoben,
Haltet euch ſchwebend über dem Feind, und von oben hernieder
Sendet in Pfeil und Geſtein ihm rächendes, dunkles Verhängnis!“
Jene ſprach es, da hörten ſie aufmerkſam, und gehorchten.
Summend ſtiegen ſie auf, wie die Flammen des züngelnden Feuers;
Und ein unendlicher Hagel von ſchweren Geſchoſſen ergoß ſich.
Erſt Glotzäugelen traf Jachſchwung, und zerbrach ihm die Schulter,
Taumelnd zurück nun ſank er zur Erde hin, und es umhüllte
Finſtere Nacht ihm die Augen, und Todesſchauer umfloß ihn.
Seimdieb ſtürzte ſodann von Piſtillenfreſſern getroffen,
Diesmal däucht' ihn fürwahr nicht ſüß die Bürde der Bienen.
Stäubleinträger erſchlug Feldwandelern hoch aus den Lüften,
Und er entſank wie die herrliche Eich' im Sturme dahinſinkt.
Alldort gab es unendlichen Tod und unzählige Wunden;
Höhlenkriecher erlag, Kernbeißer, Minirer und Zwackmund;
Tauſende ihnen geſellt zur nahrungſproſſenden Erde.
Siehe, da regte ſich grauſend das Herz in dem Buſen der Ämſen;
Jählings entflohen ſie alle mit wirrem Geſchrei nach den Thoren,
Drängend mit wildem Getümmel, in Haſt und blinder Betäubung;
Denn es begehreten alle zugleich den rettenden Eingang.
Als ſie nun ſchützend umfing der Erde ſtille Behauſung;
Schoben das Gatter ſie vor, und wehrten den wilden Verfolgern.
Da entrollte die Sonn', und herauf zog heiliges Dunkel.

Fünfter Geſang.

Des Krieges wunderſame Endſchaft.

Alle die anderen Götter und krieggerüſteten Männer
Schliefen die ganze Nacht; nur Jupiter wälzte ſich ruh'los
Hin und her auf dem Lager, und harrte vergebens des Schlummers.
Denn es bekümmert ihn ſchwer im Gemüt, wie er wehrte den Bienen,
Ganz vom Runde der Erde die Höhlenbewohner zu tilgen.
Denn ſo geſchah es, wofern ſie noch einmal ſiegten im Kampfe.
Dieſer Gedank' erſchien dem Zweifelnden endlich der beſte:
Gegenwärtig der Schlacht, zu erſehen den waltenden Zufall,
Ob er vielleicht ihm zeige den Weg zur gewünſchten Entſcheidung.
Eilig erhub ſich der König der Götter vom ſchwellenden Lager,
Wo ihm zur Seite noch ruhte die lilienarmige Juno.
Feſten Tritts — und das Nachtgeſchirr erdröhnete kläglich —
Wandelt' er aus dem Gemach; und ſchirrt erzhufige Roſſe
Selber ins Joch; von der ſtrahlenden Wand drauf nahm er die Geißel,
Schön aus Golde gewirkt, und trat in den Seſſel des Wagens.
Treibend ſchwang er die Geißel, und raſch hin flogen die Roſſe
Zwiſchen der Erd' einher und dem Sternengewölbe des Himmels.
Schnell erreicht er den lieblichen Ort am Fliedergebüſche
Über der Höh', die vor Ämſenſtedt aus der Ebene aufſteigt.
Dort nun hielt der Beherrſcher der Kreaturen und Götter,
Löſte die Roſſe vom Wagen, und breitete dichtes Gewölk aus.
Selber ſetzt er ſodann auf der Höhe ſich, ſinnenden Hauptes,
Wo er die Burg der Ämſen umſah und das Lager der Bienen.
Alsbald hub ſich im Oſt Aurora, mit roſigen Fingern
Hebend den Schleier der Nacht, und den Tag der Erde verkündend;
Aber ſogleich auch rückten die Immen geſamt aus dem Lager,
Wo ſie in weißen Gezelten, gefügt aus Lilienblättern,

Ruhten die ganze Nacht von des Tages mühseligen Kämpfen.
Auch die Ämsen entrissen sich schnell der dunklen Behausung.
Gegeneinander stellten sich beid' in geordneten Schlachtreih'n,
Jen', ob Jupiter ihnen verlieh, den Sieg zu vollenden;
Diese mit heißem Begehr, von der Stadt zu verdrängen die Feinde.
Alle die Lanzen erhöht und getrost im Herzen der Hoffnung.
Schweigsam horchte die Welt; da entstieg oceanischen Fluten
Phöbus Apoll; und das göttliche Licht durchrieselte strahlend
Thal und Gebirg'; rings lachten die strahlenden Wiesen im Tauglanz.
Himmelschlüssel, Violen und Asphodillen erblühten
Unter den göttlichen Füßen Saturnius'. Duftende Lüfte
Wallten um ihn, und spielten mit seinen ambrosischen Locken,
Daß er aus grollendem Sinnen erwecket, mit Wohlbehagen
Aufschaut heiteres Blicks, und den Stimmen lauschte des Lebens,
Welche in wirrem Gemisch' aus dem Hag' und Gefild' und vom Strome,
Und aus den dampfenden Städten der Menschen tausendfach aufstieg.
Alle sie überschrie mit frohem Gezwitscher der Sperling
Schwätzinger. „Zeus, Zeus, Zeus!" so rief er unendliche Male.
Diesen vernahm und entdeckt' im Schlehengebüsche der Donnrer,
Rief ihn sobald zu sich her, und sprach die geflügelten Worte:
„Schelm! was rufest du mich unablässig mit gellender Stimme?
Ob nicht zu übeler Stunde mit mir du scherzest, bedenke!"
Schwätzinger bebete, — nicht vor dem Herrscher im Donner-gewölk Zeus,
Sondern vor dem, der zu Füßen ihm saß, dem gewaltigen Adler.
Dieser öffnete schon die gierigen Klau'n nach dem Spatzen;
Aber der Herr stieß ihn mit dem Fuß und drohete: „Leg' dich!"
Jetzo saß er geduckt, und getrost gab Schwätzinger Antwort:
„Vater, daß du so nahe mir seist, nicht schwante mir solches.
Über dem Nestlein saß ich mit meiner Frau bei den Kindern,
Daß wir den Morgensegen mit Kunst zu zwitschern sie lehren.
Horch auf! überall steigt ja empor mit dem Lichte der Jubel!
Darum rufen auch wir bei dem Namen dich, mächtiger Herrscher,
Ehe nach Futter wir gehen, und bitten um gute Geschäfte!"
Ihm antwortetest du, mild lächelnd, gewaltiger Donnrer:
„Sperling! fürwahr! du gefällst mir und hast du ein stilles Verlangen,

Bitte dir eine Gnad'! mein Herz gebeut mir Gewährung!
Ihm antwortete drauf der fröhlich gemutete Sperling:
„Festlich sei mir der Tag, da des Himmelunderdenbeherrschers
Gnädiger Blick mich traf, und sorglos sei er gefeiert:
Gieb mir denn heut' und den Meinen ein leckeres, reichliches Frühmal!
Viel bedarf die Familie, viel auch der eigene Magen:
Darum so hat ein redlicher Spatz von früh bis spät Müh'. —
Siehe, wie du die Erde nach großen Gesetzen geordnet,
Ist sie gar reich an jeglichem Gut aufsprossender Nahrung,
Wert und würdig, darauf ein Mensch zu sein, oder ein Tier auch.
Aber der Erde Bewohner verleiden sich untereinander
Jechlichen Lebensgenuß aus Neid und gehässiger Habsucht.
Also machen auch mir unzählige Feinde das Leben
Herzlich schwer; denn, — nicht zu erwähnen, daß Natter und Marder,
Iltis und ander Getier in dem eigenen Neste mich heimsucht, —
Drängen und ängsten mich all', wenn ich still geh' meinem Geschäft' nach.
Hier aus dem Roggengefild verscheuchen mich schreiende Knaben;
Dort in den Gärten der Menschen verwehrt mir der scheußliche Popanz,
Daß ich ein Kirschlein genieß', und Kirschen eff' ich so gern doch!
Kehr' in die Scheuer ich ein, rasch faßt mich die tückische Katze;
Und in den Waldungen jagt auf jegliches Leben der Adler.
Siehst du, so flattr' ich in Sorgen und Müh', und spähe nach Nahrung,
Ob ich ein Bienlein treff' auf der Heimkehr, oder ein Amschen —"
Alsbald erkannte der Gott, daß solcherlei Wort in den Schnabel
Jenem des Schicksals Walten gelegt; da sprach er mit Hasten:
„Bienen und Amsen? was sinn' ich noch lang auf des Kampfes Entscheidung?
Siehst du drunten im Thal die Phalangen erglänzen im Frühstrahl?
Schon erregen die Fürsten zu Mut und Stärke die Männer;
Und die Geschosse, begierig nach Blut, durchkreuzen die Lüfte;
Viel pfeilkühne Gesellen entsinken, und regen im Falle
Wirbelnden Staub auf, — fleuch, wenn du Mut hast, über die Völker,
Daß in gemeinsamer Not der verderblichen Schlacht sie vergessen!"
Sprach's, da schwirrte der Flügel des Sperlings; inmitten der Feldschlacht

Saß er, im Herzen erfreut, wie der männermordende Mavors!
Links hin pickt' er, dann rechts mit dem klaffenden Schnabel, ein Bienlein,
Luſtig ſchmauſend, der Ämſen nun zwo bis drei ſamt der Rüſtung.
Dann ein Geſchwader nahm er von jeglichem Volk und entführt' es
Hoch durch die Luft nach dem heimiſchen Neſt für die ſchnappenden Jungen;
Kehrete hurtig zurück, und wieder begann er das Morden.
Alle die weiblichſten fraß er und wohlgenährteſten Führer
Und die Gemeinen dazu, wie ſie anmarſchierten in Ordnung.
Traun, nicht der Könige hätt' er geſchont, wenn ſie länger gezögert,
Heimzukehren; und ohne Befehl ſchon gehorchten die Völker.
Beide flohen zugleich, ſich der Schlacht und des Sieges begebend,
Unverwandt, und der Boden erdröhnte von eilendem Fußtritt.
Dunkel ergoß in das breite Gefild ſich der Strom der Bedrängten,
Heimkehr ſelig begehrend, wenn je ſie der Vogel vergönnte:
Aber der Donnerer ſaß, und ſchaute von ferne, was Arbeit
Schwätzinger that, er hielt mit den Händen den ſchütternden Bauch ſich
Laut auflachend, und kehrte zurück auf den hohen Olympus.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Lichtdruck von Dr. E. Mertens & Co., Berlin.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

JAN 29 1954

[redacted]

[redacted]